

Et ne connoissant plus ce héros qu'elle adore ,  
 Elle voit Hippolyte , et le demande encore .  
 Mais trop sûre à la fin qu'il est devant ses yeux ,  
 Par un triste regard elle accuse les dieux ;  
 Et froide , gémissante , et presque inanimée ,  
 Aux pieds de son amant elle tombe pâmée .  
 Ismene est auprès d'elle ; Ismene tout en pleurs  
 La rappelle à la vie , ou plutôt aux douleurs .  
 Et moi , je suis venu , détestant la lumière ,  
 Vous dire d'un héros la volonté dernière ,  
 Et m'acquitter , seigneur , du malheureux emploi  
 Dont son cœur expirant s'est reposé sur moi .  
 Mais j'apperçois venir sa mortelle ennemie .

## SCENE VII.

THÉSÉE , PHEDRE , THÉRAMENE ,  
 PANOPE , GARDES .

THÉSÉE.

Hé bien ! vous triomphez , et mon fils est sans vie .  
 Ah ! que j'ai lieu de craindre ! et qu'un cruel soupçon ,

Ihr Aug' erkennt nicht mehr die theuern Züge,  
 Sie sieht ihn vor sich und sie sucht ihn noch.  
 Doch als es endlich schrecklich sich erklärt,  
 Da klagt ihr Schmerzensblick die Götter an,  
 Und mit gebrochnem Seufzer, halb entseelt,  
 Entsinkt sie bleich zu des Geliebten Füßen.  
 Jemene ist bei ihr und ruft sie weinend  
 Zum Leben ach! zum Schmerz vielmehr, zurück.  
 Und ich, das Licht der Sonne hassend, kam  
 Den letzten Willen dieser Heldenseele  
 Dir kund zu thun, o Herr, und mich des Amts,  
 Das er mir sterbend auftrug, zu entladen.  
 — Doch hier erblick ich seine blutge Feindin.

## Siebenter und letzter Auftritt.

Theseus. Phidra. Theramen. Panope.

Theseus.

Nun wohl, du hast gesiegt, mein Sohn ist todt.  
 Ach, wie gerechten Grund hab' ich, zu fürchten!



L'excusant dans mon cœur, m'alarme avec raison !  
 Mais , madame , il est mort ; prenez votre victime ;  
 Jouissez de sa perte , injuste ou légitime :  
 Je consens que mes yeux soient toujours abusés.  
 Je le crois criminel , puisque vous l'accusez.  
 Son trépas à mes pleurs offre assez de matieres  
 Sans que j'aie chercher d'odieuses lumieres ,  
 Qui , ne pouvant le rendre à ma juste douleur ,  
 Peut-être ne feroient qu'accroître mon malheur.  
 Laissez-moi , loin de vous , et loin de ce rivage ,  
 De mon fils déchiré fuir la sanglante image.  
 Confus , persécuté d'un mortel souvenir ,  
 De l'univers entier je voudrois me bannir.  
 Tout semble s'élever contre mon injustice :  
 L'éclat de mon nom même augmente mon supplice :  
 Moins connu des mortels , je me cacherois mieux.  
 Je hais jusques aux soins dont m'honorent les dieux ;  
 Et je m'en vais pleurer leurs faveurs meurtrieres ,  
 Sans plus les fatiguer d'inutiles prieres.

Welch grausamer Verdacht erhebt sich fürchtbar  
 In mir, und spricht ihn frei in meinem Herzen!  
 Doch — er ist todt! Unschuldig oder schuldig!  
 Nimm hin dein Opfer! Freu dich seines Falls!  
 Ich willge drein, mich ewig zu betrügen!  
 Du klagst ihn an, so sei er ein Verbrecher!  
 Ehen genug der Thränen kostet mir sein Tod,  
 Nicht brauch ichs, ein verhaßtes Licht zu suchen,  
 Das meinem Schmerz ihn doch nicht wieder giebt,  
 Vielleicht das Maas nur meines Unglücks füllt.  
 Laß mich, weit, weit von dir und die'm Ufer  
 Das Schreckbild fliehen des zerrissnen Sohns.  
 Heraus fliehn möcht' ich aus der ganzen Welt,  
 Um dieser Qualerinnrung zu entweichen.  
 Was mich umgiebt, rüdt mir mein Murrecht vor,  
 Inr Strafe wird mir jetzt mein großer Name,  
 Minder bekannt verbürg ich mich so mehr!  
 Die Huld sogar der Götter muß ich hassen,  
 Beweinen will ich ihre blutge Günst,  
 Mein eitles Flehn soll sie nicht mehr bestürmen.

Quoi qu'ils fissent pour moi , leur funeste bonté  
Ne me sauroit payer de ce qu'il m'ont ôté.

P H E D R E .

Non , Thésée , il faut rompre un injuste silence :  
Il faut à votre fils rendre son innocence :  
Il n'étoit point coupable.

T H É S É E .

Ah ! pere infortuné !  
Et c'est sur votre foi que je l'ai condamné !  
Cruelle ! pensez-vous être assez excusée ?

P H E D R E .

Les moments me sont chers ; écoutez moi , Thésée.  
C'est moi qui , sur ce fils chaste et respectueux ,  
Osai , et d'un œil profane , incestueux .  
Le ciel mit dans mon sein une flamme funeste :  
La détestable Oenone a conduit tout le reste .  
Elle a craint qu'Hippolyte , instruit de ma fureur ,  
Ne découvrit un feu qui lui faisoit horreur :  
La perfide , abusant de ma faiblesse extrême ,  
S'est hâtée à vos yeux de l'accuser lui-même .

Was sie auch für mich thun, ihr trauriger Eifer  
Ersetzt mir nie mehr, was er mir geraubt!

Phädra.

Es sei genug des ungerechten Schweigens,  
Theseus! Nicht widersahre deinem Sohn.  
Er war nicht schuldig.

Theseus.

O ich unglückselger Vater!  
Weh mir, und auf dein Wort verdammt' ich ihn!  
Grausame, damit glaubst du dich entschuldigt?

Phädra.

Die Zeit ist kostbar. Theseus, höre mich.  
Ich selbst wars, die ein lasterhaftes Auge  
Auf deinen keuschen Sohn zu richten wagte.  
Der Himmel zündete die Unglücksflamme  
In meinem Busen an — Was nun geschah,  
Vollführte die verdammliche Denone.  
Sie fürchtete, daß Hippolyt, empört  
Von meiner Schuld, sie dir entdecken möchte,  
Und eilte, die Verrätherinn! weil ich  
Nur schwach ihr widerstand, ihn anzuklagen.

Elle s'en est punie , et , fuyant mon courroux ,  
 A cherché dans les flots un supplice trop doux.  
 Le fer auroit déjà tranché ma destinée ;  
 Mais je laissois gémir la vertu soupçonnée :  
 J'ai voulu , devant vous exposant mes remords ,  
 Par un chemin plus lent descendre chez les morts.  
 J'ai pris , j'ai fait couler dans mes brûlantes veines  
 Un poison que Médée apporta dans Athenes.  
 Déjà jusqu'à mon cœur le venin parvenu  
 Dans ce cœur expirant jette un froid inconnu ;  
 Déjà je ne vois plus qu'à travers un nuage  
 Et le ciel et l'époux que ma présence outrage ;  
 Et la mort , à mes yeux déroba la clarté ,  
 Rend au jour qu'ils souilloient toute sa pureté.

P A N O P E.

Elle expire , seigneur !

T H É S É E.

D'une action si noire

Sie hat sich selbst gerichtet und, verbannt  
 Aus meinem Angesicht, im Schooß des Meers  
 Allzugelinden Untergang gefunden.  
 Mein Schicksal würde längst ein schneller Stahl  
 Gegendigt haben, doch dann schmachtete  
 Noch unter schimpflichem Verdacht die Tugend.  
 Um meine Schuld dir reuend zu gestehn,  
 Wähl' ich den langsameren Weg zum Grabe.  
 Ein Gift flößt' ich in meine glühenden Aern,  
 Das einst Medea nach Athen gebracht,  
 Schon fühl' ich es zu meinem Herzen steigen,  
 Mich faßt ein fremder, nie gefühlter Frost,  
 Schon seh ich nur durch einer Wolke Flor  
 Den Himmel und das Angesicht des Vatten,  
 Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod  
 Raubt meinem Aug' das Licht und giebt dem Tag,  
 Den ich besleckte, seinen Glanz zurück.

Panope.

Ach Herr, sie stirbt!

Theseus.

O stürbe doch mit ihr



# Dom Carlos

Infant von Spanien.

Ein  
Trauerspiel in fünf Aufzügen  
von  
Fr. v. Schiller.

---

Für  
die Bühne in Prosa bearbeitet  
vom Verfasser selbst,  
und herausgegeben  
von  
Dr. Albrecht.

---

Mit dem Portrait Fr. v. Schiller.

.....

Hamburg und Altona,  
bei Gottfried Bollmer.





59-3827

D

[2.8x.]

Dr. Carl Schüller/Carls

253

Dom Carlos

Infant von Spanien.

---

## P e r s o n e n:

Philipp II., König von Spanien.

Elisabeth von Valois, seine zweite Gemahlin.

Infantin Klara Eugenia, deren Tochter.

Don Carlos, Infant von Spanien, Sohn des Königs erster Ehe.

Herzog Alba, Feldherr

Herzog von Medina Sidonia, Admiral

Prinz Alexander Farnese von Parma

Graf von Lerma, Obrister der Leibwache

Marquis von Posa, Malthefer Ritter

Don Raimund von Taxis, Oberpostmeister

Herzog von Feria

Antonio Domingo, Beichtvater des Königs.

Herzogin von Olivarez, Oberhofmeisterin.

Prinzessin Eboli

Gräfin Fuentes

Marquisin von Mondelar

Graf Cordua, Offizier der Leibwache.

Penarez, Page der Königin.

Officiere. Pagen. Postleute. Damen.

## Vorrede.

In dem schönen Zirkel, in welchem ich eine Zeitlang mit dreien unserer besten Köpfe und Dichter, die nun alle vereiniget sind, mit Schillern, Hubern und Jüngern lebte, habe ich so manches gefühlt und erfahren, was noch fest vor meiner Seele steht, und sich lebhaft meiner Erinnerung aufdrängt.

Damals gab es noch gar keine Verhältnisse, wo Meinungen Menschen von einander trennen konnten. Es war die schöne Zeit des allgemeinen Friedens über unser gestorbenes Deutschland.

Gebe der Himmel, daß es unter einem andern Nahmen einst sich wieder zu der blendenden Epoche für Künste und Wissenschaften erheben möge, die es damahls so reizend machte!

Man kann sagen, Künste und Wissenschaften blüheten, welche jetzt unterdrückt sind. Der Flor des Buchhandels, die dadurch erwachsende reiche Belohnung des Schriftstellers feuerten auch diesen an, und gaben dem Geiste mehr Schwungkraft, den nur zu leicht Nahrungs- und andre Sorgen unterdrücken.

Jetzt darbt der Gelehrte, und der ihn unterstützen könnte!

Zu jener Zeit war Leipzig in den Messen der Sammelplatz der fremden Schriftsteller, und da war es, wo ein Genie dem andern beym fröhlichen Becher Ideen gab; die es mächtig ausführte.

Schiller, der im damahligen Verhältnisse ohne Sorge lebte, und wenn er auch nicht viel hatte, mit dem wenigen vergnügt war, was er besaß, er der Stolz einer jeden heitern Gesellschaft, im engen Zirkel der Freude ganz das brausende Ger-

nie, was er in seinen Schriften war; hat gewiß bey so manchem den schlafenden Geist erweckt, und seinem Funken; den er ohne alle Prätensionen hinwarf, haben wir manches gute Produkt zu verdanken, welches sonst nicht erschienen seyn würde.

Die Bühne in Leipzig, von welcher noch manches Mitglied dort weilt, manches aber entschlafen ist, war damals eine der bedeutendsten und gewiß eine der musterhaftesten. Wie näherte sie sich so sehr der verschönernten Natur, als in jenem Zeitpunkte.

Ein unvergeßlicher Meißner, ein Kunstvoller Hempel, Schubert — unter denen die nicht mehr sind — ein Thering, Bosenberg, eine zu früh verwelkte Blume der Musen, Mad. Zuber, des letztern Tochter, man erlaube mir auch eine Sophie Albrecht zu nennen, zogen damals jeden Fremden mit Wonne ins Schauspielhaus, und wie? mancher Abend nach dem Schauspiele wurde dann von diesen genannt; in einem Zirkel verbracht, wo Schiller, Göttinger und Huber mit zugegen waren, und wo über Kunst, Kunstgefühl

und Kunstwahrheit: so vieles gesprochen wurde, daß der fremde Anwesende aufmerksam sich dem Tische, wo man versammelt war, näherte, um etwas von diesen Gesprächen zu hören.

Glückliche Zeiten! Vergänglich wart ihr, wie alles auf diesem Erdenrunde es ist, und den hoch lebenden bleibt nur das schöne Gefühl: Ihr wart. In diesen Zeiten bearbeitete der für Ewigkeiten unsterbliche Schiller seinen Carlos, ein Meisterstück seines Geistes, mit dem er sich an die ersten Dichter der Welt anschließt. Da er vorher schon vieles für die Bühne mit so auffallendem Glücke geschrieben, so war es natürlich, daß man auch dieses auf der Bühne zu sehen wünschte. In dem Gewande aber, in welches er es gekleidet, war es nicht thünlich.

Daß seine eigentliche Arbeit nicht für die Bühne bestimmt war, kann ich bezeugen; denn oft hat er mir Stellen, die er in der Nacht gedichtet, am Morgen vorgelesen, und nie geäußert, daß es

für die Bühne bestimmt seyn sollte; erst, nachdem verschiedene Mitglieder des vor-  
tigen Theaters ihn darauf aufmerksam ge-  
macht, erst nachdem er mit einigen von  
ihnen über Vertheilung und Einrichtung  
der Rollen sich unterredet, und ihre  
Meynungen darüber geprüft, gab er den  
Carlos so für die Bühne, wie er hier jetzt  
erscheinet. Ich erhielt von ihm ein  
Exemplar davon und ich glaube, daß diese  
seine Abkürzung die auf verschiedenen  
Bühnen gegeben worden ist, nicht für  
die Nachwelt verloren gehen darf. Künf-  
tige Zeiten werden noch dieses schöne Ide-  
al auf der Bühne bewundern, und es ist  
besser; es wird dann so bewundert, wie  
Schiller selbst es für die Bühne pfeifend  
sah, als daß es von Nachkommen aus  
dem größten Werke verschnitten, und ge-  
gen seinen Sinn zum Vorschein gebracht  
wird, wie es schon auf manchen Bühnen  
geschehen ist.

Die außerordentliche Wirkung, welche  
das Stück in dieser Form auf allen Büh-  
nen machte, wo es gegeben worden, ist  
Bürgel für die gute Wahl, die Schiller  
aus dem Großen machte, und wie  
selten ist dieses der Fall bey Bühnen.



Wie oft wird das Beste nach den Launen des Direktors weggelassen, und das schlechtere beygehalten. Ich weiß, daß eine Schauspielerin, welcher leider zu viel bey einer Bühne eingeräumt war, in Kabale und Liebe fast die ganze Louise wegstrich, um in der Lady allein zu glänzen, und wir treffen in unserm Hamburgt zuweilen gar auf Stücke, die so verstrichen sind, daß der Sinn daraus verloren geht.

Das Streichen vieler Stücke ist bey den Bühnen nothwendig, wenn der Zuschauer nicht in die jämmerlichste Laune verfallen soll, denn wir treffen nur selten auf eine Emilie Galotti, wo kein Wort überflüssig wäre. Allein dieses sogenannte Streichen ist auch eine große Kunst, welche ein gewandtes Subjekt, nicht gemeine Kenntniße, und Bekanntschaft mit der Bühne fordert, welche Schiller damals noch wenig hatte, und deswegen Rath sich bediente.

Aber mit diesem gelang ihm die Veränderung sehr gut.

Es muß jeden, der Freund theatralischer Bearbeitung ist, ein willkommenes Geschenk seyn, diese Frucht vom Schiller'schen Geiste, so nachlesen zu können, wie er sie auf der Bühne sahe. Wer erinnert sich nicht eines Reineke als Posa, einer Koch mit ihrer schönen Figur als Elisabeth, einer Albrecht als Eboli, eines Schanwärt als Alba mit Vergnügen, und so sehr gezeitelt Beuk in seinen Rollen war, und zuweilen ins Verdantische fiel, so gehört der König Philipp doch gewiß zu denen Rollen, wo dieses nicht so sehr auffiel, und er führte sie meisterhaft aus.

Ich habe dieses Stück einst, wie ich der Altonaer Bühne vorstand, mit alldem meinem Beyfall geben lassen, und der verstorbene Thomas bleibt als Carlos unvergesslich.

Man wird dies kleine Opfer, welches ich seinem Namen bringe, nicht übel denken, so wie die ganze Herausgabe dieses Stücks keinesweges Speculation, sondern gute Absicht für die Bühnen der Folgezeit ist.

Der Geist des unsterblichen Verfassers  
würde mir Beifall zuwinken, wenn er  
sichtbar auf unsre Erde wirken könnte,  
und mein Andenken an ihn wird ihn freuen,  
da er gewiß auch unsrer Hienieden  
noch gedenkt.

Geschrieben im Januar 1808.

Der Herausgeber.



# Erster Aufzug.

---

Garten von Aranjuez.

---

## Erster Auftritt.

---

Don Carlos und Domingo

(kommen im Gespräch)

Domingo.

Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende. — Ew. Königliche Hoheit verlassen es nicht heiterer — wir sind umsonst hier gewesen. (Carlos antwortet nicht und lehrt ihm den Rücken zu) Prinz, dieser stille und feyerliche Kummer, den wir acht Monate in Ihrem Angesichte brüten sehen. — Das Geheimniß des Hofes und das Schrecken des Königreichs, hat seiner Majestät schon manche sorgenvolle Nacht gekostet, — schon manche Thräne der Königin Ihrer Mutter.

Carlos

(dreht sich rasch um, mit einiger Heftigkeit) Mutter!

Domingo

(erschauet) Prinz!

Carlos.

O Himmel! gieb, daß ich es dem vergesse,  
der sie zur Mutter mir gab.

Domingo.

Prinz!

Carlos.

(Scheint sich zu besinnen, mit einiger Sanftmuth) Guter Domingo — ich habe sehr viel Unglück mit meinen Müttern. Meine erste Handlung, als ich das Licht der Welt erblickte, war ein Muttermord; — und meine neue Mutter, ist es nicht sichtbar genug, daß sie mir meines Vaters Liebe gekostet, mein Vater hat mich wenig geliebt. — Mein ganzes Verdienst ist bis jetzt noch gewesen, sein einziger Sohn zu seyn — sie gab ihm schon zwey Töchter: wer weiß was in dem Hintergrunde der Zeit noch schlummert! Was bin ich dem König, wenn sie mir einen Bruder giebt?

Domingo.

Sie spotten meiner Leichtgläubigkeit, Prinz! Ganz Spanien betet seine Königin an — und Sie allein sollten sie hassen? — Die schönste Frau auf dieser Welt — bey'm ersten Blick Königin auch ohne Thron, und ehemals Ihre erklärte Braut. Unmöglich, Prinz! wo alles liebt, bewundert — kann Carlos allein nicht hassen, Hü-

ten Sie sich, gnädigster Prinz! daß sie niemals erfahre, wie sehr sie ihrem Sohne mißfällt, die Nachricht würde schrecklich seyn.

Carlos.

Würde sie?

Domingo.

Wenn sich Eure Hoheit noch auf das Turnier zu Saragossa besinnen, wo der Splitter einer Lanze den König streifte — die Königin saß mit ihren Damen auf der obersten Tribüne des Pallastes, und sah dem Gefechte zu; auf einmal wird gerufen: der König blutet! Alles rennt über einander — ein dumpfes Gemurmel bringt bis zu den Ohren der Königin. — Der Prinz blutet ruft sie erschrocken, und will sich von dem höchsten Geländer herunter werfen: „Nein, nein!“ der König selbst, giebt man zur Antwort. — So laßt Aerzte holen, erwiederte sie, indem sie Obem schöpft.

Carlos

(nach einer Pause, worin Domingo den Prinzen scharf beobachtet hat) Ich bewundre den verschlagenen Kopf, der so bewandert ist in wichtigen Geschäften. (Mit Ernst und Würde) Doch habe ich immer sagen hören: daß Gehehrdenspäher und Geschichtenträger mehr Uebel auf dieser Welt geübt, als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht gekonnt. Die Mühe, Herr, war zu ersparen. Wenn

— 4 —  
Sie Dank erwarten, holen Sie ihn bey dem König.

Domingo.

Sie handeln sehr klug, mein gnädigster Prinz! daß Sie sich vorsehn mit Menschen — nur thun Sie es mit Unterscheidung. Stoßen Sie mit dem Verräther nicht auch den Freund zurück. Ich meine es redlich mit Ihnen.

Carlos.

Lassen Sie das meinem Vater — ja nicht merken, sonst sind Sie — um Ihren Purpur.

Domingo

(betroffen) Wie Prinz? — was ist das?

Carlos.

Bersprach er Ihnen nicht den Purpur, wenn Sie mein Geheimniß würden heraus haben?

Domingo.

Prinz! — dieses Mißtrauen — Warlich, Sie verkennen Ihren treuesten Diener.

Carlos.

O, zu gut, zu gut weiß ich, daß ich an diesem Hofe verrathen bin! — weiß — doch stille, nichts mehr davon! — Mein Herz ist voll, und ich habe ohnehin schon zuviel gesagt.

Domingo.

Seine Majestät sind gesonnen, noch vor Abend nach Madrid abzureisen — der Hof versammelt

sich schon. Habe ich die Gnade Prinz, Sie dahin zu begleiten?

Carlos

(macht ihm eine kalte aber höfliche Verbeugung)

Domingo

(geht ab)

Carlos (allein)

Unglücklicher Philipp! Unglücklich wie dein Sohn! — Schon sehe ich in die Zukunft hinein — schon seh' ich die schrecklichen Schlangen des Argwohns um deine Seele sich winden — Dein unglücklicher Fürwirth überreilt die entsetzlichste der Entdeckungen — und rasen wirst du, wenn du sie gemacht hast. Dein Gold kann sich erschöpfen — alle deine Flotten können unter sinken — dein Thron kann unter dir zusammenstürzen — du hast nichts verloren, wenn die Ruhe deines Herzens dir bleibt! — Doch hier — hier —

---

### Zweiter Auftritt.

---

Carlos. Marquis von Posa.

Carlos

(wird ihn gewahr und eilt ihm entgegen) Was seh



ich? — O ihr guten Geister! — Mein Rodrigo! —

Posa.

Mein Carlos! (umarmen sich)

Carlos.

Ist es möglich — bist Du es wirklich? —  
O du bist! — Ich drückte dich an mein Herz —  
ich fühle das Deinige allmächtig an mir schlagen.  
Oh jetzt ist alles — alles wieder gut! — in dieser  
Umarmung heilt mein krankes Herz.

Posa

Ihr krankes — Ihr krankes Herz?

Carlos.

Sage: was bringt dich so unverhofft von  
Brüssel zurück? — Wen habe ich diese Ueberra-  
schung zu danken? — Ich frage noch — o  
wem sonst als dir, Allgütiger! — Du wußtest,  
daß Carlos ohne Engel war. — Du sandtest mir  
diesen und ich frage noch? —

Posa.

Vergebung, mein Prinz! wenn ich diese stür-  
mende Prelude nur mit Befürzung erwidern  
kann. So war es nicht, wie ich meinen Carlos  
erwartete. Was muß ich glauben? — Was ist  
geschehen? — Jetzt stehe ich nicht hier, als der  
Gespänte Ihrer Jugend — ich komme als ein  
Abgesandter der ganzen Menschheit! Die spani-  
schen Provinzen sind es, die jetzt feyerlich um

Rettung Sie bestürmen. Die schreckliche Zeit ist gekommen, die ohne Hoffnung ihre Freiheit endigen soll. Auf Ihnen allein, Prinz, beruht die ganze Hoffnung der Niederlande. Ach sie stürzt dahin, wenn Sie verlernt haben sollten, sich der unterdrückten Menschheit zu erbarmen.

Carlos

(nach einigem Stillschweigen) Sprichst Du von mir? — Du irrst dich guter Mensch! Auch mir hat ehemals von einem Carlos geträumt, — dem die Wange brannte, wenn er von Freiheit sprechen hörte — doch, der ist lange begraben worden. Den Du hier siehst, ist der Carlos nicht mehr, der sich heftigst entschloß Spanien in ein Paradies zu verwandeln. — O! der Einfall war kindisch, aber göttlich schön! — Diese Träume sind vorbei!

Posa.

Träume? — Prinz, ich hoffe, es sind mehr als Träume gewesen.

Carlos

(auf des Marquis Brust gelehnt, sehr gerührt) Laß mich an Deinem Herzen warme Thränen weinen, Du einziger Freund! Ich habe Niemand — Niemand — auf dieser großen weiten Erde, Niemand. — So weit der Scepter meines Vaters reicht, ist keine Stelle — keine — keine — wo ich meiner Thränen mich entlassen darf, Als dies

se. O, bey allem, Rodrigo, was wir heilig nennen! — von dieser Stelle, Rodrigo! verjage — verjage mich von dieser Stelle nicht. Berechne dich — ich sey ein Waisenkind, das du am Throne mittheilich aufgelesen — Ich weiß ja nicht, was Vater ist. Ich bin ein Königssohn!

**Posa.**

Entsetzlicher Gedanke! — doch hier nur allzuwahr.

**Carlos.**

O wenn es wahr ist, was mein Herz mir sagt: wenn Du aus Millionen gewählt bist, mich zu verstehen — wenn eine Thräne, die mir Linderung giebt, die theurer ist, als meines Vaters Gnade.

**Posa.**

O theurer als die ganze Welt!

**Carlos.**

Sieh, ich bin so tief gefallen — bin so Arm geworden, daß ich dich bitten muß, die längst vergessnen Schulden abzutragen, die Du noch in den Kinderjahren gemacht, als Du und ich, zwei Knaben wilder Art, mit einander aufwuchsen wie Brüder. Damals schon fing ich an, mit Brudersliebe Dich zu verfolgen. Du stolzes Herz, gabst mir sie fast zurück. — Oft stand ich da — und — doch, das sahst du nie — und heiße, schwere Thräuentropfen hingen in meinem Au-

ge, wenn Du an mir vorbeigingst, und Geringere in deine Arme drücktest. — Warum nur diese? — rief ich traurig aus! — bin ich Dir nicht auch herzlich gut? — Du aber, Du knietest kalt und ernsthaft vor mir nieder, dies, sagtest Du, gebührt dem Königssohn.

Yosa.

O stille, mein Prinz! von diesen kindischen Ausritten, die mich jetzt noch schamroth machen.

Carlos.

Dreimal wiesest Du den Fürsten von Dir, und dreimal stand er wieder als Bettler vor Dir da, um Liebe Dich zu flehen, und Liebe Dir gewaltsam aufzubringen. Ein Zufall brachte zu Stande, was ich niemals gekennt. Einmal geschah es, bey unsren kindischen Spielen, daß Dein Federball meiner Tante, der Königin von Böhmen das Auge verletzte. Sie glaubte, daß es mit Vorbedacht geschehen, und ging, mit Thränen im Auge weg, es dem Könige zu klagen. Die ganze Jugend des Pallasts muß vor ihm erscheinen, ihm den Thäter zu nennen. Der König schwört einen fürchterlichen Schwur, diesen Muthwillen, und wärs an seinem eignen Echne, auf das strengste zu ahnden. Damals sah ich Dich mit Zittern in der Entfernung stehen, und jetzt trat ich hervor und warf mich dem Könige

zu Füßen — ich habe es gethan, rief ich aus, an  
Ihrem Sohne erfüllen Sie Ihre Rache.

Yosa.

Ich Prinz! Woran erinnern Sie mich!

Carlos.

Sie ward erfüllt. In Gegenwart des ganzen Hofgejundes, das mittheilsvoll im Kreise stand, ward sie auf Sklavendienst an Deinem Carl vollzogen — Ich sah auf dich, und weinte nicht. Von unbarmherzigen Streichen floß mein Blut — mein königliches Blut — Ich sah auf Dich, und weinte nicht! — So hoch kam mir der Eigensinn zu stehen, von Dir geliebt zu seyn. — Du kamst und sankst laut weinend zu meinen Füßen — Ja! riefst Du aus — mein Stolz ist überwunden — ich will bezahlen wann Du König bist.

Yosa

(mit Feuer) Ich will bezahlen. Wenn Sie Könige sind — ich will es Carl! — Als Mann erneure ich das Gethöde des Knaben — vielleicht schlägt bald auch meine Stunde!

Carlos.

Jetzt, jetzt — sie hat geschlagen! Die Zeit ist da, wo Du es lösen kannst — ich brauche Deine Liebe. Ein schreckliches Gesändniß belastet meine Brust. — Es soll heraus, es soll! — Ich muß mein Todesurtheil in Deinen blassen Winnen lesen. — Höre also — höre — doch ant-

Worte mir nichts --- kein Wort! --- Ich lieb  
meine Mutter.

Posa

(verhüllt das Gesicht) O Himmel!

Carlos.

Nein, viele Schonung will ich nicht. Alles,  
was du mir sagen kannst, errathe ich schon. Der  
Sohn liebt die Gemahlin seines Vaters. Dieser  
Weg führt zum Wahnsinn, oder zum Blutgerü-  
ste. Ich liebe ohne Hoffnung, lasterhaft, mit Ho-  
desangst und mit Gefahr des Lebens --- das seh  
ich alles, und dennoch lieb' ich.

Posa.

Weiß die Königin um diese Neigung?

Carlos.

Wie konnt ich mich ihr entdecken? Sie ist  
Philipps Frau --- und Königin --- und dies ist ja  
spanischer Boden, --- wie konnt' ich mich ihr oh-  
ne Zeugen nähern? --- Acht schreckliche Monate  
sind es bereits, daß mich der König von der ho-  
hen Schule zurückkommen ließ --- daß ich sie täg-  
lich sehe, täglich höre --- und verurtheilt bin,  
wie das Grab zu schweigen. Acht schreckliche Mo-  
nate, daß dies Feuer in meinem Herzen brennt,  
daß das Geständniß meiner Liebe auf meinen Lip-  
pen schwebt, und immer wieder furchtsam zum Her-  
zen zurück kriecht. O, nur wenig Augenblicke,

Rodrigo laß mich mit ihr allein seyn! — nur einen einzigen für mein ganzes Leben!

Posa.

Prinz! Prinz! Erinnern Sie sich Ihres Vaters!

Carlos.

Meines Vaters? Unglücklicher! Warum mahnst Du mich an diesen? Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens — von meinem Vater sprich mir nicht.

Posa.

Sie hassen Ihren Vater?

Carlos.

Nein! ach nein! Ich hasse meinen Vater nicht — Doch Schauder und Hölleangst ergreifen mich bey den zu fürchterlichen Sitten. Wann ich dafür, wenn eine knechtische Erziehung schon in meinem jungen Herzen den Keim der Kindesliebe getrat? Sechs Jahre war ich alt, als mir der Schreckliche, den sie meinen Vater nannten, zum erstenmale vor Augen kam. Es war an einem Morgen, wo er in meiner Gegenwart vier Bluturtheile unterzeichnete. Nachher sah ich ihn nie anders, als wenn mir für ein Vergehn Bestrafung angekündigt werden sollte. — O Himmel — hier fühl ich, daß ich bitten werde! — Weg, weg von dieser Stelle!

Yosa.

Nein, Prinz! jetzt müssen Sie sich öffnen.  
Reden Sie aus! In Worten erleichtert sich das  
beschwerte Herz.

Carlos

(nachdem er auf und niedergegangen) Löse mir doch  
dies große seltsame Räthsel auf, Rodrigo! --- Wa-  
rum von tausend Vätern, eben dieser Vater  
mir? --- Wie konnte die Natur, die zwei äußer-  
sten Grenzen, mich und ihn, durch ein so heilig  
Band zusammen schmieden? --- O Rodrigo! ---  
wenn ich jemals in ihm den Vater verlernte ---  
sprich selbst, was wäre mir der König?

Yosa.

Wollen Sie mir eine Bitte gewähren, mein  
Prinz? Eine Bitte um Ihrer Ruhe willen. Was  
Sie auch beschlossen haben zu thun, versprechen  
Sie mir, Prinz! --- ohne mich keinen Schritt  
zu thun --- versprechen Sie mir dieses? ---

Carlos.

Alles, alles --- was deine Klugheit mir auf-  
legt --- Ich werfe mich ganz in Deine Arme.

Yosa.

Der König wird heute noch nach Madrid  
zurückkehren --- die Zeit ist kurz --- wenn Sie  
die Königin allein sprechen wollen, so kann es  
nirgends geschehen, als in Aranjuez. Die Stille



des Orts, die ungezwungene Sitte des Landes begünstigen diese Zusammenkunft.

Carlos.

Das war auch meine Hoffnung; aber sie war vergebend.

Yosa.

Nicht so ganz. Ich gehe sogleich, mich der Königin vorzustellen. Sie allein weiß um das Geheimniß unsrer Freundschaft! Ich komme auf ihren Sohn zu reden --

Carlos.

Vortreflich -- glücklich!

Yosa.

Ihr Herz ist in ihren Blicken. -- Lese ich in diesem Theilnahme für Sie -- Sind ihre Pflichten zu entfernen --

Carlos.

O, so bin ich in der Nähe! Nicht wahr?

Yosa.

Wohl!

(Beide ab)

---

### Dritter Auftritt.

---

Ein anderer Theil des Gartens. Prospekt, eine Allee, welche durch das Sommerhaus der Königin begrenzt wird.

Königin. Eboli. Mondecar. Oliva-  
rez.

Königin

(zur Mondecar) Sie sollen mich begleiten, Mondecar! Das fröhliche Gesicht dieses Mädchens quält mich schon den ganzen Morgen. Sehen Sie sie an, kaum weiß sie ihre Freude zu verbergen, daß wir vom Lande Abschied nehmen.

Eboli.

Ich will es nicht leugnen, gnädige Königin! daß ich mit Freuden nach Madrid zurückgehe.

Mondecar.

Und Ihre Majestät sollten das nicht auch? — Sie sollten sich ungern von Kranjuez trennen?

Königin.

Von dieser schönen Gegend wenigstens. Hier finde ich meine ländliche Natur — meine Kinderspiele wieder, und meines Frankreichs Lust:

wehen hier. Berzagen Sie mir es nicht. Wir alle, glaub ich, sind partheyisch für unser Vaterland.

Eboli.

Aber wie traurig ist es hier, und wie todt! man glaubt sich in einem Kloster.

Königin.

Vielmehr das Gegentheil — todt sind ich Morrit. — Aber was spricht unsre Herzogin dazu.

Olivarez.

Ich bin der Meynung, Ihre Majestät! — daß es so Sitte bey uns gewesen, einen Monat in Aranjuez, den andern in Pardo auszuhalten — den Winter in der Residenz, so lange es Könige von Spanien gegeben.

Königin

(lachend) Ja, meine liebe Herzogin, Ihnen widerspreche ich niemals, das wissen Sie.

Rondecar

(zur Eboli) Prinzessin Eboli! Sie haben uns ja noch nicht gesagt, ob Rui Gomez hoffen darf — ob wir Sie bald als eine Braut begrüßen?

Königin.

Ja, gut, daß Sie mich erinnern, Marquise — (zur Eboli) Man hat mich gebeten, meine Fürsprache bey Ihnen anzuwenden.

Oboli

(Nicht stumm und verwirrt, die Augen zur Erde geschlagen, dann fällt sie der Königin zu Füßen) Großmüthige Königin! lassen Sie -- um Gotteswillen! -- lassen Sie mich nicht aufgeopfert werden!

Königin.

Aufgeopfert? -- Ich brauche nichts mehr. Stehen Sie auf. Es ist ein hartes Schicksal aufgeopfert zu werden. Ich glaube Ihnen -- stehen Sie auf! Ist's schon lange, daß Sie den Grafen ausgeschlagen?

Oboli

(aufstehend) O, viele Monate. Prinz Carlos war noch auf der hohen Schule.

Königin

(Augt, sieht sie mit forschenden Augen an) Haben Sie auch geprüft, aus welchen Gründen?

Oboli

(mit einiger Heftigkeit) Niemals kann es geschehen, meine Königin, aus tausend Gründen, niemals!

Königin

(sehr ernsthaft) Mehr als einer ist zuviel. Sie können ihn nicht schätzen, das ist genug. -- Nichts mehr davon. (zu den andern Damen) Ich habe ja die Infantin heute noch nicht gesehen. Marquise -- bringen Sie sie mir!

Olivarez

(sieht auf die Uhr) Es ist noch nicht die Stunde, Ihre Majestät.

Königin.

Noch nicht die Stunde, wo ich Mutter seyn darf? Das ist doch schlimm.

Ein Page

(tritt auf, spricht leise mit der Oberhofmeisterin)

Olivarez

(wendet sich zur Königin) Der Marquis von Posa, Ihre Majestät!

Königin.

Von Posa?

Olivarez.

Er kommt aus Frankreich und den Niederlanden, und wünscht die Gnade zu erhalten, Briefe von der Regentin Mutter übergeben zu dürfen.

Königin.

Und ist das erlaubt?

Olivarez

(bedenklich) In meiner Vorschrift ist der besondere Fall nicht gemeldet, wenn ein spanischer Grand der Königin Briefe von einem fremden Hofe in ihrem Garten zu übergeben hat.

Königin.

So will ich es denn auf meine Gefahr wagen.

Olivarez.

Wenigstens bitte ich mir von Ihrer Majestät die Gnade aus, nichts davon wissen zu dürfen.

Königin.

Halten Sie das wie Sie wollen, (gibt dem Pagen einen Wink, der sogleich abgeht. Olivarez ab.)

## Vierter Auftritt.

Königin. Mondecar. Eboli. Marquis  
von Posa.

Königin

(zum Marquis, der sich auf die Knie vor ihr niederläßt)  
Ich heiße Sie willkommen Chevalier, auf spani-  
ischem Boden.

Posa

(steht auf und bedeckt sich) Den ich noch nie mit so  
gerechtem Stolz, mein Vaterland genannt, als  
jetzt.

Königin

(den Marquis den Damen vorstellend) Der Mar-

quis von Posa, meine Damen, der im Turnier zu Rheims mit meinem Vater eine Lanze brach, und meine Farbe dreyimal siegen machte. (zum Posa) Ihre Reise, wie ich höre, hat Sie auch über Frankreich geführt — ich habe lange nichts von Frankreich gehört. Was bringen Sie mir von meiner verehrungswürdigen Mutter und meinen vielgeliebten Brüdern?

Posa

(der Königin einige Briefe übergebend, welche sie erbricht und flüchtig durchsieht) Die Königin Mutter verließ ich krank — erhaben über alle Sorgen, als diese einzige, ihre königliche Tochter glücklich zu wissen, auf dem spanischen Throne.

Königin.

Muß ich es nicht seyn, bey dem Andenken so ertlicher Verwandten — bey der süßen Erinnerung an jene Zeit, wo — (zur Eboli) Nun wird es mir doch vergönt seyn, meine Tochter zu sehen? — Wollen Sie sie mir herbringen Prinzessin? (Eboli ab; zum Posa) Sie haben durch Ihre Ankunft einen sehr glücklichen Menschen an diesem Hofe gemacht, Chevalier, oder ich betrüge mich sehr.

Posa

Ich habe einen sehr unglücklichen gefunden, den auf dieser Welt nur etwas glücklich machen

Lann (winkt einem Pagen, der sich im Hintergrunde zeigt)

Königin.

Nach wem sehen sie sich um? — Ihre Blicke scheinen mir etwas zu bedeuten.

Posa.

Eben fällt mir ein, große Königin, wie viel ein Gewisser darum geben würde, jetzt an meiner Stelle zu seyn.

Königin.

Wer ist schuld, daß er es nicht ist?

Posa.

Darf ich das für Ernst aufnehmen, gnädige Königin? Wenn er es wagte zu erscheinen — wenn Sie ihn plötzlich zu Ihren Füßen stürzen sähen — würden ihm Ihre Majestät dieselbe Kühnheit vergeben?

Königin.

(bestürzt) Wie soll ich das verstehen? — Chevalier, Sie erschrecken mich!

Posa.

Würden Sie ihm vergeben?

Königin.

Chevalier — ich will nicht hoffen — er wird doch nicht —

Posa.

Hier ist er schon.



## Fünfter Auftritt.

Königin. Carlos.

(Im Hintergrunde Rondecar und Posa, welche zuweilen verschwinden, zuweilen wieder erscheinen)

Carlos

(vor der Königin niedergeworfen) So ist er endlich da der Augenblick, und ich darf diese theure Hand berühren! — O heller Punkt in meinem Lebenslauf! — jetzt bin ich glücklich.

Königin.

Unbesonnener! Was für ein Schritt! Welch ein verwegener Ueberfall! — Stehen Sie auf! Die Gegend hat Augen und mein Hof ist in der Nähe.

Carlos.

Ich stehe nicht auf — Hier will ich ewig knien — auf diesem Plage will ich verzaubert liegen, in dieser Stellung angewurzelt harren, bis —

Königin.

Masender! In welcher Kühnheit verleitet Sie meine Gnade! — Wissen Sie, daß es Ihre Königin, daß es Ihre Mutter ist, gegen die Sie sich diese verwegene Sprache erlauben! — Wissen Sie, Unglücklicher! daß ich gezwungen bin, diese Verletzung der Majestät, dem Könige, zu hinterbringen?

Carlos.

Ich weiß, daß ich sterben muß! — Man reiße mich von hier aus! Blutgerüste! — Ein Augenblick wie dieser, wird nicht zu theuer mit dem Tode gekauft.

Königin.

(mit schmerzlichem Tone) Und Ihre Königin?

Carlos

(steht auf) Gott! Gott! Ich will Sie ja verlassen — muß ich es nicht, wenn Sie also es von mir fordern? Mutter! Mutter! — wie schrecklich spielen Sie mit mir! — Ein Wink — ein halber Blick — ein Laut aus Ihrem Munde, wirft mich herum zwischen Himmel und Hölle — heißt mich seyn und vergehen.

Königin.

Fliehen Sie!

Carlos.

O Himmel! (steht unentschlossen)

Königin.

Das einzige, Prinz, warum ich Sie beschwöre — fliehen Sie, ehe meine Damen — meine Kerkermeister in dieser Wallung uns bespinnen finden, und diese wichtige Entdeckung vor des Königs Ohren bringen.

Carlos.

Ich erwarte mein Schicksal, es sey Leben oder Tod! — Hätte ich umsonst mich durch alle Hindernisse hindurch gekämpft — hätte ich darum alle meine Hoffnungen auf diesen einzigen Augenblick verwiesen? — Nein, Königin! Die Sonne kann tausend mal auf- und untergehen, ehe der Zufall diese Günst wiederholte!

Königin.

Auch soll er das in Ewigkeit nicht wieder. Unglücklicher! was wollen Sie von mir?

Carlos.

O Königin! daß ich gerungen habe, — gerungen wie kein Sterblicher noch rang, daß sey der Himmel Zeuge! Königin! umsonst! — Mein Muth ist dahin — ich unterliege.

Königin.

Nichts mehr davon — um meiner Ruhe willen, schweigen Sie!

Carlos.

Nein, ich will! — Sie waren mein. —

Mein! --- im Angesicht der Welt mein, vom Himmel und Natur mir ausgesprochen, --- und Philipp --- Philipp hat Sie mir geraubt.

Königin

(mit Ernst) Es ist Ihr Vater.

Carlos

(schneht) Und Ihr Gemahl!

Königin.

Der Ihnen das größte Reich der Welt zum Erbe gab.

Carlos.

Und Sie zur Mutter.

Königin.

O Himmel! Sie rasen!

Carlos.

O ich weiß, wer diese Ehe stifete --- ich weiß, wie Philippi lieben kann, und wie er freyte. Almächtiger Himmel! ein Geschöpf wie in tausend Jahren dir keins gelang --- dir keins gelingen wird: zum Unterpfand zerbrechlicher Verträge, für einen Frieden schändlich hingepfetzt, im Kabinett und bey verschloßnen Thüren, durch einen Kreis von Höflingen und Rätthen zu seiner Ranggehoßin ausgewürfelt, nach Krämerart gefeilscht, und dann dem Käufer nach abgeschloßnem Handel ausgeliefert! --- So freyen Könige!

Königin.

O still davon!

Carlos.

Und wer sind Sie in diesem Reiche? — Regentin etwa? — Nimmermehr! Wie könnten da die Alba würgen, wo Sie Regentin sind? Wie könnte Flandern für die Freiheit bluten? — Wie? — Oder sind Sie Philipps Gattin? — Unmöglich! ich kanns nicht glauben. Eine Gattin besitzt des Mannes Herz, und wem gehört das Seine?

Königin.

Wer machte Sie so stolz dies zu behaupten? — Wer sagt Ihnen, daß an Philipps Seite mein Schicksal zu beweinen sey?

Carlos.

(lebhast) Mein Herz, das feurig fühlt, wie das Ihre an meiner Seite würde zu benieden seyn.

Königin.

Eitler Mann! Wenn mein Herz nun das Ergentheil mir sagte, — wenig Philipps herzogliche Gefälligkeit, und die stumme Wienensprache seiner Liebe, mich weit inniger rührten, als die verwegne Beredsamkeit seines Sohnes?

Carlos.

(mit einiger Bitterkeit) Das ist was anders — denn, ja — denn Vergebung — Ich wußte es

nicht, ich wußte es wahrlich nicht, daß Sie den König lieben.

Königin.

Diesen stolzen Spott versteh ich. Nein, ich lieb ihn nicht --- doch ist es meine Freude ihn zu ehren.

Carlos

(nach einigem Auf- und Abgehen) Sie haben nie geliebt?

Königin

(sichtbar betroffen) Seltsame Frage!

Carlos.

Sie haben nie geliebt?

Königin

(nach einiger Pause) Ich liebe nicht mehr.  
(rascher) Weil es Ihr Eid — weil es Ihr Herz verbietet?

Königin

(in sichtbarer Unruhe) Verlassen Sie mich, Prinz! und kommen zu keiner solchen Unterredung wieder.

Carlos.

Weil es Ihr Herz --- weil es Ihr Eid verbietet.

Königin.

Will meine Pflicht --- ich bitte, gehen Sie!

Carlos.

Weil Ihre Pflicht?

Königin.

O Himmel! schweigen Sie — und fliehen Sie! —

Carlos.

Weil Ihre Pflicht mit Ihrem Herzen streitet?

Königin

(nach einer Pause in der sie ihn starr angesehen hat)  
Unglücklicher! wozu die traurige Zergliederung  
des schrecklichen Geschicks, dem ich und Sie ge-  
horchen müssen?

Carlos.

Müssen? — Müssen? gehorchen müssen? —  
Carlos ist nicht gesonnen zu müssen, wo er zu  
wollen hat. Carlos ist nicht gesonnen der Unglück-  
lichste in diesem Lande zu seyn, wenn es ihm wei-  
ter nichts als den Umsturz der Gesetze kostet.

Königin

(sagt seine Knecht mit Bestürzung auf) Wie? — Was  
ist das? — Versteh ich Sie? — Sie wollen  
also? — Wie? — Sie hoffen noch?

Carlos

(st) Ich hoffe.

Königin.

Rasender! wo alles schon verloren ist?

Carlos.

Ich gebe nichts verloren als die Todten.

Königin.

Auf mich? — auf Ihre Mutter hoffen Sie?

Carlos.

Auf meines Vaters Frau.

Königin.

Was höre ich! — Alle menschliche, alle himmlische Gesetze wollen Sie zertreten?

Carlos

(unterbricht sie schnell). Nein sag ich, nein! in meines Vaters Diebstahl mischte sich der Himmel nicht! Ein so heiliges Band, als uns vereinte, zerriß, nur Philipp nicht der Himmel. — Die Rechte meiner Liebe sind älter als die Gebräuche der Welt. Ich strebe, doch in meinem eignen Reiche, und das Gesetz ist auch mein Unterthan. Ich stürze diesen grausamen Richter und setze meine Kreaturen ein.

Königin

(mit ruhiger Hoheit) Das können Sie, sobald Sie König sind: Sie können mehr — Sie können sogar — wer hindert es Sie alsdann? Die Gruft Ihres Vaters abbrechen — seinen Leichnam beschimpfen und dann zuletzt, um würdig zu enden —



Carlos

(in schrecklicher Bewegung sie unterbrechend) Um aller Himmel willen — reden Sie nicht aus!

Königin

(sehr streng und feyerlich) Zuletzt noch mit der Mutter sich vermählen!

Carlos

(zurücktretend, die Hand vor der Stirn) Verfluchter Sohn! — jetzt ist es aus! — ja es ist aus — jetzt seh ich klar und helle, was mir ewig dunkel bleiben sollte! Sie sind für mich dahin! — dahin — dahin — für mich verloren! — O in diesem Gefühle liegt Hölle! — Hölle im andern, Sie zu besitzen.

Königin

(gerührt und gütlich) Belagertenwerther, theurer Carl! ich fühle sie mit Ihnen, die namenlose Pein, die jetzt in Ihrem Herzen tobt. Ihr Schmerz ist ohne Gränzen, wie Ihre Liebe — desto größer ist der Ruhm über beyde zu stehen.

Carlos.

Zu spät — zu spät! — Es ist zu spät!

Königin.

Ein Mann zu seyn? O Carlos! das Herz, das Sie mir opfern, gehört dem Königreiche, das Sie dereinst regieren sollen. Spanien sey Ihr

Leibenschaft — Wie gern Carl, will ich dieser  
bessern Geliebten weichen.

Carlos

(wirft sich vor ihr auf's Knie, überwältigt vom Ge-  
fühl und drückt ihre Hand wider sein Herz) Wie  
groß sind Sie! — o Himmlische! — ja, alles, —  
alles was Sie verlangen, will ich thun! Hier  
schwöre ich Ihnen — schwöre ewiges — o Him-  
mel! nein! nur ewiges Verstummen, doch ewiges  
Vergessen nicht.

Königin

(süßlich) Wie könnte ich von Ihnen fordern, was  
ich selbst nicht Willens bin zu leisten?

(Man hört in der Ferne Hörner blasen.)

Yosa

(näht sich eilends) Seine Majestät, der König!

Königin.

O Himmel!

Yosa

(zu Carlos) Hinweg, mein Prinz! hinweg von  
hier!

Königin.

Sein Argwohn ist fürchterlich. Sie sind ver-  
lehten, wenn er Sie hier findet.

Yosa

(nimmt den Prinzen am Arm) Fliehen Sie!

Carlos.

(Kantpfast) Ich bleibe! Er oder ich! — Wer hat das Recht zu stehen? — In dieser Laune will ich ihn darum fragen.

Königin.

Und wer wird dann das Opfer seyn?

Carlos

(schnell entschlossen) Fort, fort! Komm Rodrigo! (indem er abgehen will, wendet er sich zur Königin) Was darf ich mit mir nehmen?

Königin

(mit sanfter Stimme) Die Freundschaft Ihrer Mutter!

Carlos.

Freundschaft! — Mutter!

Königin

(mit sehr vieler Bedeutung, indem sie ihm einige Briefe giebt) Und diese Thränen aus den Niederlanden!

Carlos.

Ja! ich verstehe. (Schnell ab mit Vosa)

Königin

(sieht sich unruhig nach ihren Damen um, welche sich nirgend erblicken lassen, und wie sie sich nach dem Plattergrunde der Bühne zurückziehen will, tritt der König ihr entgegen.)

## Sechster Austritt.

---

Königin. König. Alba. Perma.

(Domingo. Gefolge von Damen und Branten.

Bald darauf Marquise von Rondecar, die  
von der andern Seite herauströmmet und

sich verlegen unter die übrigen Damen  
mischet.)

König.

(blickt mit Bestrebung umher, schweigt einen Augen-  
blick) So allein Madam? — Und auch nicht ei-  
ne Dame zur Begleitung? — Das wundert  
mich — wo blieben Ihre Frauen?

Königin.

Mein gnädigster Gemahl! —

König.

Und was ist das? — Sie scheinen ganz ver-  
wirrt, Madame — und wie Feuer brennt Ihr  
Gesicht. — Es ist nicht wie es sollte — Warum  
allein? — wo bleiben Ihre Damen? — (aufge-  
bracht zum Gefolge) Bey meiner königlichen Ehre,  
von diesem unverzeihlichen Verzehn soll man mir

die strengste Rechenschaft geben. Wer hat das Hofamt bei der Königin? Wem traf der Rang sie heute zu bedienen?

Königin.

O, zürnen Sie nicht, mein Gemahl! Ich selbst, ich bin die Schuldige; — auf mein Geheiß entfernte sich die Fürstin Eboli.

König.

Auf Ihr Geheiß? Doch das entschuldigt nur die erste Dame — wo war die zweite?

Mondecar.

Ihre Majestät! Ich erkenne, daß ich strafbar bin!

König.

Deswegen vergönne ich Ihnen zehn Jahre Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken.

(Allgemeines Stillschweigen. Mondecar trocknet sich die Augen)

Königin.

Ueber wem weinen Sie Marquise; (zum König) Hab ich gefehlt, mein gnädigster Gemahl, sollte wenigstens die Krone die ich trage, die Krone, nach der ich selbst nie gestrebt habe, mich vor dem Erröthen schützen. Siebt's ein Gesetz in diesem Königreiche, das Königstöchter vor Gericht fordert? — Bloss Zwang bewacht die Frauen Spaniens? — Schützt sie ein Zeuge mehr als ihre Jugend? Lange vorher, ehe mich König Phi-

lupp zur Gemahlin erwählte, war ich schon Königin Heinrichs Tochter. Wenn Ehre zu verlieren war, so glaub ich, stand eine größere auf dem Spiel, als mir Spanien zur Morgengabe brachte. — Und jetzt — Vergebung mein Gemahl! — Ich bin es nicht gewohnt, diejenigen, die mir mit Freuden dienten, in Thränen von mir zu lassen. (nimmt ihren Gürtel ab und reicht ihn der Rondecar, die vor ihr niederkniet) Rondecar! den König haben Sie beleidigt, mich nicht! darum empfangen Sie das Zeichen meiner Gnade — ein Angebenken dieser Stunde. — Verlassen Sie das Reich — Sie haben nur in Spanien gesündigt. In meinem Frankreich wischt man solche Thränen mit Freuden ab. — O muß mich's ewig erinnern! — (lehnt sich an die Oberhofmeisterin und verspricht das Geheime) — In meinem Frankreich war's doch anders.

### König

(bestürzt auf sie zugehend) Königin! — Sie weinen? — Ist's möglich! — muß es bis dahin gekommen seyn! — Könnte Sie ein Vorwurf meiner Liebe schmerzen, den die zärtlichste Sorgfalt auf meine Lippen legte? — (wendet sich gegen die herumstehenden Granden) Hier, die Vasallen meines Thrones sollen Zeuge seyn — sank je ein Schloß auf meine Augenlider, ich hätte denn zuvor am Abend jedes Tages berechnet, wie die Herzen

meiner Völker in allen meinen Königreichen schlagen — und sollte ich für meine Unterthanen ängstlicher besorgt seyn, als für die Gattin meines Herzens? Was hülfte es, mich in stolzer Sicherheit auf allen meinen Thronen zu sehen, wenn ich von diesem stürzen sollte — Nein! — für meine Völker hastet mir mein Schwert und Herzog Alba! — Dieses Auge allein, für die Liebe meines Vaters!

Königin.

Sie können fürchten, mein Gemahl?

König.

Fürchten? — wenn ich einmal zu fürchten angefangen, — habe ich auch zu fürchten aufgehört. (Wirst einen forschenden Blick auf die ganze Versammlung) Doch! — ich überzähle die Großen meines Hofes — der erste fehlt — Wo ist Don Carlos, mein Infant?

Königin

(beunruhigt) Bey allem was heilig ist, mein Gemahl, weichen Sie mir nicht aus! Erklären Sie sich deutlicher! Sie haben ein Wort gesprochen, das mich erschreckt! — Sie fürchten —

König.

(ruft) Herzog Alba! Graf Lerma! (beide treten vor) Der Infant fängt an mir gefährlich zu werden. Er flieht meine Gegenwart, seitdem er von der hohen Schule zurück kam. — Sein Blut ist

heiß — warum sein Blick so kalt? so feyerlich und ernst sein Betrogen? Das, Herzog! das ist irgend ein Komet, der meinem Horizonte sich schrecklich nähert: ich fürchte seine Nachbarschaft. Seid wachsam! — der Erbe so vieler Kronen zählt mit Ungehörb jeden Pulschlag seines Vaters. Seyd wachsam! — ich befehle es Euch.

Alba.

Ich bins! So lange ein Herz in diesem Busen schlägt, können Ew. Majestät ruhig schlummern.

Ferma.

Darf ich es wagen, mich dem weisesten der Könige in Demuth zu widersehen? zu tief verechre ich die Majestät meines Königs, als daß ich seinen Sohn, so übereilt richten lassen sollte. Ich fürchte viel von Carlos heißem Blut — doch nichts von seinem Herzen!

König.

Graf Ferma, Sie reden gut, den Vater zu bestechen. Des Königs Stütze wird der Herzog seyn — doch Morgen mehr. (zum Gefolge) Jetzt will ich nach Madrid — mich ruft mein königliches Amt — Flandern empört sich — der Aufbruch wächst in meinen Niederlanden. Es ist die höchste Zeit — ein schauderndes Beispiel reite die Ehre der spanischen Kronen (führt die Königin ab die Andern folgen).



## **Elbenter Auftritt.**

**Carlos.** Posa hernach Terma.

(kommen von der andern Seite)

**Carlos**

(einige Briefe in der Hand) Es ist beschlossen. Flan-  
dern soll durch mich gerettet werden. Die Köni-  
gin will es — o, ich fühle in jeder Ader Ewig-  
keit! — Das konnte ihr Anblick!

**Posa.**

Die Gefahr ist die höchste. Herzog Alba,  
sagt man, soll eine Armee nach Brabant führen  
die Rebellen zu züchtigen. Wehe den Niederlän-  
dern, wenn sie in die Hand des Büttichs fal-  
len.

**Carlos.**

Das soll nicht seyn! Morgen verlange ich Aus-  
biens bey meinem Vater — ich bringe darauf, an  
Herzog Alba's Statt, die Armee nach den Nie-  
derlanden zu führen. Es ist meine erste Bitte —  
er kann sie seinem Sohne nicht abschlagen.

**Terma** (tritt ein)

Er. Majestät sind nach Madrid aufgebro-  
chen. Ich bin abgeschickt Ew. Hoheit zu hinter-

bringen, daß der Monarch Sie diesen Abend dort erwartet.

Carlos.

Ich werde nicht ausbleiben.

Posa

(zu Carlos, sehr fremd und ehrerbietig) Sonst haben mir Ihre königliche Hoheit also nichts aufzutragen?

Carlos

(eben so zurückhaltend) Nichts, Chevalier! Ich werde mich Ihrer erinnern.

Posa

(macht eine Verbeugung und will gehen)

Perma

(mit einer Verbeugung ab)

Carlos

(ruft Posa zurück) Ich verstehe deine Absicht — ich danke Dir! Aber dies weinerliche Possenspiel des Ranges, sey aus unserm Bund verwiesen. Ich bin der Sohn Deines Königs vor Menschen; aber Dein Freund, wenn wir allein sind! Denke, wir beyde hätten uns auf einem Maskenball eingefunden, in Sklavenkleidern du — ich, — aus Laune in einen Purpur verhummt. So lange die Farce währt, bleiben wir der Rolle treu, den Wahn der Menge nicht zu stören. Doch durch die Farce winkt Dir Dein Carlos zu — du brückst

mir im Vorübergehn die Hand — und wir ver-  
stehn uns.

Posa.

Der Traum ist herrlich! — doch wird er nie  
verfliegen? — Ueberlegen Sie, Prinz! — wir  
unternehmen Etwas, das seit Erschaffung der  
Welt nicht zu Stande kam! — Sie, der Sohn  
eines Monarchen, ich Ihr Vasall und wir wollen  
Freunde werden? Wir wollen zeitig scheiden  
Prinz! — Die Freundschaft ist wahr und kühn.  
Sie würden den Stolz des Bürgers nicht dul-  
den, ich nicht den Troß des Fürsten.

Carlos.

Ich stehe für mich! — ich kenne mich besser.  
Die Leidenschaften die Könige entnerven, haben  
keine Gewalt über mein Herz. Der Wollust Pfeil  
zerbrach an meiner Brust, lang', ehe noch Elisa-  
beth hier herrschte; — werde ich ihn jetzt noch  
fürchten? Was könnte Dich verdrängen, aus mei-  
nem Herzen, wenn es Weiber nicht gekonnt? —

Posa.

Ich selbst. — wenn ich Sie fürchten müß-  
te! —

Carlos.

Das wird nie geschehen. Bist du denn mei-  
ner bedürftig? — Reizt Dich Gold? — Du bist  
reicherer Vasall als ich ein König bin. Geizest  
du nach Ehre? — Du hattest schon als Jüngling

ihr höchstes Maas erreicht — Du hast sie ausgesprochen. — Warum bedenkst Du Dich also? — Soll ich glauben, daß Du vor der Versuchung zitterst? — und an die Ewigkeit Deiner Grundsätze zweifelst?

Yosa.

(entschlossen) Wohl, es sey! Hier meine Hand.

Carlos.

Der Weinige?

Yosa.

Auf ewig, und in des Worts verwegenster Bedeutung.

Carlos.

Noch eine Bitte! Kenne mich Du! — Hörst Du? — Keine Einwendung, ich möchte so gerne den Fürsten vergessen. Ich habe Deines Gleichen immer um diesen Schein der Gleichheit beneidet, der uns Königen so fremd ist. Es ist eine Kleinigkeit, aber mir ist sie so viel! — Schlage mir meine Bitte nicht ab. — Wißt Du mein Bruder seyn?

Yosa.

Dein Bruder!

Carlos.

So treu, so warm auch einst dem Könige ergeben, als heute dem Infanten?

Posa.

Das schwör ich Dir!

Carlos.

Auch dann, wenn der Sturm der Schmeiche-  
ley sich um mein Herz winden sollte — wenn  
mein Auge Thränen verlornte, die es sonst ge-  
weint — mein Ohr dem Flehen sich verriegelte —  
wilst du ein Hüter meiner Tugend seyn? —  
meiner Seele bey ihrem großen Namen ru-  
fen?

Posa.

Ich wills.

Carlos.

So blick herunter, erhabne Vorwelt! — laß  
Dich herab, einen Bund zu segnen, der neu und  
kühn und ohne Beispiel ist, seit Erschaffung dei-  
ner Welt! (nimmt des Marquis Hand und hält sie gen  
Himmel) Hier stehen vor Deinem Angesicht zwey  
Freunde voll jugentlichen Muths! — doch edler,  
besser als ihr Jahrhundert! — getrauen sich die  
ungeheure Kluft, wodurch Geburt und Schicksal  
sie getrennt, durch den Reichtum ihrer Liebe  
auszufüllen und größer als ihr Geschick zu  
seyn! — Hier auf Erden nennt man sie Fürst  
und Unterthan! dort oben, Brüder! — Jetzt

zu meinem Vater! — Arm in Arm mit Dir,  
so fordre ich mein Jahrhundert in die Schran-  
ken!

(brybe ab)

## Zweiter Aufzug.

---

Kudienzsaal.

---

Der König unter einem Thronhimmel stehend, Alba  
in einiger Entfernung. Dom Carlos ein Knie vor  
dem Könige beugend. — Pause.

Carlos.

**I**ch erwarte, welche bessere Stunde Ew. Ma-  
jestät meiner Bitte bestimmen werden.

König.

Gehet diese Bitte mich oder meine Stunden  
an? — Trage sie vor — mein königlicher Schluß  
wird sie entscheiden.

Carlos

(Reht auf und wirft einen Blick auf den Herzog) Das  
Königreich hat hier den Vortritt; sehr gern tret  
ich vor dem Minister zurück — er redet für  
Spanien, ich bin der Sohn des Hauses.

König.

Der Herzog bleibt — und der Infant wird  
reden.

Carlos

(zum Herzog) So muß ich denn von Ihrer Großmuth, den König mir als ein Geschenk erbitten. Ein Kind — Sie wissen ja — kann mancherley an seinen Vater auf dem Herzen haben, das nicht für einen Dritten taugt. Der König soll Ihnen bleiben, — ich will den Vater nur für diese kurze Stunde.

König.

(auf Alba deutend) Hier steht sein Freund — !

Carlos.

Hab ich es verdient, den Herzog auch für den Meinigen zu halten?

König.

Auch je verdienen mögen? — Wie gefallen die Söhne nicht, die bessere Wahlen treffen wolten, als ihre Väter?

Carlos.

Kann der Stolz des Herzogs von Alba diesen Auftritt hören? — So wahr ich lebe, Herzog! den Vasallen, der zwischen zwey gebornen Königen, der zwischen Sohn und Vater sich einzubringen nicht erröthet — der in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, so da zu stehen verdammt ist, möcht ich — bey Gott! und gäbe es auch ein Diadem, nicht spielen.



König

(mit einem gornigen Blick auf Carlos, steht auf) Entfernt Euch Herzog!

Xiba

(wilt durch die Thüre, wodurch Carlos gekommen ist)

König

(winkt ihm nach einer andern Thüre) Nein! ins Kabinet, bis ich Euch rufe.

Xiba

(geht dahin ab)

## Zweiter Auftritt.

König. Carlos.

Carlos.

(geht, sobald der Herzog das Zimmer verlassen hat, auf den König zu, fällt vor ihm nieder, im Ausdruck der höchsten Empfindung) Jetzt mein Vater wieder! — jetzt wieder mein! — und meinen besten Dank für diese Gnade! — Ihre Hand, mein Vater! — O süßer Tag! — Die Wonne dieses

Kusses war Ihrem Kinde lange nicht gegönnt!  
Warum von Ihrem Herzen so lange mich verstoßen,  
Vater? — Ist's möglich? — Schon so lange  
nennt die Welt mich Philipps Sohn, und er hat  
es nie erfahren.

König.

'Infant! — Dein Herz weiß nichts von die-  
sen Künsten! — Erspare sie — ich mag sie  
nicht!

Carlos

(aufstehend) Das war es! — Da hör ich Ihre  
Wünsche, mein Vater! — es ist nicht gut —  
nicht alles gut, was ein Domingo sagt. Ich bin  
nicht schlimm mein Vater! heißes Blut ist mei-  
ne Bosheit — mein Verbrechen Jugend. —  
Schlimm bin ich nicht, wahrlich nicht, mein Herz  
ist gut.

König.

Dein Herz ist rein und ohne falsch, ich weiß  
es — wie Dein Gebet.

Carlos.

So mag mich des Himmels Barmherzigkeit  
wie einen bösen Wurm von sich schleudern, heuch-  
le ich jetzt! — Sehr ernst und feierlich ist mir  
in dieser Stunde zu Muthe! — Niemals oder  
jetzt! — Wir sind allein! — Des Ranges Ketten  
sind abgefallen, der Etikette bange Scheidewand  
ist zwischen Sohn und Vater eingestürzt. —

Nie oder jezt! — der ganze Himmel sieht den großen schönen Austritt zu! Mein Vater Versöhnung! — (fällt ihm zu Füßen)

König.

Laß mich! — Steh auf!

Carlos.

Versöhnung! — Jezt oder nie! — Versöhnung!

König.

(will sich losreißen) Zu lähn wird dieses Gaukelspiel.

Carlos.

Zu lähn die Liebe Ihres Kindes? —

König.

Vollends Thränen? Unwürdiger Anblick! — Geh aus meinen Augen!

Carlos.

Jetzt oder nie! Versöhnung Vater!

König.

Aus meinen Augen! Komm mit Schmach beladen aus meinen Schlachten, meine Arme sollen gedöset seyn, dich zu empfangen! — So verwerfe ich dich!

Carlos.

(sieht den König eine Zeitlang mit furchtsamen Erstaunen an) Wer ist das? — Durch welchen Mißverstand hat dieser Fremdling zu Menschen sich verirrt? Die ewige Verläumdung der Menschheit

sind ja Thränen; sein Aug ist trocken --- ihn gehet kein Weib! --- Was Bollust aus der Mutter preßt, was selbst den Kummer leidenswürdig macht, den Menschen noch einmal an den Himmel knüpft --- und Engel zur Sterblichkeit herunterlocken könnte, des Weinens süße Freuden kennt er nicht. — O zwingen Sie die nie beneideten Augen noch zeitig Thränen einzulernen. Sie möchten sonst in einer schweren Stunde noch nachzuholen haben.

König.

Vergebens suchst du meinen schweren Zweifel mit schönen Worten zu erschüttern.

Carlos

(schnell eintretend) Wer sind sie, die mich um meines Vaters Gunst brachten? Was bot der Mönch dem Vater für den Thron? Was wird ihm Alba für ein kinderlos verzehrtes Leben zur Vergütung geben? — Was Alba leisten kann, das kann auch Carlos — und Carl kann mehr. — Was fragt ein Nießling noch dem Königreich, das nie sein eigen seyn wird? — Was kümmerts dem, wenn Philipps graue Haare weiß sich färben. Sein König bleibt, wenn auch Philipp nicht mehr ist, und dort wie hier wird seine Münze gelten. Ihr Carlos hätte Sie geliebt! Mir graut vor dem Gedanken Vater! einsam und allein — einsam auf einem Thron zu seyn.

... König: (läßt den Kopf auf die Hand sinken) Ich bin einsam!

Carlos: (setzt sich auf ihn zu)

Sie sind gewesen. Lassen Sie mich nicht mehr! -- ich will Sie lieblich, will sie freundlich lieben. -- Wie schön ist und wie herrlich, Hand in Hand mit einem theuren vatergeliebtem Sohn, der Jugend Rosenbahn zurückzuwandeln -- des Lebens Traum noch einmal zu durchträumen -- im Orient des Lohnes noch einmal zu der Nachwelt umzukehren, der Sonne gleich, die in der Spiegelscheibe des Mondes wieder aufersteht. -- Mein Vater! von diesem Erdenparadiese schweigen weislich Ihre Mönche.

König: (ohne ohne Nührung) (nicht ohne Nührung) (nicht ohne Nührung)

Mein Sohn! -- Du brichst Dir selbst den Stab! -- Sehr reizend machst Du mir ein Glück, das Du mir nie gewährtest.

Carlos: (setzt sich auf ihn zu)

Das richte Gott! -- Sie selbst schlossen mich aus dem Vaterherzen von Ihres Vaters Antheil aus! -- Bis jetzt -- bis diesen Tag -- o war das gut -- wars billig? bis jetzt mußte ich der Erbe Spaniens, in Spanien Gefangener seyn, Gefangener auf diesem Grund, wo ich einst Herr seyn werde! -- War das gerecht? -- wars gütig? -- O wie oft, mein Vater, sah ich

Schamkoth nieder, wenn die Gesandten fremder Mächte mir das Neueste von Spanien erzählten! Mir schwerem Herzen scherzt ich dann: Der König thut darum nur mit seinem Reich so heimlich, um mich einst desto herrlicher am Krönungstag zu überraschen.

König

(mit ernstem Blick) Carlos! — sehr viel sprichst Du von jenen Tagen, wo Dein Vater nicht mehr seyn wird. Es ist ein ehrenvolles Amt, das Du bey mir bekleidest, ein genauer Minutenzeiger meiner Sterblichkeit zu seyn. Mich Deinem Vater, der Dir das Leben gab, aus Dankbarkeit nur an den Tod zu mahnen!

Carlos

(unterbricht ihn mit Feuer). Beschäftigung mein Vater und Ihr Zepter mag bis zum Weltgericht währen.

König.

Gebuld! zu heftig draust das Blut in Deinen Adern — Du würdest nur zerstören!

Carlos.

Oeben Sie mir zu zerstören mein Vater! heftig drausts! — Acht und zwanzig Jahr — und König Philipps Sohn — und nichts gebaut und nichts zertrümmert unter diesem Monde! — Ich bin erwacht! ich fühle mich! — Mein König! — Darf ich eine

Bitte auszusprechen wagen, die mich hieher geführt?

König.

Noch eine Bitte? — Entdecke sie!

Carlos.

Die Rebellion wächst drohend an in Flandern. Die Sicherheit der Krone fordert schnelle Gegenwehr. So wie es heißt, soll Herzog Alba eine Armee dahin führen, die Rebellen zu bändigen — mir, mein Vater, mir übertragen Sie dies Amt — mich lieben die Niederländer — mit meinem Blute will ich mich für ihre Treue verbürgen.

König.

Du sprichst wie ein Träumender. Dieses Amt will einen erfahrenen Feldherrn.

Carlos.

Nur einen Menschen, Vater! und das ist das einzige, was Alba nie gewesen.

König.

Und auch ein Schrecken bündigt die Rebellen. — Güte wäre hier Raserei. — Dein Herz ist weich — der Herzog wird gefürchtet — flieh ab von Driner Bitte.

Carlos.

Schicken Sie mich nach Flandern — wagen Sie es auf mein weiches Herz! — Schon der Name Ihres Sohnes, der vor meinen Fahnen

herfliegen wird, erobert mir alle Herzen, wo  
Alles Penker nur verheeren. Es ist die erste  
Bitte meines Lebens, Vaters! Schicken Sie mich  
mit dem Heer nach Flandern.

König

(mit forschendem Blick) Und zugleich mein bestes  
Kriegsheer Deinet Herrschbegier anvertraut? Das  
Messer meinem Mörder? --

Carlos

(betroffen zurücktretend) Ist das die Frucht von die-  
ser längsterwünschten großen Stunde? bin ich  
nicht weiter? -- Antworten Sie mir sanfter,  
schicken Sie mich so nicht weg! thun Sie etwas,  
das meine kindliche Pflicht belebt. Nur Dankbar-  
keit kann meine Jugend retten!

König

(seht Carlos an und fällt) Deine Jugend  
retten? Ein scharfes Beil kann das noch weit ge-  
schwinder!

Carlos

(erschrocken) Gott! was hab ich gesagt? -- Ich  
fürchte Vater, -- ich war außer mir -- ich  
kann nicht fassen, daß Sie mir alles so verwei-  
gern. -- Lassen Sie mich so nicht von sich. --  
Sollen denn Fremdlinge von Ihrer Gnade schwin-  
gen -- Ihr Carlos nichts erbitten können? Zum  
Pfande, daß Sie mich ehren wollen, schicken Sie  
mich nach Flandern.



Der Biederhofs das Wort nicht mehr, bey Deines Königs Born!

Carlos: Was sagst du?

Ich wage meines Königs Born, und bitte zum letzten Male: Vertrauen Sie mir Flandern! Ich soll auswandern aus Spanien! Ein Uebel, das Niemand ahndet, todt in mir! Mein Hierseyn ist Athemholen unter Henkers Hand! Ich fürchte Wahnsinn! — nur die schnellste Veränderung des Himmelreichs kann mich heilen. Wenn Sie mich retten wollen, schicken Sie mich ungesäumt nach Flandern. (mit erzwungener Würdevollheit) Wie Sie, wie Du, mein Sohn, verlangen gute Pflege, und wohnst unter den Augen des Arztes. Du bleibst in Spanien, der Herzog geht nach Flandern.

Carlos

(außer sich) O jezt umringt mich, gute Geister!

Der König tritt einen Schritt zurück) Halt! was wollen diese Klagen sagen?

Carlos: (mit schwankender Stimme) Vater! Unvorsichtlich bleibt, bey der Entscheidung?

Der König: Sie kam vom Könige!

Carlos.

Mein Geschäft ist aus, (macht eine Verbeugung und will gehen)

König.

(sieht ihm eine Weile nach, und schweigend nach, dann ruft er ihn zurück) Infant! Dein stilles Weggehen ist nicht Demuth!

Carlos.

Nein!

König.

Nein?

Carlos.

Denn eben träumte mir, ich sähe das Testament des Kaisers, Ihres Vaters, auf einen Scheiterhaufen.

König.

(schreut zusammen) Da! was soll das?

Carlos.

Ein zu großer Mann! ein so vollkommener Kaiser! — Und das Theselt will klagen? Ich empfangen, er aber geht! — und wie unendlich viel, mag noch zu einem solchen Sohn mir fehlen, als er ein Vater war!

König.

(verhüllt das Gesicht und schlägt mit der Hand wider die Brust) Zu schwer, o Gott! liegt Deine Hand auf mir! — Mein Sohn! — Mein Sohn!

Carlos.

Ich bin entschlossen Ihre Majestät! -- Erst  
aber muß ich meinen Platz besetzen, (öffnet das  
Kabinet in welches Alba getreten war) Triumph, Her-  
zog! — der König ist Ihre! (geht ab)

### Dritter Auftritt.

König. Alba.

König

(bleibt eine Zeitlang in düsteres Nachdenken versunken  
stehen. Endlich geht er einige Schritte im  
Saal auf und nieder, bis er Alba  
gewahr wird)

Alba

(näher zu treten)

König.

Erst jede Stunde des Befehls gewärtig, nach  
Befehl abzugehen.

Alba.

Alles steht bereit, mein König!

König.

Ihre Vollmacht liegt versiegelt schon im Ka-

binet. Indessen nñhmt Urlaub von der Königin und zeigt Euch zum Abschied dem Infanten.

Alba.

Mit Gehehrden eines Büthenden, sah ich ihn, so eben diesen Saal verlassen — Auch Ew. Majestät sind außer sich und scheinen tief bewegt — vielleicht der Inhalt des Gesprächs —

König

(nach einigem Auf- und Abgehen) Der Inhalt war Herzog Alba! — (winkt mit dem Finger auf ihn hin)

Alba

(wird nachdenkend.)

König

(beobachtet ihn scharf.) Der Prinz ist Euer Freund nicht.

Alba.

Ich bin stolz darauf, ein Schicksal mit dem Könige zu theilen.

König.

Ich wußte nicht, was ich mit dem Herzog Alba zu theilen hätte. Gern sehe ich, daß Carlos meine Rätthe haßt, doch mit Verdruß entbeck ich, daß er sie verachtet.

Alba

(entscheidet sich und will abgehen)

Ich erlaube Euch den Prinzen zu verfüh-  
ren.

*Alto.*

Mein Monarch, ich bin Soldat und Ritter!  
Niemand König.

Der Infant Eures Königs Sohn! — Und  
wer von Euch berechtigt ist, Abbitte von dem  
andern zu fordern, das entscheidet selbst. Sagt  
an, wer war es doch, der mich vor meines Soh-  
nes schwarzem Anschlag zum erstenmal warnte?  
Da hört ich Euch und nicht auch ihn. — Ich  
will die Probe wagen, Herzog! — Künftig setze  
Carlos meinem Throne näher. Geht! (ab ins Ka-  
binet)

*Alto.*

(tritt zurück)

Der Infant Carlos ist jetzt noch im Ka-

binet.

*Alto.*

Der Infant Carlos ist jetzt noch im Ka-

binet.

Der Infant Carlos ist jetzt noch im Ka-

binet.

*Alto.*

Der Infant Carlos ist jetzt noch im Ka-

## Vierter Auftritt.

(Vorfaul vor dem Zimmer der Königin).

Carlos und Henarez.

(kommen im Gespräch durch die Mitteltür)

Carlos.

Ein Brief: an mich? — Wozu denn dieser Schlüssel? — und, beides mir so heimlich überliefert? — Komm näher, wo empfangst du das?

Henarez.

Wie mich die Dame merken lassen, will sie lieber errathen, als beschreiben sehn.

Carlos.

(grüßend) Die Dame? (indem er den Pagen genauer betrachtet) Wie? wer bist du denn?

Henarez.

Ein Edelknappe von Eurer Majestät der Königin.

Carlos.

(auf ihn zugehend und ihm die Hand auf den Mund)

drückend) Du bist des Todes! halt! ich weiß genug! (reißt heftig das Siegel auf, tritt an das äußerste Ende des Saals den Brief zu lesen — fängt an heftig zu zittern und wechselsweise zu erblaffen und zu erröthen. Nachdem er gelesen, steht er lange Zeit sprachlos, die Augen starr auf den Brief geheftet, endlich wendet er sich zum Vogen) Sie gab dir selbst den Brief?

Penarez.

Mit eignen Händen.

Carlos

(liest) „Dieser Schlüssel öffnet die hintern Zimmer im Pavillon der Königin. Das äußerste von allen, kößt an ein Gemach, wohin noch keines Tauschers Fußtritt sich verloren hat. Hier darf die Liebe frey und laut gesehen, was sie so lange nur Binden anvertraute. Erhörung wartet auf den furchtsamen, und schöner Lohn auf den beschreibnen Dalder.“ (wird aus einer Betäubung erwachend) Ich träume nicht! — ich tast nicht! — das ist mein rechter Arm — das mein Schwerdt — das sind geschriebene Sylben! — Es ist wahr und wirklich! ich bin geliebt! — Ja, ich bin es! — bin der Glückliche der Glücklichen! — ich bin geliebt! (außer Fassung durchs Zimmer stehend, die Arme zum Himmel empor geworfen) Allmächtiger! Warum bin ich nicht Herr von deiner Welt, um sie in dieser Freude zu verschenken.

Genarez.

Es kommen Sie, mein Prinz! — ich führe  
Sie!

Carlos.

Erst laß mich zu mir selber kommen! Zittern  
nicht alle Schrecken dieses Glücks noch in mir? —  
Hab ich so stolz gehofft, hab ich das zu träumen  
wir getraut? — O laß mich — laß mich rings  
umher dem ganzen Madrid — dem Hof — dem  
Königreich erzählen, wie glücklich ich bin!

Genarez.

Wohin? — wem wollen Sie erzählen? —  
Sie vergessen —

Carlos

(von einer plötzlichen Erschütterung ergriffen) Den Kö-  
nig, meinen Vater! (läßt die Arme sinken, blickt  
sich umher und sucht, as sich zu sammeln) Das ist  
schrecklich! — ja! Du hast Recht! ich danke  
Dir! — ich war so eben nicht ganz bey mir! (den  
Fogen bey der Hand nehmend und bey Seite führend)  
Was du heute gesehen hast — hörst du! — sey  
wie ein Sarg in deiner Brust versunken — Jetzt  
geh. Ich will mich finden. Man darf uns hier  
nicht treffen.

Genarez.

(will abgehen)

Carlos

(ruft ihn zurück) Doch höre! — (legt ihm eine Hand



auf die Schulter, und sieht ihm bedeutend ins Gesicht) Du fährst ein schreckliches Geheimniß bey dir! Trage es dem Throne nicht zu nah! — Beherrsche deine Mienen — dein Kopf wisse nichts von dem, was Deine Brust verschließt. Sey wie das todt' Sprachrohr, das den Schall empfängt und wieder giebt, ohne selbst zu hören. Du bist ein Knabe immerhin und fährst fort den Fröhlichen zu spielen — Hier (auf Henry's Brust deutend) sucht der König seine Rattern nicht.

Henry.

Und ich werde stolz darauf seyn, gnädigster Prinz! mich um ein Geheimniß reicher zu wissen, als selbst der König.

Charles.

Eitler, junger Thor! — Ehen davor mußt du zittern. — Geschieht es, daß wir uns an einem öffentlichen Orte begegnen, so mußt du dich mir Unterwerfung mit nähern. Laß Dich die Eitelkeit nie verführen, mit meiner Gnade zu prahlen. Du kannst nicht schrecklicher sündigen, mein Sohn, als wenn Du mir geküßt. Was Du mir künft'ig magst zu hinterbringen haben, sprich es nie mit Worten aus, vertrau es der Zunge nicht an; Du kannst mit Deinen Augenwimpern, dem Zeigefinger reden, ich höre Dir mit Blicken zu. Die Lust um uns ist Philipps Kreatur, die tauben Wände sehen in seinem Gold. — Man kommt! —

Alba  
(Öffnet das Cabinet der Königen und tritt heraus)

Carlos.

Hinweg — auf Wiedersehn!

Penares.

Daß Sie das rechte Zimmer nur nicht ver-  
fehlen.

Carlos.

Es ist der Herzog! — Nein doch — nein —  
schon gut — ich finde mich.

Penares

(geht ab)

### Fünfter Auftritt.

Carlos. Alba.

Alba

(tritt ihm in den Weg) Zwei Worte gnädigster  
Prinz!

Carlos.

Ganz recht, schon gut — ein andermal. —

Alba.

Der Ort ist freylich nicht der Schickliche.

Vielleicht gefällt es Ew. Hoheit mir auf Ihrem Zimmer Wobor zu geben.

Carlos.

Wozu? — das kann hier auch geschehen, nur schnell und kurz!

Alba.

Was eigentlich mich hierher führt, ist Euer Hoh it unterthänigen Dank für das Bewußte abzutragen.

Carlos.

Dank? — Mir Dank? — Wofür? — Und Dank vom Herzog Alba?

Alba.

Denn kaum, als Sie das Zimmer des Monarchen verlassen hatten, ward mir angekündigt, nach Brüssel abzugehen.

Carlos.

Brüssel? So?

Alba.

Wem sonst, mein Prinz! als Ihrer gnädigen Verwendung bey des Königs Majestät, kann ich es zuschreiben haben?

Carlos.

Wie? — Wie ganz und gar nicht — mir wahrhaftig nicht. Sie reisen — reisen Sie mit Gott!

Alba.

Eure Hoheit hätten mir weiter nichts nach Flandern aufzutragen?

Carlos.

Was sonst? — was dort?

Alba.

Doch schien es noch vor Kurzem, als forder-  
te das Schicksal dieser Länder Dem Carlos eigne  
Gegenwart.

Carlos.

Wie so? — doch ja — ja recht — das war  
vorhin — das ist auch so ganz gut — recht gut —  
um so viel besser.

Alba.

Ich höre mit Verwunderung.

Carlos.

Genug davon! — Glück auf den Weg! — Ich  
kann jetzt, wie Sie sehen, schlechterdings — ich bin  
so eben etwas überhäuft. — Das Weitere auf  
Morgen — oder — wenn Sie von Brüssel wie-  
derkommen.

Alba.

Wie? — nach zehn Jahren?

Carlos.

Leben Sie denn wohl! (Paus. Der Herzog  
kriecht immer, er fährt fort) Sie nehmen gute  
Jahreszeit mit. — Spätestens zu Anfang des Au-  
gusts sind Sie in Brüssel. — O ich zweifle nicht,

man wird sehr bald von Ihren Siegen hören. Sie werden unsern gnädigsten Vertrauens sich werth zu machen wissen.

Alba:

(mit Bedeutung) Wird ich das in meines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Carlos:

(nach einer Pause mit Stolz und Würde) Sie sind empfindlich und mit Recht, Herzog! — Es war — ich muß bekennen, wenig Schonung von meiner Seite, Waffen gegen Sie zu führen, die Sie nicht im Stande sind, mir zu erwidern.

Alba:

Nicht im Stande, Prinz?

Carlos:

(ihm lächelnd die Hand reichend) Schade, daß es mir grade jetzt an Zeit gebricht, den würdigen Kampf mit Alba anzukämpfen. — Nichts mehr davon, ich bitte. (sehr ernst) Vor gewissen Erinnerungen möchte ich mich gern hüten. Ich ehre meines Vaters Wahl — mein Vater braucht einen Alba — daß er ihn braucht, das ist es nicht, warum ich ihn beneide. Sie sind ein großer Mann — auch das mag wahr seyn — ich glaub es fast. Nur fürcht' ich, kommen Sie Jahrtausende zu früh. Ein Alba, sollt' ich meynen, war der Mann, am Ende aller Tage zu erscheinen — dann, wenn der Miesentrost des Lasters die Langmuth des Him-

mals ermüdet hat, wenn die reiche Erndte der  
Missethat in Palmen steht und einen Schnitter  
sonder Weispil fordert — dann — dann stehen  
Sie an Ihrem Plage! — o mein Vater! — wie  
schlecht verstand ich Deine Meynung! — Härte  
gab ich Dir Schuld, weil du mir ein Geschäft  
verweigertest, wo nur die Alba glänzen. — Es  
war der Anfang deiner Achtung!

Alba

(kann seine Wuth kaum unterdrücken) Prinz! —  
das Wort verdiente —

Carlos

(unterbricht ihn mit Festigkeit) Was? —

Alba.

Doch davor schützt Sie der Königssohn.

Carlos.

Das fordert Blut! — Das Schwert gezogen  
gen Herzog!

Alba.

Gegen Wen?

Carlos

(auf ihn eindringend) Das Schwert gezogen, oder  
ich durchstoße Sie!

Alba

(zieht, aber vertheidigt sich nur) Wenn es denn seyn  
muß! — (beide sehn)

---

## Sechster Austritt.

---

Vorige. Königin (tritt aus ihrem Kabinet)

Königin

(erschrocken) Woße Schwerdtter! (sieht Carlos eine Zeitlang schweigend an.) Carlos!

Carlos

(vom Anblick der Königin außer sich gesetzt, läßt er den Arm sinken, steht ohne Bewegung, dann eilt er auf Alba zu, und umarmt ihn:) Verzeihung, Herzog! Alles sey vergessen (er wirft sich der Königin zu Füßen, steht schnell auf, und eilt ohne Fassung fort.)

Alba

(Steht voll Erkaunen und wendet kein Auge ab, von beiden) Beym Himmel! das ist doch seltsam!

Königin

(steht einige Augenblicke beunruhigt und zweifelhaft, dann geht sie nach ihrem Zimmer; winkt an der Thür den Herzog) Herzog Alba! (geht hinein)

Alba

(folgt ihr ins Kabinet)

---

## Siebenter Auftritt.

---

(Kabinet der Prinzessin Eboli)

---

Eboli (imidealistischen Geschmack, aber einfach schön gekleidet) Genarez (der eben eintritt)

Eboli

(ruft ihm entgegen) Er kömmt! -- ich höre es am singenden Klang Deiner Tritte! Er kömmt!

Genarez.

Er muß den Augenblick erscheinen, gnädige Fürstin! Sie sind geliebt! -- Geliebt wie Sie, kann Niemand seyn, und Niemand wieder werden! -- Welch eine Scene sah ich an!

Eboli

(voll Ungeduld) Geschwinde! -- Du sprachst mit ihm? -- Heraus damit: -- Was sprach er? -- wie nahm er sich? -- was waren seine Worte? -- Er schien verwundert -- schien bestürzt? -- Errieth er die Person, die ihm den Schlüssel schickte? -- Geschwinde! -- oder errieth er



nicht? -- Er errieth wohl gar nicht, rieth auf eine Fremde? Nun, antwortest Du mir denn kein Wort? -- O psui, psui! -- schäme dich! -- So hölzern bist Du nie -- so unerträglich langsam nie gewesen!

Penarez.

Kann ich zu Worte kommen, gnädige Fürstin? -- Ich übergab ihm Büllet und Schlüssel im Vorzimmer der Königin -- Er fluchte und sah mich an, da ich ihm sagte: Ein Frauenzimmer sende mich.

Choli.

Er fluchte? -- Sehr gut! -- sehr gut! -- nur weiter! Erzähle weiter!

Penarez.

Ich wollte noch mehr sagen, da erblaßte er -- riß mir den Brief aus der Hand und sagte: er wisse alles.

Choli.

Er wisse alles -- sagte er das?

Penarez.

Und fragte: ob Sie selbst -- Sie wirklich selbst mir diesen Brief gegeben.

Choli.

Ob ich selbst? und also nannte er meinen Namen?

Penarez.

Den Namen? -- Nein, den nannte er

nicht -- es möchten Spione in der Nähe seyn, sagte er, und es dem König plaudern.

Eboli

(verwundert) Sagte er das?

Penarez.

Dem Könige, sagte er, liege ganz erstaunlich viel daran, von diesem Briefe Nachricht zu erhalten.

Eboli.

Dem Könige? -- Hast Du recht gehört? -- Dem Könige? -- War das der Ausdruck, den er brauchte?

Penarez.

Ja! -- er nannte es ein gefährliches Geheimniß, und warnte mich: mit Worten gar sehr auf meiner Hut zu seyn, damit ja der König keinen Argwohn schöpfe.

Eboli,

(nach einigem Nachsinnen voll Verwunderung) Alles trifft zu, -- es kann nicht anders seyn, er muß die Geschichte wissen. -- Unbegreiflich! -- Wer mag ihm wohl verrathen haben? -- Wer? -- ich frage noch? -- Wer sieht schärfer, als die Liebe? -- Doch weiter! -- fahre weiter fort. -- Er las das Billet?

Penarez.

Das Billet enthalte ein Glück, sagte er, vor dem er zittern müßte! -- das habe er nie

zu träumen sich getraut! --- Zum Unglück kam  
der Herzog in den Saal.

Eboli.

Aber was in aller Welt hat der Herzog jetzt  
dort zu thun? --- Wo bleibt er denn? ---  
Warum erscheint er nicht? ---

Penarez.

Der Herzog, fürcht' ich, der sich unver-  
muthet im Vorzimmer sehen lassen, hat ihn dort  
aufgehalten.

Eboli.

Wiederum der Herzog? --- Was will der  
hier? --- Was hat der tapfere Mann mit meiner  
stillen Liebe Seligkeit zu schaffen? --- Den konnt'  
er stehen lassen --- weiter schicken. O wahrhaf-  
tig, der Prinz versteht sich auf die Liebe selbst  
so schlecht, als, wie es scheint, auf Damen-  
herzen. Er weiß nicht, was Minuten sind.

Penarez.

Ich höre kommen! --- Er ist's! ---

Eboli.

Ich kenne seinen Gang. --- Er ist's. Laß  
mich allein --- Er muß mich überraschen,

Penarez.

(geht ab).

Eboli

(greift nach einem Buche und will es auf Sopha  
werfen).

## Achter Auftritt.

---

Eboli. Carlos.

Carlos

(tritt schnell herein, erkennt die Prinzessin und steht, wie vom Donner gerührt, da). Himmel! wo bin ich?

Eboli

(läßt das Buch fallen, ihm entgegen). Ach! Prinz Carlos! --- Ja wahrhaftig!

Carlos

(in fürchterlicher Verwirrung). Wo bin ich? Rasender Betrug! --- ich habe das rechte Kabinet verfehlt! ---

Eboli

(mit lässiger Verwunderung). Wie gut versteht es Carlos, die Zimmer sich zu merken, wo Damen ohne Zeugen sind.

Carlos

(kletternd) Prinzessin! verzeihn Sie, Prinzessin! --- ich fand den Vorsaal offen.

Eboli

(muthwillig). Kann das möglich seyn? — Ich weiß recht gut, daß ich ihn selbst verschlossen.

Carlos

(schnell). Das deucht Sie nur — doch versichert! — Sie irren sich! — Verschließen wollen, ja — das geb' ich zu — allein — verschlossen? — wahrhaftig nicht! — Der Riegel — der innre Riegel — ja, das muß ich sagen — der war pünktlich zugemacht.

Eboli.

Der innre? — und dennoch kamen Sie herein? — Nun wahrhaftig! — das haben Sie verschlagen angefangen. Das Kunststück müssen Sie mich lehren.

Carlos.

Nichts leichter, nichts natürlicher. — Denn zum Glück — zum Unglück — wollt' ich sagen, hatte ich einen Schlüssel bei mir, der vollkommen paßte. — Ein Zufall führte mich hieher.

Eboli

(nach einer Pause). O schämen muß ich den beschelbten Mann, der sich in solche Lügen verstricken kann, um ein Frauenzimmer der Beschämung zu überheben.

Carlos.

Prinzessin! — ich fühle selbst, daß ich nur verschlimmere, was ich verbessern will! — Ich

kann nicht lügen --- erlassen Sie mir eine Rolle, die ich nicht fortspielen kann. Sie suchten auf diesem Zimmer Zuflucht vor der Welt. --- Sie wollen hier, von Menschen unbehört, den stillen Wünschen Ihres Herzens leben. --- Ich, Sehn des Unglücks, muß mich zeigen, sogleich ist dieser schöne Traum gestöhrt. Dafür soll mich die schnellste Entfernung bestrafen. (will fort).

Eboli

(überrascht und betroffen). Prinz! o, das war hochhaft!

Carlos.

Fürstin! --- diese Angst --- ich muß von hier! --- ich muß! --- Dieses fremde Feuer auf Ihrer Wange klagt mich an, --- wehe dem Manne, dem weibliches Erröthen muthig macht! Ich bin verzagt, wenn Damen vor mir zittern.

Eboli.

Ist's möglich! Ein Gewissen ohne Beispiel für einen jungen Mann und Königssohn. Ja, Prinz! jetzt vollends müssen Sie bleiben --- jetzt bitte ich Sie selbst darum. Bei so viel Tugend muß sich die Angst jedes Mädchens erholen. Das möchte von Tausenden nicht Einer thun, wenn ihn ein Schlüssel, der so glücklich paßt, verjagte. Doch, lassen wir das Possenspiel. ---

Carlos

(greift nach einem Buche). Sie beschäftigen sich mit Lesen, schöne Fürstin? ---

Eboli.

Nicht doch. — Sie sollen das Buch nicht ansehen — ich glaube gar, es ist die Rede darin von der Liebe.

Carlos.

Und, wenn ich nicht irre, von einer glücklichen. Der schönste Text für Sie, meine Fürstin! Doch freilich nicht so wahr, als schön.

Eboli.

Nicht, Prinz? — Sie zweifeln also? —

Carlos.

(ernsthaft). Ich zweifle sehr, ob wir uns je verstehen, wenn von Liebe die Rede ist. (nach einer Pause, galant). Denn wer wird es diesen Rosenwangen glauben, daß Leidenschaft in diesem Busen gewüthet? — Laßt eine Fürstin Eboli Gefahr, umsonst und ohne Erhörung zu seufzen? — Liebe kennt nur der, der ohne Hoffnung liebt.

Eboli

(mit ihrer ganzen vorigen Munterkeit). O Stille! das klingt ja fürchterlich! Und freilich scheint dieses Schicksal Sie vor allen andern zu treffen. (faßt ihn bei der Hand). Sie sind nicht fröhlich, lieber Prinz! — Sie leiden — bei Gott! Sie leiden ja wohl gar? — Und warum? — warum leiden, Prinz? — Bei diesem lauten Gerufe zum Genuß der Welt? —

Bei so viel Geschenken der verschwenderischen Natur! --- bei allem Anspruch auf die Freuden des Lebens.

Carlos

(der die ganze Zeit über zerstreut war, kommt durch das Schweigen der Prinzessin wieder zu sich, fährt auf). Vortrefflich! --- ganz unvergleichlich, Fürstin! --- lesen Sie mir diese Stelle noch einmal.

Oboli

(erstaunend). Carlos! Wo waren Sie indessen?

Carlos.

Ja, wahrhaftig! --- Sie erinnern mich eben recht! --- Ich muß fort --- ich muß eilends fort!

Oboli

(nimmt seine Hand). Wohin? Sind Sie bey sich, Prinz? was haben Sie? --- was für ein räthselhaftes, unnatürliches Betragen! --- Sie brauchen Ruhe, lieber Carlos --- Ihr Blut ist jetzt in Aufruhr --- Sehen Sie sich zu mir! --- weg mit den schwarzen Fieberphantasien. Wenn Sie sich selber offenherzig fragen, weiß dieser Kopf, was dieses Herz beschwert? --- Und wenn er's nun auch wüßte --- sollte denn von allen Rittern dieses Hofes, nicht einer --- von allen Damen keine --- Sie zu heilen --- Sie zu retten, wollt' ich sagen --- keine von allen würdig seyn?



Carlos.

(Nüchtern, gedankenlos). Vielleicht die Fürstin Eboli.

Eboli

(Freudig, rasch). Wahrhaftig?

Carlos.

Geben Sie mir eine Bittschrift an meinen Vater. Man spricht ohnehin, Sie gelten viel.

Eboli.

Wer spricht das? (für sich) So wahr es der Argwohn, der dich stumm gemacht?

Carlos.

Wahrscheinlich ist die Geschichte schon herum. Ich habe den schnellen Einfall, nach Brabant zu gehen, bloß — um meine Sporen zu verdienen. Das will mein Vater nicht. — Der gute Vater besorgt, wenn ich Armeen kommandirte. — mein, — Singen könnte darunter leiden.

Eboli.

Carlos! Sie spielen falsch. Gestehen Sie, Sie wollen in dieser Schlangenwindung mir entgehen. Sie sollens nicht — so wahr ich Sie durchschaue! — Hierher gesehen, Heuchler! — Aug' in Auge! — Wer nur von Ritterthaten träumt, wird der — gestehen Sie — wird der auch wohl so tief herab sich lassen, Wänder, die den Damen entfallen sind, begierig wegzustehlen, und — Sie vergehen — (indem sie mit einer leichten Fingerbewegung seine Halskrause wegschneilt, und

eine Handschleife, die da verborgen war, wegnimmt) so kostbar zu verwahren.

Carlos

(mit Bestrebung zurücktretend). Prinzessin! Nun, das geht zu weit --- ich bin verrathen --- Sie betrügt man nicht --- Sie sind mit Geistern, mit Dämonen einverstanden.

Oboli.

Darüber scheinen Sie erstaunt? --- darüber? --- Was soll die Wette gelten! --- ich rufe Geschichten in Ihr Herz zurück --- Geschichten, die selbst aus Ihren Träumen verschwunden sind. Ich soll vielleicht nicht gesehen haben, wie Sie beim letzten Hofball, Ihre Dame, die Königin, im Tanze stehen ließen, und mit Gewalt ins nächste Paar sich drängten --- statt Ihrer königlichen Tänzerin --- der Fürstin Oboli, die Hand zu reichen. Ein Irrthum, den sogar der Monarch, der jetzt erschien, bemerkte.

Carlos

(mit ironischem Lächeln). Auch sogar der? --- Ja freilich, gute Fürstin, für den besonders war das nicht.

Oboli.

Aber damals, als Sie mit der Königin und mir beim Spiele saßen, und mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit mir diesen Handschuh wegstahlen ---

Carlos

(springt auf).

Eboli.

Den Sie hernach so artig waren, statt einer Karte auszuspielen.

Carlos.

O Himmel! was hab' ich da gemacht? —

Eboli.

Nichts, das Sie widerrufen werden, hoff ich! — Wie erschrak ich, als mir unvermuthet ein Briefchen in die Hände kam, das Sie in diesen Handschuh zu verstecken wußten. — Es war die rührendste Romanze, Prinz! — die je ein Ritter —

Carlos.

(ihr rasch ins Wort fallend) Poesie! nichts weiter! Ein Paroxismus von Empfindsamkeit, den Sie vergessen müssen, das war es alles! Schweigen wir davon.

Eboli

(erschauet). Rein, nein! das ist zu viel, das war noch nie erhört seit Menschengedenken. Ich bin erschöpft — all' meine Proben fehlen, bei diesem schlangenglatten Sonderling. (verläßt ihn schnell, geht einigemal im Cabinet auf und ab, und scheint über etwas Wichtiges nachzudenken — nach einer großen Pause ernt und feyerlich) Wehlan, es sey! ich muß einmal zu reden mich entschließen. —

Zu meinem Richter wähle ich Sie --- Sie sind ein edler Mensch --- sind Fürst --- sind Ritter. Ich bin verlassen von der ganzen Welt --- an Ihren Busen werf ich mich --- Sie werden mich retten, Prinz --- und wenn ich ohne Rettung verloren bin, theilnehmend um mich weinen.

Carlos

(rückt näher mit erwartungsvollem, theilnehmenden Staunen).

Colli.

Ein frecher Günstling des Monarchen --- Rui Gomez --- Graf von Silva --- buhlt um meine Hand --- der König will --- schon ist man Handels einig --- ich bin der Kreatur verkauft.

Carlos

(heftig ergriffen). Verkauft? --- Und wiederum verkauft? --- Und wiederum von dem berühmten Handelsmann im Süden!

Colli.

Nein, nein! Hören Sie erst alles! Nicht genug, daß man mich der Politik opfert, --- auch meiner Unschuld stellt man nach. Längst schon verfolgen mich die lasterhaften Flammen des mächtigen Bollüftlings. --- Da! --- lesen Sie --- dies Blatt kann diesen Heuchler entlarven. --- Armseliger Verführer! --- das Glück der Liebe, der Waare gleich zu achten, worauf geboten werden kann. Ich theile meine Freuden nicht. ---

Dem Manne, dem Einzigen, den ich mir gewählte, geb' ich Alles für Alles. Ich schenke nur einmal, aber ewig.

Carlos

(für sich). Unglaublich! -- Wie? -- ein solch Geschöpf hatte Spanien und das erfähr' ich heut zum erstenmal?

Eboli.

Längst schon hätte ich diesen Hof und diese Welt verlassen, hätte mich in heiligen Mauern begraben, doch ein einziges Band ist mir noch übrig, das mich allmächtig fettet an diese Welt. Ach! nur ein Traum vielleicht! -- ich liebe -- und bin -- nicht geliebt! --

Carlos.  
Sie sind's! -- So wahr Gott lebt! Ich schwöre es, Sie sind's!

Eboli.  
Sie? -- Sie schwören es? Ja freylich, Carlos! wenn Sie es schwören, dann glaub' ich's, dann bin ich's.

Carlos  
(nimmt ihre Hand mit viel Empfindung). Edles, seelenvolles Mädchen! -- Ich stehe ganz Ohr, ganz Auge -- ganz Bewunderung! -- Wer hätte dich gesehen -- wer unter diesem Himmel hätte dich gesehen, und rühmte sich, er habe nie geliebt? -- Doch hier an König Philipps Hofe? --

Was willst du hier? --- Das ist kein Pimmels-  
 Strich für solche Blumen. Möchten Sie sie brechen?  
 --- Sie möchten --- o, ich glaub' es gern. ---  
 Doch nein! so wahr ich Leben athme! --- nein! ---  
 Du wirfst Dich in meine Arme, ich trage dich  
 durch eine teuflvolle Hölle! ---

Eboli

(sieht ihn lange an). Bös'rer Mensch! --- So  
 schwer ist Ihnen das Geständniß geworden? ---  
 Zu beweinen mußt ich seyn, wenn Sie mich lie-  
 ben sollten!

Carlos

(flucht). Was? --- Was ist das?

Eboli.

Mich so ausgesucht zu quälen! O wahrlich,  
 Prinz! das war nicht schön --- sogar den Schlüs-  
 sel zu verleugnen.

Carlos.

Schlüssel? --- (nach einem dumpfen Besinnen) Ja  
 so --- so wars --- nun verstehe ich! --- (seine Knie  
 wanken, er hält sich an einem Stuhl und verhüllt das  
 Gesicht).

Eboli

(Schreckliche lange Stille von beiden Seiten --- die Thür  
 hin schreyt laut und fällt auf Sopha) Abscheulich!  
 Was hab' ich gethan?

Carlos

(sich aufrichtend im fürchterlichen Ausbruch des Schmerzes)

jes). So tief herabgestürzt von allen meinen Himmeln! O, das ist schrecklich!

Eboli

(das Gesicht voll Schaam in das Kissen verbergend). Was entdeckt ich! — O, was hab' ich Rasende gethan!

Carlos

(vor ihr niedergerworfen). Ich bin nicht schuldig, Fürstin — Leidenschaft — ein unglückseliger Mißverstand! — Bei Gott! ich bin nicht schuldig!

Eboli

(stößt ihn von sich). Weg aus meinen Augen! — Ihr Dastehen ist Vergiftung! — fort! —

Carlos.

Nur einmal — nur einen Blick, daß ich Vergebung —

Eboli

(drängt ihn gewaltsam von sich). Fort! — Aus Großmuth! aus Barmherzigkeit! — hinaus! — von meinen Augen!

Carlos

(wilk fort).

Eboli.

Meinen Brief und meinen Schlüssel geben Sie mir wieder! — Wo haben Sie den andern Brief?

Carlos.

Den andern? — Was für einen andern?

Eboli.

Den vom Könige.

Carlos

(aufmerksam erschreckend). Vom König?

Eboli.

Den Sie verhin von mir bekommen!

Carlos.

Vom König? — und an wem? — an Sie? —

Eboli

O Himmel! wie schrecklich hab' ich mich verstrickt! — den Brief! — Heraus damit, ich muß ihn wieder haben.

Carlos.

Vom König Briefe? — Und an Sie? —

Eboli

(mit steigender Angst). Den Brief, um aller Himmel willen!

Carlos.

Der einen Gewissen nur entlarven soll? — Diesen? —

Eboli.

Ich bin des Todes! — geben Sie! —

Carlos.

Worin von lasterhaften Flammen, von Belüftlingen gehandelt wird? — Der Brief also —



Eboli

(in Verzweiflung die Hände ringend). Entsetzlich! —  
Was hab' ich Unbesonnene gemacht?

Carlos.

Der Brief vom König? — Ja, Prinzessin,  
das ändert freilich alles schnell! — (hält den Brief  
strohloosend empor). Das ist ein unschätzbarer,  
schwerer — theurer Brief, den alle Kronen  
Philipps einzulösen, zu leicht — zu nichts  
bedeutend sind. — Den Brief behalte  
ich. (ab)

## Neunter Auftritt.

Osoli

(Nicht betäubt und außer Fassung — dann eilt sie ihm nach und will ihn zurück rufen) Prinz! noch ein Wort! — Prinz! — hören Sie! — Er geht, er hört mich nicht! er will mich nicht mehr hören! — Auch das noch! — er verachtet mich! — Da steh ich, in fürchterlicher Einsamkeit — verstoßen — verworfen. (Pausen) Nein, verdrängt nur — — von einer Nebenbuhlerin verdrängt. Er liebt — kein Zweifel mehr. — Er hat es selbst gestanden! — Doch, wer ist diese Glückliche? — So viel ist ausgemacht, er liebt was er nicht sollte! — Er fürchtet die Entdeckung. Vor dem Könige verbirgt er seine Leidenschaft — — Warum vor dem König? — der nichts mehr wünschen kann, als ihn durch Liebe beschäftigt zu wissen! — Als er von dem Anschläge hörte, den der König auf meine Unschuld gethan, da jauchzten seine Wienen — da frohlockte er wie ein Glücklicher. — Wie kam es, daß seine strenge

Tugend hier verstummte? --- Hier --- eben hier? --- Was kann denn er dabey gewinnen? --- Wenn der König die Königin --- die --- (hält plötzlich von einem Gedanken überrascht inne, zugleich reißt sie die Schleife, die sie Carlos genommen, vom Busen und schritt zusammen) O! ich Nasenber! Jetzt --- endlich jetzt! --- Wo waren meine Sinne? --- jetzt endlich gehen mir die Augen auf. --- Sie hatten sich lange geliebt, eh' der Monarch sie wählte! Nie ohne Sie, sah mich der Prinz. Sie also, sie war gemeynt, wo ich gränzenlos, so warm mich angebetet glaubte? --- O, ein Betrug, der ohne Beispiel ist! Und meine Schwäche hab' ich ihm verrathen! --- (Pause) Daß er ganz ohne Hoffnung lieben sollte --- ich kanns nicht glauben! Hoffnungslose Liebe besteht in diesem Kampfe nicht. --- Warlich! --- solche Opfer bringt hoffnungslose Liebe nicht! --- Die Probe war fast zu kühn, für die romantische Treue, die nicht erwiebert werden soll! --- Er nimmt den Schlüssel an, den, wie er sich verheißet, die Königin ihm zugeschiekt. Er glaubt an diesen Riefenschritt der Liebe --- kömmt --- kömmt warlich! --- kömmt voll Zuversicht --- So traut er Philipps Frau die rasende Entschließung --- das unerhörte Opfer zu? --- Wie kann er, wenn hier nicht große Proben ihn ermuntern? --- Es ist am Tag! er wird erhört. Sie liebt! bey'm Himmel! sie liebt! --- Ich zitterte --- ich selbst vor dem erhabnen

Schreckbild ihrer Tugend! -- Ein höheres Wesen -- ragte sie neben mir -- in ihrem Glanz erlosch ich! -- Ihrer Schönheit mißgönnt ich diese hohe Ruhe -- frey von jeder Wallung sterblicher Naturen zu seyn -- Und diese Ruhe war nur Schein? -- Sie hätte an beyden Tafeln schmelzen wollen? -- hätte der Tugend ganze Glorie zu kosten, und doch zugleich des Lasters heimliche Entzückungen zu naschen sich erdreisset? -- Das dürfte sie -- das sollte ungeröchen der Gaukeley gelungen seyn? -- gelungen, weil kein Rächer sich meldet? -- Nein! nein! wahrlich, das vergeb ich nicht. Der König wisse den Betrug! -- (nach einigem Besinnen) Der König? -- Ja, recht! das ist der Weg zu seinem Ohr!

---

## Zehnter Auftritt.

---

Eboli. Domingo.

Domingo.

Gnädigste Fürstin! Ich komme Ihre Entschiedung zu hören, um meinem Herrn, dem König, Antwort zu überbringen.

Eboli

(hört). Sind wir etwa nicht ganz allein? Ich höre draußen Jemand gehen.

Domingo.

Es ist der Herzog Alba, gnädigste Fürstin, der um die Erlaubniß bittet nach mir vorgelassen zu werden.

Eboli.

Herzog Alba, --- was will der? --- Was kann der wollen? Wissen Sie vielleicht es mir zu sagen?

Domingo.

Ich? Und eh ich weiß, mit welcher Antwort ich endlich zu meinem Herrn zurückkehren soll --- ob sich nicht endlich ein Umstand vorgefunden, der für die Wünsche des Königs spricht? --- ob ich

ihm Hoffnung machen darf? Ich komme voll Erwartung! —

**Eboli.**

Welchen Sie dem König, daß ich ihn erwartete! —

**Domingo.**

Darf ich das für Wahrheit nehmen, schöne Fürstin?

**Eboli.**

Für Scherz doch nicht? — Sie machen mir ganz bange — Wie? — Was hab' ich denn gethan? wenn sogar Sie — Sie selber sich entschäuben.

**Domingo.**

Prinzessin! — diese Ueberraschung — kaum kann ich fassen —

**Eboli.**

Ja mein würdiger Herr — das sollen Sie auch nicht! — Um aller Güter dieser Welt möcht ich nicht haben, daß Sie es saßen. Genug für Sie, daß es so ist. Ersparen Sie die Mühe, zu ergrübeln, wessen Verechtsamkeit Sie diese Wendung danken. Bitten Sie Se. Majestät von meinethwegen, mich in dieser Handlung ja nicht zu verkennen. Was ich gewesen, bin ich noch. Die Lage der Dinge nur hat sich indessen verwandelt. Als ich sein Anerbieten mit Entrüstung zurückstieß, da glaubte ich ihn in dem Besitz der schönsten Köni-

ein glücklich — glaubte die treue Gattin meines  
Opfers werth. Das glaube ich damals — freu-  
lich — jetzt — jetzt weiß ichs besser.

Domingo.

Fürstin! — weiter — weiter — ich hör es,  
wir verstehn uns.

Eboli.

Genug — sie ist erhascht! Ich schone sie  
nicht länger — Die schlaue Diebin ist erhascht. —  
Den König, ganz Spanien und mich hat sie be-  
trogen. Sie liebt — ich weiß es, daß sie liebt.  
Ich bringe Beweise, die sie zittern machen sollen.  
Der König ist betrogen — doch, bey'm Himmel!  
er sey es nicht ungerochen! Die Larve reiße ich  
ihr ab, daß alle Welt die Stirn der Sünlerin  
erkennen soll. Es kostet mir einen ungeheuern  
Preis, doch — das entzückt mich, das ist mein  
Triumph! — doch sie noch einen größern.

Domingo.

Da ist alles reif! — Erlauben Sie, daß  
ich den Herzog rufe (geht hinaus)

Eboli

(erschauet) Was wird das?

Filfter Auftritt.

Eboli, Domingo, Xiba,

Domingo

(Der den Herzog hereinführt). Herzog Xiba, wir kommen mit unserer Nachricht hier zu spät. Die Prinzessin entdeckt uns ein Geheimniß, das wir ihr mittheilen wollen.

Xiba.

Mein Besuch wird Sie also weniger bestreben --- Ich traute meinen Augen nicht ganz. Entdeckungen dieser Art müssen durch Weiber geprüft werden.

Eboli.

Was für Entdeckungen? -- reden Sie! --

Xiba.

Der Prinz und ich stoßen diesen Nachmittag im Vorzimmer auf einander. Ich werde beleidigt. -- wir erheben uns -- der Streit wird etwas laut -- wir greifen zu den Schwerdtern. Auf das Getöse stürzt die Königin heraus, stellt sich zwischen uns, und sieht den Prinzen mit einem Blicke an -- es war nur ein einziger



Blick --- aber er sagte alles. Das Schwerdt fällt ihm zu Boden --- er fliegt an meinen Hals --- ich fühle einen heißen Kuß, und er verschwindet.

Edoia.

Das ist sehr verdächtig, ich gestehe es, Herzog! --- ich habe einen ähnlichen Argwohn. Dieses strafbare Verstandniß darf dem König nicht länger verborgen seyn.

Alba.

Das ist es eben, was mich hierher führt, Sogleich muß der Monarch es wissen, und --- durch Sie --- durch Sie Prinzessin muß er das, Ich bin erklärter Feind des Prinzen.

Domingo.

Das nämliche ist man gewohnt von mir voraus zu sehen. Unsrer Anklage würde keinen Glauben finden. Sie sind unparteyisch, gnädigste Fürstin! wo wir schweigen müssen, zwingt Ihre Pflicht Sie zu reden. Der König wird unsern Rath verlangen, wenn erst Ihre Winke gewürkt haben. Und dann vollenden wir das Werk.

Alba.

Doch, das muß bald --- muß gleich morgen geschehen. Die Augenblicke sind kostbar. Ich erwarte jeden Tag meine Abfertigung nach Flandern. Ein geschwinde Brief muß alles entscheiden.

Domingo

(nach einigem Besinnen) Wenn wir einige Briefe auffangen könnten, das würde eine vortrefliche Wirkung thun. Laß sehen! Sie schlafen, glaub ich, in einem Zimmer mit der Königin? ---

Eboli.

Zunächst an diesem. --- Aber was soll das?

Domingo.

Haben Sie nicht bemerkt, wo sie den Schlüssel zu Ihrer Chatulle aufzubewahren pflegt?

Eboli.

Das könnte uns zu etwas führen. Ja, der Schlüssel wäre zu finden.

Alba.

Hat niemand wahrgenommen, ob der Prinz nicht einen Vertrauten hat?

Eboli.

Niemand! --- In ganz Spanien niemand.

Domingo.

Sie können mir glauben. Er verachtet den ganzen Hof. Ich habe meine Proben.

Alba.

Doch wie? --- Hier fällt mir eben ein --- als ich vorhin aus dem Zimmer der Königin kam, stand der Prinz bey dem Fenarez und sprach heimlich mit ihm.

Eboli

(schnell einfallend) O nicht doch! --- das war --- das war von etwas anderm.

Domingo.

Können wir denn das wissen? — Das ist ein verdächtiger Umstand.

Eboli

(verlegen) Kinderpossen. — Was würde gewesen seyn? Genug ich weiß das. (zu Domingo) Morgen also, werde ich krank seyn — Man trennt mich von der Person der Königin — das ist an unserm Hofe der Gebrauch, wie Sie wissen. Ich bleibe dann auf meinem Zimmer. Sagen Sie das dem Könige.

Domingo.

Glücklich! glücklich! — Jetzt haben wir das große Spiel gewonnen, und Trost sey geboten allen Königinnen.

Alba.

Führen Sie das aus, gnädigste Fürstin! so sollen Sie Regentin von Spanien seyn — ich gebe Ihnen mein Wort, zählen Sie auf meinen Einfluß. — Stürzen Sie diese Valois — auf ihrem Untergang sollen Sie zu den Thron steigen.

Domingo

(nimmt beyder Hand) Alle für Eins! Eins für Alle! — So will ich den Bliz erwarten, der uns stürzen soll.

(Man hört eine Glocke)

Oboli.

Ich höre die Glocke! — Die Königin verlangt mich. Auf Wiedersehen! (geht ab)

Kiba.

(zu Domingo) Daß es bis dahin kommen muß! — Ich bin grau geworden in seinen Kriegen, daß ich betteln soll um seine Gunst — bei einem Weibe — das — ich kanns nicht leugnen — das verdrißt mich! — Doch dies Erröthen soll mir der Knabe bezahlen — mit Rissethäterangst soll ers bezahlen! — Kommen Sie!

(Beide gehen ab)

---

## D r i t t e r   A u f z u g .

---

(Gemach vor dem Schlafzimmer des Königs)

Einige brennende Lichter auf einem Nachtlisch. Durch die Thüre sieht man einige Pagen auf den Kufen eingeschlafen. Der König ohne Hut, Mantel und Orden, steht vor einem Tische in einer nachdenkenden Stellung. Auf dem Tische liegt ein Gemälde, ein Medaillon und einige Briefe.)

König.

(im Tiefstan verloren)

**D**, es ist klarer wie die Sonne! Der Frevel begann schon damals, als ich sie in Madrid zum erstenmal als meine Gemahlin empfing. -- Noch seh ich sie, bleich wie der Tod, aus dem Wagen steigen und mit einem Blick des Schreckens auf meine grauen Haare verweilen, da fing es an, das falsche Spiel. (macht eine Bewegung die ihn wieder zu sich selbst bringt) Wo war ich? -- wacht denn hier Niemand als der König? -- Was? -- die Lichter schon herunter gebrannt? -- Doch nicht schon Morgen? -- (läßt

eine Uhr repetiren, es schlägt vier) Ich bin um meinen Schlummer! --- Ein König hat nicht Zeit verlorrene Nächte nachzuholen --- jetzt bin ich wach --- und Tag soll seyn. (Rückt die Lichter aus --- es wird Tag --- geht auf und nieders, bemerkt die schlafenden Pagen, betrachtet sie eine Weile, zieht dann die Glocke) Schläfts vielleicht in meinem Vorzimmer auch? --- ---

## Zweyter Abschnitt.

König. Graf Perma.

Perma

(bestürzt, da er den König sieht) Befinden sich Euer Majestät nicht wohl?

König.

Im linken Pavillon war Feuer. Höret Ihr keinen Lärm?

Perma.

Nein, Ihre Majestät.

König.

Nein? --- Wie? und also hätte mir nur ge-

...träumt? — Schläft die Königin nicht auf jenem  
Bügel?

Perma.

Ja, Ihre Majestät.

König.

Der Traum erschreckt mich. Man soll künftig  
die Wache dort verdoppeln, sobald es Abend wird;  
hört Ihr? — Doch ganz — ganz in Geheim —  
ich will nicht haben, daß — Ihr prüft mich mit  
den Augen?

Perma.

Ich entdecke ein brennend Auge, das noch  
Schlummer fordert. Darf ich es wagen — Ihre  
Majestät an Ihr kostbares Leben zu erinnern? —  
an Ihre Untherthanen zu erinnern — die die  
Spuren einer solchen schlaflosen Nacht in solchen  
Minen lesen würden? — Nur zwei kurze Mor-  
genstunden Schlaf.

König

(mit zerstreutem Blick) Schlaf? Schlaf finde ich nur  
im Eskurial. So lange der König schläft, ist er um  
seine Krone, der Gatte um des Weibes Herz —  
weg — weg — weg mit der Erinnerung!

Perma.

Befehlen Ihre Majestät, daß ich die Edel-  
knaben wecke?

König.

Laß sie schlafen — sie gefallen mir so bes.

ser. — Ich traue Menschen gern wenn sie schlafen. Dieser hier, vergißt mirs wenigstens, so lang' er schläft, daß sein Vater den Kopf auf dem Schaft verlohrt. Und so bedient man mich? — Konnte man keine bessere Leibwache für mich finden, als die Söhne derer, die ich richten ließ?

Perma.

Es sind ja Kinder, Ihre Majestät.

König

(nachdem er einige Schritte gemacht hat) Tretet näher, Graf! — Sieht ihn einige Augenblicke an, dann wendet er sich weg) Nein, nein! es ist Verläumdung. Ich vergesse, daß ein Weib es war, die mir es sagte. Giftige Verläumdung ist die Schoßsünde dieses Geschlechts! — Nein! — Mein Unglück ist nicht gewiß, oder ein Mann muß mirs wiederholen. (Zu den Pagen, die sich unterdes ermuntert haben) Ruft Herzog Alba und Domingo. (Pagen gehen ab) Tretet näher, Graf! — Ist wahr? — Schwört mir! — Ist es wahr? — Ich bin betrogen? — bin ich? — ist es wahr? —

Perma.

Mein gnädigster König!

König.

König? — König nur, und wieder König! —

Keine bessere Antwort, als leeren, hohlen Biederknall? Ich schlage an diesen Felsen und will Was-



ser — Wasser für meinen brennenden Durst nur! — Er giebt mir geschmolzenes Gold!

Perma.

Was sollte wahr seyn, mein gnädigster König?

König.

Nichts, nichts! — Fragt mich nicht weiter! — Laßt den Herzog Alba kommen! Geht! (Perma will ab — er ruft ihn zurück) Graf Perma! Ihr seyd vermählt? Seid Vater? —

Perma.

Ja, Ihre Majestät!

König.

Vermählt? und könnt es wagen eine Nacht bey mir zu wachen? — Euer Haar ist Silbergrau, und Ihr könnt eitel genug seyn, an der Treue Eures Weibes zu glauben? — Geht nach Hause — Ihr findet sie in Eures Sohnes blutschändlicher Umarmung. Ihr steht verwundet? — weh, ich selbst etwa graue Haare tragen? — Unglücklicher! — besinnt Euch! — Königinnen bestrecken ihre Unschuld nicht! Ihr seyd des Todes wenn Ihr zweifelt.

Perma.

(mit Wuth) Wer kann das? — Wer in allen Staaten meines Königs kann sich erschrecken die reinste

Zugend zu lästern? Die beste Königin so tief ---

König.

Die beste? --- Und Eure Beste also auch? Sie hat sehr warme Freunde um mich herum --- wie ich finde --- das muß ihr viel gekostet haben --- mehr als wir bekannt ist, das sie geben kann. Ihr seyd entlassen! Laßt den Herzog kommen.

Perma.

Der Herzog ist schon im Vorzimmer.

König

(mit gemildertem Tone) Graf! was Ihr vorhin bemerktet, ist doch wohl wahr gewesen. Mein Kopf glüht von durchwachter Nacht. --- Vergesst, was ich im wachen Traume gesprochen. Vergesst es --- hört Ihr? --- Ich bin Euer gnädiger König!  
(reicht ihm die Hand zum Kuß)

Perma

(küßt die Hand und geht ab)

### Dritter Auftritt.

---

König. Herzog Alba.

Alba.

Ein so unvermutheter Befehl -- in dieser außerordentlichen Stunde -- (stutzt, wie er den König genauer betrachtet) Und dieser Anblick --

König

(den Herzog scharf betrachtend). Herzog! -- Ihr habt mich vor dem Ehrgeiz des Infanten gewarnt! -- Ward nur sein Ehrgeiz den ich fürchten sollte?

Alba.

Ehrgeiz ist ein großes -- ein weites Wort, worinnen noch unendlich viel enthalten seyn kann! --

König

(nach einer Pause) Wißt Ihr mir nichts besonders mehr zu entdecken? (Pause)

Alba.

Euer Majestät haben meiner Wachsamkeit die Krone anvertraut -- der Krone gehören meine Pflichten, -- Was ich sonst vermuthete, denke, oder wies,

gehört mir eigen zu. Denn nicht alles was mir klar ist, ist klar genug für meinen König. Will er doch befriedigt seyn, so muß ich bitten nicht als mein Herr zu fragen.

König

(zeigt ihm das Medallion) Erkennt ihr dieses Bild? —

Xiba.

Es ist nicht zu verschlen --- Dom Carlos.

König.

(gibt ihm Briefe) Kennt Ihr auch diese Hand?

Xiba

Es ist Dom Carlos Hand.

König.

Leset!

Xiba

(nachdem er gelesen) Wer war der Rosende, diese Papiere in die Hand meines Königs zu bringen?

König.

Wie? — So wißt Ihr also an wem sie gerichtet sind? — Der Name ist nicht in dem Briefe genannt.

Xiba

(stellt sich, als habe er sich vergessen und tritt zurück)  
Ich war zu schnell.

König.

Ihr wißt?

Alba

(nach einigem Bedenken) Es ist heraus! — Mein König befiehlt es — ich darf nicht mehr zurück — ja! — ich kenne die Person!

König

(aufstehend in einer fürchterlichen Bewegung) O, einen neuen Tod hilf mir ersinnen, der Rache fürchterlicher Gott! So klar, so weltbekannt ist dies Verstandniß, daß man es schon auf dem ersten Blick erräth — das ist zu viel? — Das habe ich nicht gewußt — das nicht! — Ich also — ich bin der Letzte der es findet — der Letzte durch mein ganzes Reich? — Und Ihr — Ihr, den ich meinen Freund genannt, Ihr konntet mich diesmal —

Alba

(vor dem König niedergeworfen) Ja, ich bekenne mich schuldig, mein Monarch! — Ich schäme mich der feigen Politik, die mich so lange schweigen ließ, wo doch die Ehre meines Königs mich hätte auffordern sollen, alles zu sagen — weil doch alles verstummen will — weil die Furcht vor einer mächtigen Königin — weil die Bezauberung ihrer Schönheit aller Menschen Zungen bindet, so sey's gewagt — ich allein will reden, ebgleich ich weiß, daß die Schwüre eines Sohnes — die Thränen einer Gattin — mich laut — laut überstimmen.

König

(unterdrückt ihn) Steht auf! — Ihr habt mein Kö-

niglich Wort. Was wißt Ihr? — Sprecht unerschrocken.

Alba.

(auftehend). Ew. Majestät erinnern sich vielleicht noch jenes Vorfalles in Atanjuez. Sie fanden die Königin von allen ihren Damen verlassen — ganz allein in ihren Garten.

König.

Oa! was werd' ich hören! Weiter!

Alba.

Die Marquisin von Mondelar wurde verbannt, weil sie so großmüthig war, die Schuld auf sich zu nehmen und sich für ihre Königin zu opfern. — Jetzt sind wir besser unterrichtet. Die Marquisin that nicht mehr, als ihr befohlen ward. Dem Carlos war dort gewesen.

König

(schrecklich zusammenfahrend). Dort gewesen? — Doch also —

Alba.

Die Fußtapfen eines Mannes im Sande, die von diesem Orte nach einer Grotte sich hinzogen, wo noch eine Feder aus dem Hute des Prinzen lag, erweckten sogleich Verdacht. Ein Gärtner war ihm dort begegnet —

König

(wie aus einem tiefen Nachdenken zurückkommend).  
Und sie weinte, als ich meine Verwunderung  
zu erkennen gab -- machte mich vor meinem gan-  
zen Hof erröthen -- erröthen vor mir selbst! --  
Weim Himmel! ich stand vor ihrer Tugend, wie  
ein Gerichteter! (längere Pause -- er setzt sich und  
verhüllt das Gesicht). Ja, Herzog Alba! Ihr habt  
Recht. -- Das könnte mich zu etwas Schrecklichem  
führen! Laßt mich einige Augenblicke allein.

Alba.

(will gehen).

König.

Nein, ruft mir Domingo! Ich weiß, Ihr  
haßt den Infanten. Rache kann Eure Anklage  
leiten. Ich muß einen Dritten hören.

## Vierte Auftritte.

---

Vorige. Domingo.

König.

(nach einer Pause), Ich habe Euch rufen lassen, Domingo! — Ihr sollt mich aus einem dunkeln Labyrinth führen, worin mich blinder Eifer geworfen hat. Hier liegen Zeugnisse, die meine Gemahlin und meinen Sohn verdammen. — Ich weiß noch andere, die mich das Schrecklichste fürchten lassen; aber schwer wieh es mir nur, an einem zu glauben. So tief herabzusinken, als man die Königin bezüchtigt, kostet viel. Das Blut, das Königen in den Adern fließt, verschmäht das Gift der Begierden, das nur in niedern Herzen brennt. Kein Wied ist mehr weis, als ihre Ankläger alle. Reid spricht aus der Fürstin — Haß regiert den Herzog. Ihr kennt den Menschen auch und seyd gerechter. Von Euch erwart' ich Wahrheit. Redet offen mit mir. — Was soll ich glauben? — Was beschließen?



Domingo.

Die Ruhe meines Königs ist das erste Gesetz, das ich um Rath frage. Um Ihrer Ruhe willen, gnädigster König, beschwöre ich Sie! — bey dem Entdeckten still zu stehen — das Forschen in ein Geheimniß aufzugeben, das sich niemals freudig enden kann. Was jetzt bekannt ist, kann vergeben werden — es kostet Ew. Majestät ein Wort und die Gerüchte sind entkräftet, welche die Lasterung verbreitet hat.

König.

Gerüchte? von mir? — und unter meinem Volke?

Domingo.

Verdämbung! — Satanische Verdämbung! Ich behaupte es — doch freylich giebt es Häute, wo der Glaube des Volks — wäre er auch noch so unermessen — wichtig werden kann, wie die Wahrheit.

König.

Und hier gerade wäre es?

Domingo.

Guter Name ist das einzige, kostbare Gut, um welches die Königin mit einem Bürgerweibe wetteifern muß.

König.

Für den doch hier nicht gezittert werden soll? wie ich hoffe! — (ruht mit ungewissen Augen

auf Domingo. Pause). Domingo! Ich soll noch etwas Schlimmeres von Euch hören! -- Schon lange les ich es in dieser unglückbringenden Miene. Verschwigt es nicht, sey's auch was es wolle. -- Laßt mich nicht länger auf dieser Folter liegen! Was glaubt das Volk? --

Domingo.

Noch einmal, mein gnädigster König! -- Das Volk kann irren -- es irrt gewiß. Was es behauptet, darf Euer Majestät nicht erschüttern. -- Nur, daß es sich schon so weit ver-  
gehen darf, daß zu behaupten --

König.

Was? -- Muß ich Euch so lange um einen Tropfen Eures Giftes bitten? -- Was glaubt das Volk?

Domingo.

Die letzte Niederkunft der Königin --

König

(in schrecklicher Bewegung aufstehend). Tod und Hölle! -- (geht zum Herzog) Herzog! Euch schickte mir der Himmel! -- Ihr seyd ein Mensch -- schützt mich vor diesem Teufel! --

Alba.

Sie sind außer sich, mein gnädigster König! --

König

(den Herzog eine Weile starr ansehend und einen

Schritt zurückweichend). Was thu' ich? -- In welche Hände habe ich mich geworfen? -- ich will einer Schlange entlaufen und stürze auf einen Tiger. Sonst also habe ich keine Wahl? -- Sonst keine? -- Gütiges Schicksal! -- Da steh ich einsam und arm! Keines guten Menschen Busen, wohin ich mein Haupt legen könnte. -- Ja, es ist reif! -- Das Komplott ist reif!

Xiba.

Komplott?

Domingo.

Komplott! -- Welch ein Verdacht, mein gnädigster König! --

König

(sieht beide mit durchdringendem Blick an). Ihr solltet mit dieser beispiellosen Uebereinstimmung dieselbe Meinung behaupten -- und doch nicht einverstanden seyn? -- Ich soll vielleicht nicht gesehen haben, wie gierig Ihr Euch auf Eure Beute stürztet? -- mit welchem Entzücken Ihr Euch an meinem Schmerz, an meinem Jorn ge- weidet. Ich soll nicht merken, wie der Herzog darnach dürstet, meinen Sohn bei mir zu vernichten! Wie gern hier dieser verschlagene Priester seinen kleinen Eigennutz mit dem Hiesennarm meiner königlichen Rache bewaffnen möchte. -- Ihr bildet Euch ein, mich nach Gefallen wie einen Bogen zu spannen? -- Noch hab' ich mei-

nen Willen auch. Wenn ich zweifeln soll, so laßt mich wenigstens den Anfang mit Euch machen.

Atba.

Eine solche Auslegung unserer Treue haben wir nicht erwartet.

König.

Treue? — Die Treue warnt vor Verbrechen, die begangen werden sollen — die Rache spricht von der begangenen. — Laßt hören: — Was habe ich denn von Eurer Dienstfertigkeit gewonnen? — Ist es wahr, was Ihr vorgebt? was bleibt mir übrig, als der traurige Triumph der Rache? Aber nein! Ihr befürchtet nur, Ihr gebt mir schwankende Vermuthungen — am Abstrich einer Fülle laßt Ihr mich stehen und entflieht.

Domingo.

Giebt es andere Beweise, mein König, wo man mit den Augen nicht überzeugen kann?

König

(nach einer tiefen überlegenden Pause ernst und sepiertlich zu Domingo). Ich will die Großen meines Königreichs versammeln und selbst zu Gerichte sitzen. Tretet heraus vor allen, wenn Ihr Muth habt, und klagt sie als eine Ehebrecherin an — Ich sage Euch, sie soll sterben — sterben ohne Rettung — sie und mein Sohn soll sterben.

Aber merkt's Euch, wenn sie sich rechtfertigen kann. — Ihr selbst! — Wollt Ihr die Wahrheit durch ein solches Opfer ehren? — Entschließt Euch. Ihr wollt nicht? Ihr verstummt? Ihr wollt nicht? — Das ist der Eifer eines Eigners.

Alba.

(nach einer Pause kalt und fest). Ich will es!

König

(dreht sich erstaunt um und sieht den Herzog eine Zeitlang starr an). Das ist lähn! — Doch mir fällt ein, daß Ihr in der Schlacht Euer Leben an etwas weit, Beringeres gewagt habt — es für den Ruhmes, und, mit dem Leichtsinne eines Spielers gewagt, habt. — Und was ist Euch das Leben? Welchen Reiz kann es für Eures Gleichen haben, die zum Gehorchen geboren werden? Euer Opfer verwerf ich! — Geh! — (zu Domingo). Geh! Im Audienssaal erwartet meine weitem Befehle.

(Alba und Domingo gehen ab.)

## Fünfter Auftritt.

---

König allein.

(folgt beiden mit den Augen, geht dann mit raschen Schritten auf und nieder, bleibt zuletzt Gedankenvoll stehen) Jetzt gieb mir einen Menschen --- Schicksal! Du hast mir viel gegeben --- schenke mir jetzt einen Menschen! Die Gehülfen, die Du mir zugewiesen, was sie mir sind, weißt Du --- was sie verdienen, haben sie mir gegolten. --- Jetzt brauche ich einen guten Menschen. Ich bräuche Wahrheit. Ihre stille Quelle aus dem Irrthume hervorgraben, ist nicht der Könige Loos. Gieb mir den seltenen Mann mit reinem Herzen, mit hellem Geist und unbefangenen Augen, der mir sie finden helfen kann. (öffnet eine Schatulle und nimmt eine Schreibtafel heraus, nachdem er eine Zeitlang darin geblättert) Bloße Namen leß' ich hier, und nicht einmal das Verdienst genannt, dem sie den Platz auf dieser Tafel danken! --- und was ist so vergeßlich, als Dankbarkeit? --- Aber hier auf dieser andern Ta-

sel les' ich jedes Verbrechen genau angeschrien  
den! --- Das ist nicht gut --- braucht das Ge-  
dächtniß der Rache noch diese Pülse? --- (nachdem  
er weiter gelesen) Marquis von Yosa? --- Wie  
kõmmt dieser Name hieher? --- Ich besinne mich  
der Veranlassung nicht mehr! und zwiefach an-  
gestrichen --- ein Beweis, daß ich ihn zu großen  
Zwecken bestimmte! und war es möglich --- die-  
ser Mensch vermied meine Gegenwart bis heute? ---  
Mein Himmel! in meinem Königreich der erste  
Mensch, der meiner nicht bedarf! Besaß er Hab-  
sucht oder Ehrbegierde, er hätte sich längst vor  
meinem Thron gemeldet. Was ich's mit diesem  
Võnverling? Einen solchen Menschen brauch ich.  
Wer mich entbehren kann, der wird mir Wahr-  
heit sagen. (geht ab)

## Sechster Auftritt.

Audienz : Enal.

Carlos mit dem Prinzen von Parma auf und ab.  
Die Herzoge Alba, Beria und Medina. Sidonia,  
Graf Berma und mehrere Branden mit Schriften  
in der Hand, den König erwartend.

Sidonia

(wendet sich von den Branden zum Herzog Alba, der  
allein und in sich gelehrt auf- und abgeht). Sie ha-  
ben ja den König gesprochen, Herzog! wie sah-  
den Sie ihn aufgelegt?

Alba.

Sehr schlimm für Sie und Ihre Zeitung.

Sidonia

(setzt sich entkräftet). Im Feuer des englischen Ge-  
schüßes war mir's leichter, als jetzt auf diesem  
Pflaster.

Carlos

(der bisher mit verhöhlener Theilnahme auf ihn ge-



bildet hat, nähert sich ihm und drückt ihm die Hand).

**Sibonia.**

(gerührt). Dank Ihnen, gnädigster Prinz, für diesen großmüthigen Antheil. Sie sehen, wie mich schon alles flieht, also ist mein Verderben beschlossen.

**Carlos.**

Hoffen Sie das Beste von meines Vaters Gnade und Ihrer Unschuld.

**Sibonia.**

Ich habe ihm eine Flotte verloren, wie noch keine im Meer erschienen war. Was ist ein Kopf, wie dieser, gegen siebenzig versunkene Gallionen? — Aber, Prinz! fünf Söhne, brav und hoffnungsvoll, wie Sie, durch meinen Fall zu Grunde gerichtet auf ewig! — das bricht mein Herz!

## Siebenter Auftritt.

---

Vorige. Der König (ganz angekleidet.)

(Alle nehmen die Hüte ab, weichen zu beiden Seiten, um den König durchzulassen, schließen dann einen Kreis.)

König.

(Pause; durchsieht den Kreis) Bedeckt Euch!

Carlos und Farnese *mas. fante*  
(nähern sich zuerst und lassen dem König die Hand).

König

(ohne auf Carlos merken zu wollen, mit einiger  
Freundlichkeit zu Farnese). Ruffel! Eure Mutter  
erkundigt sich, wie man in Spanien mit Euch  
zufrieden sey?

Farnese.

Das frage sie nicht eher, als nach dem Aus-  
gang meiner ersten Schlacht.

König.

Gibt Euch zufrieden! Auch an Euch wird  
die Reihe kommen, wenn diese Stämme erst

werden gebrochen seyn. (zu Beria) Was bringt  
Ihr mir?

Beria

(auf ein Knie niedergelassen). Der Groß-Comthur  
des Ordens von Kalatrava, Ihre Majestät, ist  
diesen Morgen gestorben. Hier folgt sein Ritter-  
kreuz zurück.

König

(nimmt den Orden und sieht sich im ganzen Birkel um)  
Wer wird es nach ihm am würdigsten tragen? —  
(wendet sich zu Alba) Herzog Alba! Ihr seyd  
mein erster Feldherr! —

Alba

(läßt sich auf die Kniee nieder).

König

(hängt ihm den Orden um und glebt ihm die Hand  
zum Kusse, leise). Verlangt nie mehr zu seyn,  
und meine Gnade wird Euch niemals fehlen.  
(bewegt Sibonia) Sieh da! — mein Admiral!

Sibonia

(näbert sich mit Bittern, kniet mit gesenktem Haupte  
vor dem König nieder). Das, großer König, —  
das ist alles, was ich von der unüberwindlichen  
Flotte zurückbringe.

König

(nach einer Pause). Gott ist über mir! — Ich  
habe sie gegen Menschen, nicht gegen Sturm und  
Wellen gesandt. Seyd mir willkommen in Ma-

dreit! (hebt ihn auf) und Dank! --- daß Ihr mir einen würdigen Diener in Euch erhalten habt. Für diesen erkenn ich ihn, meine Granden! für diesen erkennt ihn auch die Welt! (zu den Andern) Was giebt es noch? --- (zu Carlos und Farnese) Ich dank Euch, meine Prinzen!

Carlos und Farnese gehen ab.

(Die noch übrigen Granden überreichen dem König Perle, die er flüchtig durchsieht und dann dem Herzog Alba giebt.)

König.

Bist ich zu Ende? — (Keiner antwortet) Wie kommt es denn, daß sich unter meinen Granden kein Marquis von Posa zeigt? — Ich weiß doch recht gut, daß dieser Marquis von Posa mir ehemals mit Ruhm gedient. Er lebt vielleicht nicht mehr? --- Warum erscheint er nicht?

Fernando.

Der Chevalier ist kürzlich erst von einer Reise zurückgekommen, die er durch ganz Europa gemacht. So eben ist er in Madrid und wartet nur auf den festgesetzten Tag, sich zu den Füßen seines Königs zu werfen.

Alba.

Marquis von Posa? — Das ist ja der lähne Mattheseritter, der auf das Aufgebot des Großmeisters sich heimlich von der Akademie stahl!

und dem belagerten Maltba zu Hülfe eilte. Alle Mitter sind von seiner Tapferkeit und seinem unbegreiflichen Muth — — —

Feria.

Eben dieser Marquis von Posa war es, der die schreckliche Verschwörung in Calabrien entdeckte, und durch seine Klugheit allein der Krone diese wichtige Provinz erhalten.

Perma.

Der nämliche war es, der ein Jahr darauf durch den Tod seines Vaters zur Grandezza gerufen, mit unerhörter Selbstüberwindung, im vollen Frübling seines Ruhms, freiwillig alle seine Bedienungen niederlegte. Jetzt lebt er an diesem Hofe sich selbst, nur darum von seinem Könige vergessen, weil sein bescheidenes Verdienst sich vor der Belohnung zurückzieht.

König.

Ich höre mit Verwunderung! — Was für ein Mensch ist das, der solche Verdienste hat, und unter dreien meiner Höflinge nicht einen Meider! — Gewiß, der Mensch besitzt den ungewöhnlichsten Charakter oder gar keinen! Wunderwegen muß ich ihn sprechen. (zu Alba) Bringt ihn zu mir ins Kabinet, noch heute!

Alba

(geht ab).

König

(zu den Thoren). Die Aubienz ist geendigt.  
(geht ab).

Feria.

Der König ist heute sehr gnädig.

Sibonia.

Ich hab' es empfunden.

Feria.

Wie sehr verdienen Sie Ihr Glück! Glau-  
ben Sie mir, Herzog, ich nehme den wärmsten  
Antheil daran.

Einer von den Granden.

Auch ich — das Herz hat mir geblutet —  
ein so verdienter Mann!

Feria.

Der König war nur gerecht gegen Sie, nicht  
gnädig. (ab mit den Granden)

Ferma

(Im Abgehen zu Sibonia). Wie reich sind Sie auf  
einmal an Freuden geworden, durch ein einziges  
Wort. (Alle ab)

## Achter Auftritt.

Kabinet des Königs.

Marquis von Posa und Herzog Alba treten ein.

Posa.

Wich will er haben? — Wich? — Das kann nicht seyn! Sie irren sich im Namen! — Und was will er von mir?

Alba.

Er will Sie kennen lernen. Mehr ist mir nicht bekannt.

Posa.

Ich bin ihm nichts. Ich wahrlich nichts! Das wußten Sie recht gut. — das hätten Sie ihm voraus sagen sollen.

Alba.

Marquis! Sie wissen Ihr Glück nicht zu schätzen.

Posa.

Oben darum weiß ich es nicht zu schätzen.

Alba.

An Ihren Platz würden sich Millionen wünschen.

Posa.

Wahrlich, das thut mir leid! und mir bedeutet es so wenig. Was kann dem König viel daran liegen, ob ich bin? — Sie sehen, es führt zu nichts.

Alba.

Ein Philosoph, wie Sie, muß freilich so denken. (will abgehen).

Posa.

Wohin wollen Sie so plötzlich?

Alba.

Sie melden.

Posa.

O, das wird ja so sehr nicht ellen. Sagen Sie mir doch, wie lange kann denn das dauern?

Alba.

Ja, das fragt sich nun, wie Sie dem Herrn gefallen.

Posa.

Muß ich das? Das ist doch hart! Ich werde ihm nicht gefallen.

Alba.

Wenn Sie nicht wollen? nein! (im Abgehen) Ich übergebe Sie Ihrem guten Stern. Der König ist jetzt in Ihren Händen, nutzen Sie



diesen Augenblick so gut Sie können, und niemand, als sich selbst, schreiben Sie es zu, wenn er verloren geht. (geht ab)

## Neunter Auftritt.

Posa allein.

Wohlgesprochen, Herzog! nutzen muß man den Augenblick, der nur einmal kommt und nicht wieder. Wahrlich, dieser Höfling giebt mir eine gute Lehre. Wenn auch nicht in seinem Sinn, doch in dem Meinigem. ((nach einigem Auf- und Abgehen)) Wie komm ich aber hieher? Zufall wär es nur, was meinen Schatten zeigt in diesen Spiegeln? — was aus Millionen just mich, mich, den Unwahrscheinlichsten, ergriff und im Gehirn dieses Königs auferweckte? — war das Zufall nur? vielleicht auch mehr — und was ist Zufall anders, als der rothe Stein, der Leben annimmt in des Künstlers Hand? — Den Zufall giebt der Himmel, der Mensch muß ihn zur Absicht veredeln! —

Was der König mit mir will, kann mir einerlei  
seyn. — Ich weiß, was ich mit diesem König  
soll! — Wär es auch nur eine Feuer<sup>hohe</sup> Wahr-  
heit, in des Despoten Seele lüdn geworfen —  
wieviel ist das in den Händen der Vorsicht!  
(macht einige Gänge durchs Zimmer)

---

## Zehnter Auftritt.

---

(von Posa. König (tritt schweigend herein))

Posa

(der ihn endlich bemerkt, geht mit Ruhe auf ihn zu  
und läßt sich auf ein Knie vor ihm nieder.)

König.

(heftet einen forschenden Blick auf ihn) Mich schon  
gesprochen also?

Posa.

Nein!

König

(nach einer Pause) Sie machten sich um meine Kro-  
ne verdient, warum entziehen Sie sich meinem

Danke? — In meinem Gedächtniß drängen sich der Menschen viele; allgegenwärtig ist nur Einer. Ihnen hätte es gebührt, sich meinem Auge zu zeigen. Warum thaten Sie das nicht?

Posa.

Sire! es sind nur erst zwei Tage, daß ich im Königreiche bin.

König.

Ich habe nicht Lust in meiner Unterthanen Schuld zu stehen. Erbitten Sie sich eine Gnade.

Posa.

Ich geniesse die Geseze!

König.

Dies Vorrecht hat auch der Mörder!

Posa.

Um wie viel mehr der gute Bürger! ---

Sire! ich bin vergnügt.

König.

(für sich) Viel Stolz! bey meiner Ehre! Doch das war zu erwarten. Stolz will ich den Spanier --- ich mag es wohl leiden, wenn auch der Becher überschäumt. (laut) Sie traten aus meinem Dienste, wie ich höre! --

Posa.

Einem Würdigen den Platz zu räumen, soz ich mich zurück.

König.

Das thut mir sehr leid, wenn solche Köpfe  
sehern wollen, ist's Verlust für's gemeine Wesen!

Posa.

(nach einer Pause) Wo nur ein Einziger zu wollen  
hat, giebt's kein gemeines Wesen mehr.

König

(sieht ihn verwundert an)

Posa.

Harmonie ist nur im Ohr des Künstlers,  
sein Instrument weiß nichts davon. Da ist die  
Wahl sehr dürftig — spielen oder tönen.

König.

Sie zweifeln also, daß ich einen Wirkungs-  
kreis für Sie finden könnte, der Ihres Geistes  
würdig wäre.

Posa.

O nein! ich bin gewiß, daß ein so großer  
Menschenkenner schon beim ersten Blick, wird ge-  
lesen haben, was ich ihm taugen mag, 'was  
nicht. — Ich erkenne mit demuthsvoller Dank-  
barkeit die Gnade, die Ihre Majestät durch die-  
se stolze Meinung auf mich häufen — doch um so  
weniger darf ich Ihnen heucheln. Ich kann Ihre  
Majestät nicht dienen.

König.

Sie können nicht — oder Sie wollen nicht?

Posa.

Wenn Ihre Majestät mich anzustellen würden, so wollen Sie weiter nichts von mir, als die vorgewogne That — Sie wollen nur meinen Arm im Felde — nur meinen Kopf im Kabinette. Was ich leiste, gehört dem Throne. Das Verdienst meines Werks — das Selbstgefühl eines Schöpfers — fließt in den königlichen Schatz. Von hier aus, werd' ich bezahlt mit Maschinenglück, und wie Maschinen brauchen — unterhalten. Mehr bin ich Ihnen nichts — doch mich — mich selbst entzückt das Vortreffliche. Aus eigener Wahl, aus Freude, würd ich thun, was ich nur aus Pflicht thun sollte. Liebe der Menschheit würde mich leiten und in dieser Monarchie darf ich nur mich allein lieben.

König.

Ihr Feuer ist lobenswürdig. — Sie wollen Gutes stiften — Ich schätze diese Denkart. Suchen Sie sich einen Posten aus, in meinem Königreich, der Sie fähig macht, diesen edlen Trieb zu befriedigen.

Posa.

Ich finde keinen.

König.

(erstaunt) Wie? —

Posa.

Was Ihre Majestät durch mein Hand wür-

den verbreiten wollen, wäre das Menschenglück? — Ist das auch wirklich dasselbe Glück, das meine Liebe den Menschen gönnt? — O nein! vor diesem Glück würde die Majestät erlassen --- in ihren Münzen läßt sie Wahrheit schlagen, die Wahrheit, die sie gestatten kann. Alle andre Stempel sind verboten! — So will's die Politik der Krone! Denn darf diese wohl nach Menschenglück zielen? und was der Krone frommt, ist das auch mir genug? Mich, großer König! mich sondern Sie nicht aus, Werkzeug Ihrer Huld zu seyn. Ich muß mich weigern jene Stempel auszugeben. — Meine Mitmenschen dürfen nicht denken --- und ich kann Ihre Majestät nicht dienen.

König

(tritt mit Erstaunen auf die Seite für sich) Wer bringt mir diesen Menschen? --- Doch weiter! Neben Sie ganz aus ohne Rückhalt.

Posa

(nach einer kleinen Pause) Ich bin mißverstanden; ich habe es gefürchtet. Ew. Majestät sehen durch mich den Schleier von Dingen weggerogen, die Geheimniß bleiben sollten. Ich heiße gefährlich, weil ich über mich nachgedacht --- weil ich mich kenne --- ich bin es nicht Sire! Meine Wünsche verwiesen hier (auf die Brust deutend) Doch lächerliche Wuth der Reuerung, die nur das Gewicht

der Ketten vergrößert, die sie nicht ganz brechen kann, wird mein Blut niemals erhitzen. Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif — ich leb' ein Bürger derer, die noch kommen sollen. Kann ein Gemälde Ihre Ruhe stören? — — Ihr Athem lösch es aus.

König.

Bin ich der erste, dem Sie sich von dieser Seite zeigen?

Posa.

Von dieser — Ja!

König.

So mußten Sie doch wissen, daß es mit mir zu wagen war — und woher kennen Sie mich denn so gut?

Posa.

Ich weiß es Sire! wie klein Sie vom Menschenwerth denken, und daß Sie die Kühnheit nicht mehr erwarten daran erinnert zu werden — und ich weiß auch, wer Sie dazu berechtigt hat! — Die Menschen zwangen Sie dazu. Demüthig beugen sie sich vor dem Inhaber ihrer eigenen Größe, preisen sich glücklich in ihrer Erniedrigung — schmücken ihre Ketten mit einer selgen Weisheit aus — und sie dann — mit Anstand tragen — heißt Tugend! Wie könnten Sie in dieser traurigen Versammlung noch Achtung tragen für Menschen?

König.

Etwas Wahres sind' ich in diesen Worten.

Posa.

Aber Schade! da Sie den Menschen aus der Hand der Natur in das Werk Ihrer Hände verwandelten, da verfaßn Sie's nur in Etwas. Sie selbst blieben noch Mensch. — Sie fuhren fort, als Mensch zu empfinden — zu begehren — und um Sie her sind nichts als Maschinen; nichts als Uhren, die fortschlagen, wie der Künstler sie aufzog! denn mehr als Schlagen hat er sie ja nicht gelehrt. Verlassen sind Sie in Ihren Schmerzen — verlassen noch in Ihrem Glück!

König.

Wer machte Sie so bekannt mit unserm Schicksal?

Posa.

Und schrecklich, wenn für diesen Preis — für das zertretene Glück von Millionen — für die Opfetzung Ihrer eigenen Menschenfreuden — Sie nichts für diesen Preis gewonnen hätten — weniger sogar gewonnen hätten, als wenn Millionen geblieben wären, was sie gewesen sind! Schrecklich, wenn alle die Millionen hätten verarmen müssen — Sie selbst ärmer zu lassen! Schrecklich! --- (nach einer Pause) Aber ich bitte, mich zu entlassen, Eure! — mein Herz ist zu voll — und die Versuchung zu stark,



vor dem Einzigen zu stehen, dem ich es öffnen möchte!

König.

Reben Sie ganz aus.

Posa.

Sire! jüngst kam ich an von Brabant und Flandern. Wie viele reiche, blühende Provinzen! ein kraftvolles, großes Volk! Und Vater dieses Volks, dachte ich, muß göttlich seyn — da stieß ich auf verbrannte menschliche Gebeine! — (große Pause) Sie können Recht haben — Sie müssen vielleicht! — Doch — sanftere Jahrhunderte werden diesen folgen und mildere Weisheit bringen, dann wird das Glück des Bürgers Hand in Hand mit Fürstengröße wandeln!

König.

Und wenn glauben Sie, würden diese sanfteren Jahrhunderte kommen, hätte ich Bedenken getragen, mich dem Fluch des jehigen bloß zu stellen? Sehen Sie sich um in meinem Spanien! Hier blüht des Bürgers Glück im ewigen Frieden, und diese Ruhe wünsch' ich auch den Flammändern.

Posa.

Die Ruhe eines Kirchhofs — — Und Sie hoffen auszuführen, was Sie begonnen haben? Sie wollen den allgemeinen Frühling aufhalten, der Alle Geister belebt? und die Gestalt der

Erde verjüngt? Sie wollen sich -- Sie ganz allein in ganz Europa -- dem Rade des Schicksals entgegen werfen, das schon im vollen Laufe rollt? -- Sie werden es nicht ausführen, Sire! Begeisterung brennt mächtiger in Menschenherzen, als alle Feuer Ihrer Penten! Schon fliehen Tausende aus Ihren Ländern, froh und arm! Mit kluger Menschenliebe nimmt Elisabeth sie auf, und Britannien blüht durch die entflohenen Künste unseres Landes. -- Frohlockend sieht Europa seinen gefährlichsten Feind an selbstgeschlagenen Wunden sich verbluten. -- Sie wollen für die Ewigkeit pflanzen und säen Tod! Ich fürchte, Sie haben ein großes Leben umsonst aufgezehrt, so viele königliche Tugenden verwesenden Entwürfen hingeopfert. Der Mensch ist mehr, als Sie ihm zugestaut, hier fehlten Sie vielleicht, und hier allein. Spottend wird er auf den Trümmern des Gebäudes gehen, das ihm zum Grabe bestimmt war. Er nennt Ihren Namen mit einem Nero, und das schmerzt mich -- denn Sie waren gut.

König.

Bin ich das in Ihren Augen?

Posa

(mit Feuer). Ja! beim Allmächtigen! ja, ja! ich wiederhol' es! Geben Sie uns, was Sie uns nahmen, wieder -- werden Sie von Mil-

tionen Königen ein König! (faßt ihn scharf ins Auge) O, daß jetzt die Berebbarkeit von allen Tausenden, die Theil an dieser großen Stunde haben, meine Lippen befeelen möchte, den Strahl, den ich in diesen Augen entdeckte, zur Flamme zu erheben! Werden Sie uns ein Muster des Wahren und Ewigen! — Niemals — niemals besaß ein Sterblicher so viel, es so göttlich zu gebrauchen! — Alle Könige Europas sehen auf Sie! Sehen Sie Europas Königen voran. Ein Federzug von Ihrer Hand, und neu erschaffen ist die Erde! — Geben Sie Gedankenfreiheit!

König

(überreicht): Was für ein schwärmerischer Traum!

Vesa.

Sehen Sie sich um in dieser unendlichen Schöpfung — Freiheit ist Ihre Seele! — Ihre Hoffnung! — wie eng, wie arm. — Das Rauschen eines Blatts erschreckt den Herrn der Ewigkeit! — Sie müssen vor jeder Tugend zittern! — Eine schöne That aus einem freien Herzen, ist dem Ewigen willkommener, als der harmonische Takt des ganzen Weltsystems, das niemals fehlt. Das hohe Spiel der Freiheit nicht zu stöhnen, läßt er das grauenvolle Meer des Übels lieber toben! Ihn, den großen Meister, wird man nicht gewahr! Bescheiden hüllt er sich

in ewige Gesetze der Natur — die sieht der Freigeist, doch ihn nicht! Wozu ein Gott! sagt er. — Die Welt ist sich genug! Und keines Menschen Andacht hat ihn jemals mehr gepriesen, als dieses Freigeists Lästerung! —

König.

Wollen Sie es unternehmen, nach diesem Muster einen Staat zu regieren?

Posa.

Sie! Sie können es, Sire! (fällt vor ihm nieder) Weihen Sie Ihre große Regentenkunst unserm Glücke, stellen Sie den verlorenen Adel des menschlichen Geschlechts wieder her. Der Bürger sey wieder, was er sonst gewesen — der Krone Zweck und Augenmerk. Keine Pflicht drücke ihn, als die gleich ehrwürdigen Rechte seiner Brüder. Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne dem König, der nicht Landmann ist, die Krone. In seiner Werkstätte träume sich der Künstler Schöpfer einer Welt zu seyn. Der Denker lenke keine andere Schranken, als die Grenzen der redlichen Vernunft. Geben Sie dem Menschen sich selbst zurück. Lassen Sie die stolzen Tugenden der Freiheit empor sprossen. Lassen Sie aus Gräbern wieder auferstehen den Römertrieb, den Nationenstolz! Ihre Reiche werden dann die blühendsten, Ihre Unterthanen die glücklichsten werden.

König.

(großes Schweigen) Ich habe Sie ausreden lassen — Was Ihr Herr und König auf so eine Rede zu antworten hätte, haben Sie vielleicht nicht in Erwägung gezogen? So, wie Sie, sprach kein Sterblicher mit mir. Ich will glauben, daß Sie es nicht überlegt. Anders, begreife ich wohl, als sonst in Menschenköpfen, mahlt sich in diesem Kopf, die Welt — auch will ich Sie dem Maasstabe nicht Preis geben, nach welchem ich andere zu richten pflege. — Sie haben mich gewählt vor allen Andern, Ihre Seele lesen zu lassen — ich glaube Ihnen, weil ich es weiß. Um dieser Enthaltung willen — solche Meinungen mit solchem Feuer behauptet, jedem andern, außer mir, verschwiegen zu haben — um dieser Bescheidenheit willen, junger Mann — will ich vergessen, daß ich sie erfahren, und wie ich sie erfahren. Stehen Sie auf! ich will den Jüngling, der sich übereilt, als reifer Mann, und nicht als König widerlegen. Ich will es — weil ich will. — Stehen Sie auf!

Posa

(steht auf).

König.

Sie selbst, sind ich, kann sich in gutartigen Naturen zu etwas Besserem veredeln. —

Fliehen Sie nur meine Glaubensgerichte -- es sollte mir Leid thun um Sie.

Posa

(lebhast auf ihn zugehend). Wahrhaftig, Sir? -- Sollte es das wirklich?

König

(in seinem Anblick verloren mit inniger Empfindung). Ich habe noch nie einen solchen Menschen gesehen. Rein, Marquis! Sie thun mir zuviel -- ich will nicht Nero seyn, -- will es gegen Sie nicht seyn -- nicht alle Glückseligkeit soll unter mir verborren -- Sie selbst -- Sie sollen unter meinen Augen fortfahren dürfen, Mensch zu seyn.

Posa

(mit Begeisterung). Und Spanien? -- Sire! -- O, für mich hab' ich nicht sprechen wollen. -- Was soll aus Spanien werden?

König.

Und wenn Sie so gut wissen, wie mich die Nachwelt beurtheilt -- so sagen Sie es ihr wieder, wie ich es mit Menschen gehalten, als ich einen fand.

Posa.

O, der gerechteste der Könige sey nicht zum erstenmale der Ungerechteste! In Ihren Reichen sind Tausend besser, als ich. -- Nur, Sire! -- darf ich es frei gestehen, mein gnädigster Kd-

nig! Sie sehen jetzt die Freiheit zum erstenmal unter diesem unschuldigen Bilde.

König

(mit gemildertem Ernst). Nichts mehr von diesem Inhalt, junger Mann! — Ich weiß, Sie werden Ihre Meinung zurücknehmen, kennen Sie den Menschen erst, wie ich. — Doch mir mißfällt die Seele nicht, die auch im Schlimmen etwas Gutes findet. Ich will Sie nicht zum letztenmal gesehen haben. — Ich möchte Sie mir verbinden. Wie sang' ichs an — sagen Sie mir es selbst.

Posa.

Sire! lassen Sie mich wie ich bin. Was würd' ich Ihnen seyn, wenn Sie mich auch beflächten?

König

(mit rauher Miene). Nein! diesen Stolz ertrag' ich nicht. Von heute an sind Sie in meinen Diensten — — keine Einwendung! Ich will es so. — Aber was war meine Absicht bei diesem Gespräche? — ich suchte Wahrheit, und hier sind ich noch etwas mehr. ((Pausen) Sie haben mich auf dem Throne beobachtet, Marquis! — Warfen Sie keinen Blick auf mein häusliches Leben?

Posa

(scheint sich zu bedenken).

König.

Ich verstehe Sie. — Ein unglücklicher Vater bin ich. — Glauben Sie, daß ich kein glücklicher Vater seyn kann?

Vosa.

Sire! — ein hoffnungsvoller Sohn, und eine liebenswürdige Gemahlin können Sie glücklich machen, als Vater und als Gatte!

König.

Nein — nein! Nie habe ich es tiefer gefühlt, als jetzt. — Ich bin nicht glücklich. (ruht mit wehmüthigem Blick auf Vosa) Wie hätte es Ihrem Vater freuen müssen, Marquis, hätte er Ihnen nur eine Krone schenken können? — (Pause) Für so viele Kronen — keinen Dank! —

Vosa.

Der Prinz denkt groß und edel. Nie fand ich ihn anders!

König.

Kennen Sie meinen Sohn?

Vosa.

Noch von der Schule, Sire!

König.

Aber Sie kennen ihn nicht recht. Er hat mich gering geachtet vor der Welt. —



Mit meinem Namen hat er seinen Spott getrieben. — Sein Herz ist schlecht.

Posa.

Darf ich es wagen, Sire! —

König.

(Anker) Keine Silbe weiter, Marquis! wenn Sie meine Achtung nicht auf immer verschmerzen wollen. — Er hat mich im Herzen meines Lebens verwundet. Eine so tugendhafte Königin —

Posa.

Wer kann sich unterstehen, mein König —

König.

Ich habe Zeugnisse, die sie unwidersprechlich verdammen. — Und doch, wenn sie fähig ist, so tief zu fallen, wie viel glaublicher ist es noch, daß eine Ebel, ein Alba verleumben.

Posa.

Und Sire! Es giebt etwas, das über alle Versuchungen erhaben ist — das mehr ist, als Schein. — Es heißt: weibliche Tugend!

König

(mit Wärme). Nicht wahr? — Ja, ich sag' es auch! — So tief herabzusinken kostet viel! — Es kann nicht seyn! Marquis, einen Mann, wie Sie, habe ich mir längst gewünscht. Ich

nen geb' ich den Auftrag, mir die Wahrheit zu finden, die vor dem Auge eines Königs steht. Sie werden gerecht seyn, Leidenschaft wird Ihren Blick nicht leiten.

Posa

(überrascht). Sire! —

König.

Ja, auf Sie gründ' ich meine Hoffnungen. — Drängen Sie sich zu dem Infanten! — Suchen Sie die Königin zu erforschen. Ich werde Ihnen die Vollmacht geben, sie zu sprechen. — Jetzt verlassen Sie mich.

Posa.

Und darf ich es mit einer erfüllten Hoffnung? O Sire! dann wäre dieser Tag der schönste meines Lebens.

König

(reicht ihm gnädig die Hand zum Kusse). Er ist kein Verführer in dem Weinigen. — (Posa nachrufend). Hören Sie, Marquis! kommen Sie bald wieder zu mir!

Posa

(geht ab).

Perma

(tritt ein).

König.

Der Waltheser wird künftig unangemeldet  
vorgelesen. (ab)

Perma

(folgt).

---

## Vierter Aufzug.

---

(Gallerie)

### Erster Auftritt.

---

Carlos. Perma.

Carlos.

Hier sind wir ungestört — Was haben Sie mir zu sagen?

Perma.

Eu. Hoheit hatten an diesem Hofe einen Freund.

Carlos.

(Nuzt) Den ich nicht wüßte --- Wie? Was wollen Sie damit?

Ferma.

So muß ich um Verzeihung bitten, daß ich bemerkte, was ich nicht bemerken sollte. Doch zu Ihrer Beruhigung, gnädigster Prinz! — ich habe es wenigstens von treuer Hand --- denn kurz --- ich habe es von mir selbst.

Carlos.

Wovon ist denn die Rede?

Ferma.

Der Marquis von Posa ---

Carlos.

Nun? ---

Ferma.

Wenn ihm vielleicht mehr anvertraut wäre, als Jemand wissen darf, wie ich beynähe fürchte ---

Carlos.

Wie, Sie fürchten?

Ferma.

(Pause, dann mit Bedeutung) Er war beym König!

Carlos.

So?

Ferma.

Zwey volle Stunden und in sehr heimlichem Gespräch.

Carlos.

Wahrhaftig?

Perma.

Es war von keiner Kleinigkeit die Rede

Carlos.

Das will ich glauben.

Perma.

Und Ihren Namen, gnädigster Prinz, hört ich verschiedenemale.

Carlos.

Oessentlich kein schlimmes Zeichen.

Perma.

Auch von der Königin wurde heute sehr räthselhaft gesprochen

Carlos

(betroffen) Wie so?

Perma.

Nachdem der Marquis abgegangen, befahl mir der König ihn künftig unangemeldet vorzulassen.

Carlos.

Das ist wirklich viel.

Perma.

Ganz ohne Beispiel, Prinz! So lange mich dünkt, daß ich dem Könige diene.

Carlos.

Ganz zum Erstaunen viel! -- Und wie sagen Sie, wie wurde von der Königin gesprochen?

Perma

(tritt zurück) Mein Prinz! Das ist wider meine Pflicht!

Carlos.

Wie seltsam! Sie sagen mir das eine, und das andere verschweigen Sie mir.

Perma.

Das erste, Prinz! war ich Ihnen, das andere bin ich dem Könige schuldig!

Carlos.

Sie haben Recht.

Perma

(nach einer Pause) Den Marquis von Posa habe ich zwar immer als einen Mann von Ehre gekannt.

Carlos.

Dann haben Sie ihn sehr gut gekannt.

Perma.

Jedwede Tugend ist fehlerfrei bis auf den Augenblick der Probe.

Carlos.

Auch wohl hier und da noch drüber.

Perma.

Und die Gunst eines so mächtigen Königs — dankt mich — der Frage schon werth. An dieser goldnen Angel hat manche starke Tugend sich schon verblutet.

Carlos.

O ja!

Ferma.

Ost sogar ist es weise, freiwillig entdecken,  
was nicht verschwiegen bleiben kann.

Carlos.

Ja! --- sehr weise --- doch, wie Sie mir  
sagten, haben Sie den Marquis nur als Mann  
von Ehre gekannt.

Ferma

(mit Bedeutung) Ist er noch --- so macht ihn  
mein Argwohn nicht schlechter, und Sie, mein  
Prinz gewinnen doppelt! (will ab)

Carlos

(setzt ihn und giebt ihm die Hand) Dreysach ge-  
winn ich, edler vortrefflicher Mann! --- Ich sehe  
mich um einen wahren Freund reicher --- und es  
kostet mich den nicht, den ich habe.

Ferma

(geht ab)

---



## Zweyter Auftritt.

---

Carlos. Posa. (kommt durch die Gallerie)

Posa

(zu Carlos, der eben weggehn will) Carl! Carl!

Carlos.

Wer ruft? — Ha, du bist? — Eben recht!  
Ich gehe voraus, an den bewußten Ort, komm  
bald nach (will gehen)

Posa.

Nur zwei Minuten bleib!

Carlos.

Der Platz ist hier zu offen, man könnte uns  
überraschen.

Posa.

Man wird doch nicht! Es ist sogleich gesche-  
hen! — Die Königin —

Carlos

(ihn unterbrechend) Du warst bey meinem Vater?

Posa.

Er ließ mich rufen — ja!

Carlos

(voll Erwartung) Nun?

Posa.

Es ist richtig: — Du wirst sie sprechen —

Carlos.

Aber, der König? --- Was will der König?

Posa.

Der? — Nicht viel! Neugierde, zu wissen wer ich bin, --- Dienstfertigkeit von unbestellten guten Freunden --- was weiß ich? --- Er bot mir Dienste an.

Carlos.

Die Du ausgeschlagen?

Posa.

Versteht sich!

Carlos.

Und wie kamt Ihr auseinander?

Posa.

Biernlich gut!

Carlos.

Von mir war also wohl nicht die Rede?

Posa.

Von Dir? Doch ja! im Allgemeinen! (zieht seine Brieftasche heraus und giebt sie ihm) Hier sind einige Worte von der Königin an Dich, die sie in meine Schreibetafel geschrieben, sprechen wirst du sie morgen.

Carlos

(äußerst zerstreut und unruhig, die Schreibetafel ansehend und einsteckend) Wir sehen uns also wieder? (will gehen)

Posa.

So warte doch! — Was eilst Du? es überfällt uns ja niemand.

Carlos

(mit einiger Empfindlichkeit, die er unter einem Lächeln zu verdecken sucht) Du bist ja heut erstaunlich still.

Posa.

Heute? — warum heute? —

Carlos.

Und was schreibt die Königin?

Posa.

Wie? hast Du denn nicht erst in diesem Augenblick gelesen?

Carlos.

Ich? ja so! —

Posa

(äußerst erstaunend) Was hast du denn? — was ist Dir? —

Carlos.

Hab ich dich beleidigt? Vergieb mir! — Ich war zerstreut!

Posa.

Zerstreut? — Wodurch? —

Carlos.

Durch — ich weiß selbst nicht — Diese Schreibtafel bleibt also mein?

Yosa.

Nicht ganz! Vielmehr bin ich gekommen mir die Deinige auszubitten.

Carlos.

Die Meinige? Wozu? ---

Yosa.

Und was Du etwa sonst noch an Kleinigkeiten bey Dir hast, die in keines Dritten Hände fallen dürfen, an Briefen — oder abgerissenen Aufträgen --- Kurz, Deine ganze Brieftasche.

Carlos

(höchst unruhig und betroffen) Aber — wozu denn?

Yosa.

Es ist auf alle Fälle! --- Wer kann für Ueberraschung stehen? Bei mir sucht sie doch Niemand! Sieh!

Carlos

(mit steigendem Erstaunen) Das ist doch ganz seltsam! — Woher auf einmal diese ---

Yosa.

Sie ganz ruhig! ich will damit nichts angedeutet haben! Warlich nichts! — Es ist Behutsamkeit vor der Gefahr. So hab ichs nicht gemeynt, daß Du erschrecken sollst! —

Carlos

(sieht ihn eine lange Zeit an, endlich giebt er sie ihm, mit einem Blick voll Bedeutung) Verwahre sie gut!

Yosa.

Das werd ich!

Carlos.

Ich gebe Dir viel!

Yosa.

Noch lange nicht so viel, als ich schon von Dir habe! Dort also das Weitere. Und jetzt leb wohl!

Carlos

(steht in Gedanken)

Yosa

(da Carlos nicht antwortet) Leb wohl!

Carlos

(hält ihn nach einigem Besinnen) Sieh mir die Brieftasche noch einmal! — Ein Brief von ihr ist auch darin — den sie mir ehemals — als ich so gefährlich krank war, nach Alcala geschrieben hat. Stets habe ich diesen Brief auf meinem Herzen getragen — es fällt mir schwer mich von ihm zu trennen. — Laß mir den Brief. Nur den einzigen; das Ubrige nimm Alles!

Yosa

(bedenklich) Carl! --- ich thü es ungern! Just um diesen Brief war mirs zu thun.

Carlos

(nimmt den Brief heraus) Leb wohl! (geht langsam und stille nach der Thüre, dort bleibt er einen Augenblick stehen, kehrt wieder um und bringt ihm den

Orles) Da hast Du ihn auch! — (seine Hand zittert — gerührt sehen sich beide an — endlich fällt er Pesa um den Hals, und drückt sein Gesicht an dessen Brust — in großer Bewegung) Nein! das kann mein Vater nicht! Nicht wahr Rodrigo? — das kann er doch nicht! (geht schnell ab)

### D r i t t e r   A u f t r i t t .

Pesa allein

(sieht ihn erstaunt nach) Ist es möglich? Also hab ich ihn doch nicht gekannt? — nicht ganz! — Diese Kälte in seinem Herzen ist mir wirklich verlohren gegangen? — Mißtrauen gegen seinen Freund! — wie kommt dieser Flecken in seine Seele? — Wie kann ein solcher Hauch auf diesem Spiegel dauern? Nein! es ist Lästerei! Woburd hat er's um mich verdient, daß ich ihn dieser Schwachheit anklage? — Was ich ihm zeig' — werd ich selbst! — Des Fremden — das

mag es ihm — das will ich glauben — wie  
 konnte er sich dieser Zurückhaltung zu seinem  
 Freunde versehen? — Auch schmerzen muß es  
 ihn! — Ich kann dir's nicht ersparen Carl! —  
 und noch länger muß ich Deine gute Seele quä-  
 len! — Der König traute dem Gefäß, dem er  
 sein kostbares Geheimniß übertieferte — und  
 Vertrauen fordert Redlichkeit. — Mein Ver-  
 stummen macht Dich nicht unglücklich. — Es  
 kann Dir Leiden ersparen und ich erfülle meine  
 Pflicht. Warum sollt' ich Dir die Wetterwolke  
 zeigen, die über Deinem Scheitel steht? — Ge-  
 nug, daß ich sie still an Dir vorüberführe, und  
 heller Himmel ist — wenn Du erwachst.  
 (geht ab)

---

## Vierter Auftritt.

---

König. Infantin.

König

(in einen Sessel, neben ihm die Infantin, die er mit unverwandtem Blick betrachtet) Nein! es ist dennoch meine Tochter! — Wie kann die Natur mit solcher Wahrheit tägen? — Ich finde mich ja in jedem dieser Gesichtszüge wieder. (mit einiger Härlichkeit das Kind an sich ziehend) Kind meiner Liebe — ja Du bist! — Ich drücke Dich an meine Brust — Du bist mein Blut! — — — (hält es fest in der Hand) Mein Blut? — wann hab' ich daran gezweifelt? — Schlimmeres kann ich nichts fürchten — meines Sohnes Züge, sind die meinigen nicht auch? — — — (hat das Medaillon in die Hand genommen, betrachtet es wechselweise mit dem Kinde, zuletzt drückt er das Kind von sich, und wirft das Medaillon zur Erde) Weg! — weg! In diesem Abgrund gehe ich unter. (steht auf)

---



## Fünfter Auftritt.

---

Vorige. Lerma.

Lerma.

So eben, Eire! lassen sich Ihre Majestät,  
die Königin, melden.

König.

Jetzt? --- in dieser ungewohnten Stunde?  
Nein --- jetzt kann ich sie nicht sprechen --- jetzt  
nicht! —

Lerma.

Hier sind Ihre Majestät schon selbst.  
(geht ab).

---

## Sechster Auftritt.

---

Vorige. Königin.

Königin.

(wirft sich dem König zu Füßen). Mein Herr und  
mein Gemahl! ich muß — ich bin gezwungen,  
Sie um Gerechtigkeit zu flehen.

König.

Gerechtigkeit?

Königin.

Unwürdig seh ich mich an diesem Hof behan-  
delt, meine Chatulle ist erbrochen.

König.

Was?

Königin.

Und Sachen von großem Werth für mich,  
daraus verschwunden!

König.

Von großem Werth für Sie? — Doch —  
stehen Sie auf!

Königin.

Nicht eher, Eure! als bis Sie sich durch ein Versprechen verbunden, Kraft Ihres königlichen Arms, mir den Thäter zu stellen — wo nicht, mich eines Hofstaats zu überheben, der meinen Dieb verbirgt.

König.

Das will ich. Aber stehen Sie auf.

Königin

(aufstehend). Daß er vom Rang seyn muß, weiß ich, denn in der Chatulle lagen Diamanten weit über eine Million am Werthe, und er begnügte sich mit Briefen.

König.

Die ich doch auch —

Königin

(unterbricht ihn). Recht gerne, meine Gemah! — Es waren Briefe und ein Medaillon von dem Infanten.

König.

Von — ? —

Königin.

Von dem Infanten. Ihrem Sohn!

König.

An Sie?

Königin.

An mich.

König.

Von dem Infanten? Und das sagen Sie mir?

Königin.

Warum nicht Ihnen, Sire!

König.

Mit dieser Stirn?

Königin.

Was fällt Ihnen auf? Ich denke, Sie erinnern sich noch der Briefe, die mir der Prinz, mit Bewilligung beider Kronen, nach Frankreich geschrieben. Damals fiel ihm freilich nicht ein, daß sie für seine Mutter wären.

König.

(der seine Wuth kaum mehr unterdrücken kann, für sich). Recht muß die Schlange behalten! das wußt ich ja!

Königin.

Was ist Ihnen, Sire?

Infantin

(die unterdessen das Medaillon auf dem Boden gefunden und damit gespielt hat, bringt es der Königin). Ich sehen Sie, meine Mutter, wie schön!

Königin.

Was denn, mein Kind? (erkennt das Medaillon und steht ganz erschaut, die Augen eine Zeitlang sprachlos auf den König geheftet. Endlich mit großer Empfindlichkeit, aber mit Würde) In der

That, mein Gemahl! — Dieses Mittel, das Herz seiner Gattin zu prüfen, scheint mir sehr königlich — und edel! — aber noch eine Frage möchte ich mir erlauben —

König.

Das Fragen ist an mich! —

Königin.

Benigstens soll mein Argwohn den Unschuldigen nicht drücken. Wenn also dieser Diebstahl Ihr Befehl war —

König.

Ja! —

Königin.

Dann hab' ich Niemand anzuklagen und Niemand zu beschuldigen — niemand, als Sie, dem die Gattin nicht zu Theil ward, bey welcher sich auch solche Mittel verlohren.

König.

Die Sprache kenn ich! — Doch, Madam, zum zweitenmal wird sie mich nicht täuschen, wie sie mich schon einmal in Aranjuez täuschte. Die engelreine Königin, die ihre Unschuld damals mit so viel Würde behauptete, — Jetzt kenn' ich sie besser.

Königin.

Wie versteh' ich das?

König.

Kurz also, ohne Hinterhalt, Madame!

Ist es wahr — noch wahr, daß Sie mit Niemand dort gesprochen? Mit Niemand? — ist das wirklich wahr?

Königin.

Mit dem Infanten hab' ich gesprochen. —  
Ja!

König.

Ja? — Nun so ist's am Tage! — Warum verleugneten Sie mir? —

Königin.

Weil ich es nicht gewohnt bin, Eire! im Weisern der Höslinge mich wie eine Delinquentin verhören zu lassen. Wahrheit werde ich nie verleugnen, wenn sie mit Ehrerbietung und Anstand von mir verlangt wird. War das aber wohl der Ton, den Ew. Majestät mir in Kranzuz zu hören gaben? Ist die versammelte Grandezza der Richtstuhl, vor welchem Königinen zu ihrer stillen Thaten Rechenschaft gezogen werden sollen? — Ich gestattete dem Infanten eine Zusammenkunft, um die er dringend bat — ich that es, Eire! — weil ich es wollte — weil ich das Zeremoniel nicht über Dinge entscheiden lassen wollte, die ich für Tadellos erkenne — und Ihnen verbarg ich es, weil ich nicht Lust hatte, vor meinem Hofgesinde mit Ihnen um meine Freiheit zu streiten.

König.

Sie sprechen kühn, Nabab! sehr kühn!

Königin.

Und auch deswegen, seß ich hinzu, weil sich der Prinz doch schwerlich der Rücksicht erkreuen darf, die er so sehr verdient.

König.

— Die er verdient?

Königin.

So sagt' ich! — Denn, Sire! ich leugne es nicht — ich schätze ihn sehr — ich lieb' ihn als meinen theuersten Verwandten, den man einst würdig fand, einen Namen zu führen, der mich näher angienß. Ich habe noch nicht recht begreifen lernen, daß er mir eben darum sollte fremder geworden seyn, als jeder andere, weil er mir ehemals vor jedem andern theuer gewesen. (mit ausbreichendem Stolz und Nachdruck) Wenn Ihre Politik Bande knüpft, wie sie es für gut findet, so soll es ihr doch schwerer fallen, sie wieder aufzulösen. Ich will nicht hassen, wen ich soll — und weiß man mich endlich doch zum Neben gezwungen hat — (mit einiger Festigkeit) Ich will es nicht — ich will meine Wahl nicht länger gebunden sehen, ein zwingendes Verbot soll meiner Freundschaft bey mir erheben, soll mich bis zur Uebertreibung führen.

König

(unterbricht sie sanft). Elisabeth! Sie haben in schwachen Stunden mich gesehen. Diese Erinnerung macht Sie jetzt so kühn. Sie verlassen sich auf eine Gewalt, die Sie oft genug an meiner Stärke geprüft haben; aber fürchten Sie desto mehr! Was mich bis zu Schwächen verleitet, kann mich auch bis zum Rasen versuchen.

Königin.

Was hab' ich denn gethan?

König.

Wenn es ist --- wenn es doch ist! --- und ist es denn nicht schon? --- Wenn das aufgehäuften Haas. Ihrer Schuld und meines Argwohns auch nur um die Schwere eines Athems steigt! (ihre Hand lassend) Wenn ich der Betrogene bin --- wenn ich es bin! --- (läßt die Hand los) Ich kann auch über diese letzte Schwachheit siegen; ich kanns und wills! dann weh mir und Ihnen, Elisabeth! ---

Königin.

Aber was hab' ich denn begangen?

König.

Dann, meinerwegen, fliehe Blut! ---

Königin.

O Himmel! ist es so weit gekommen?

König.

Die Natur entsehe sich über eine That! ---



Ich kenne mich selbst nicht mehr — ich ehre keine  
Sitte mehr — keine Stimme der Natur und lei-  
nen Vertrag der Nationen mehr!

Königin.

Wie sehr bedaure ich Sie, mein Gemahl! —

König.

(heftig) : Bedauern? — mich bedauern? — Das  
Mitleid einer —

Infantin.

(hängt sich erschrocken an die Königin) Der König  
fürzt und meine schöne Mutter weint.

König.

(drückt das Kind ungsanft von der Königin weg). Geh  
hin und klage es Deinem —

Königin

(hat sich gesammelt, spricht mit einiger Ruhe, doch mit  
zitternder Stimme). Dieses unschuldige Kind muß  
ich doch vor Ihren Mißhandlungen sichern. (nimmt  
die Infantin auf den Arm) Komm, meine Tochter!  
Wenn dich der König nicht mehr anerkennen will,  
so muß ich jenseits der Pyrenäen Bürgen kommen  
lassen, die unsere Sache führen.

König

(betreten). Königin! Was ist das?

Königin.

(geht schwach und zitternd zur Thüre). Ich kann nicht  
mehr! — Das ist zu viel! (fällt mit dem Kinde  
zu Boden)

König.

(bestürzt hinzueilend) O Himmel! was ist das? —

Infantin

(ruft ängstlich und laut hinaus). Sie blutet! —  
Ach, meine Mutter blutet!

Königin

(schwach und entkräftet). I dramt denn Niemand,  
der mich aus diesem Zimmer bringen möchte!

König

(ängstlich um sie beschäftigt). Sie blutet! unglück-  
licher Zufall! — Verdien' ich, daß Sie so hart  
mich strafen! Stehen Sie auf — man kommt —  
man überrascht uns. — Stehen Sie doch auf! —  
Wollen Sie meinem ganzen Hof ein so beschämen-  
des Schauspiel geben? — Muß ich Sie bitten,  
daß Sie sich fassen und aufstehen?

Königin

(steht auf).

---

## Siebenter Auftritt.

---

Vorige. Alba. Beria. Ferma.  
Domingo.

König.

Man bringe die Königin nach ihrem Zimmer,  
ihr ist übel!

Königin.

(geht ab, von Ferma und Beria unterstützt).

Alba und Domingo

(treten bestürzt näher).

Alba.

Die Königin in Thränen und Blut auf ihrem Gesicht?

König.

Das nimmt die Teufel Wunder, die mich  
verleitet haben?

Alba und Domingo.

Wie?

König.

Die mir genug gesagt, mich zum Rasen zu  
bringen — zu meiner Ueberzeugung nichts.

Alba.

Wir gaben, was wir gehabt!

König.

Die Hölle dank es Euch! — Ich habe gethan, was mich reut! — War das die Sprache eines getroffenen Gewissens? — Steht eine Sünderin so da?

---

## A c t e r A u f t r i t t .

---

Vorige. Yosa hernach Lerma.

König

(Yosa erblickend, einige Schritte auf ihn zugehend).  
 Ha! gut! da kommt mein Mann! --- Glückliche, daß Sie da sind, Marquis! (zu Alba und Desmingo) Eurer bedarf ich jetzt nicht mehr! Treset ab!

Yosa

(verbindlich zu Alba). Mir ist's sehr lieb, Sie hier zu treffen, Herzog! Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die gnädigste Herablassung des

König gegen mich, als ein Geschenk von Ihrer Hand verehere. — Der Monarch erlaube mir, vor seinen Augen das für die Dankbarkeit zu thun. (umarmt den Herzog. Große Pause.)

König

(winkt Alba und Domingo, sich zu entfernen. Beide ab. Pause). Sie wollen verbessern, Marquis, was ich schlimm gemacht — ich lobe Ihre Absicht.

Posa.

Sire: dem alten Mann, der in zwanzig Schlachten dem Tode für Sie entgegen gieng, fällt es hart, sich von einem Jüngling so abgelöst zu sehen.

König.

Ihnen Marquis steht es an, so zu denken — so zu handeln mir! — Was Sie mir in wenigen Stunden gewesen, war er in einem Menschenalter nicht. Ich will nicht heimlich thun mit meinem Wohlgefallen. Das Siegel meiner königlichen Gunst soll hell und weit auf Ihrer Stirne strahlen. Ich will den Mann, den ich zum Freunde wählte, beneidet wissen.

Posa.

Aber wenn seine Dunkelheit allein ihm fähig machte, Ihre Majestät wahrhaft zu dienen —

König.

Was bringen Sie mir für Nachrichten?

Posa.

Als ich durch das Vorzimmer gehe, höre ich einen schrecklichen Austritt erzählen, der mir unglaublich scheint — ein heftiger Wortwechsel — die Königin in ihrem Blute —

König.

Was haben Sie für Entdeckung gemacht?

Posa.

Entsetzen sollte es mich, Eure! wenn das Gerücht nicht ganz Unrecht hätte. Wichtige Entdeckungen, die ich heute gemacht, verändern der Sache ganze Lage.

König.

Run? —

Posa.

Ich fand Gelegenheit, die Briestafche des Infanten mit einigen Papieren wegzunehmen, die uns vielleicht einiges Licht — (gibt dem König Carlos Briestafche).

König

(durchfliehet sie begierig). Ein Brief vom Kaiser, meinem Vater. — Wie --- von dem ich noch nie etwas gehört habe? — (liest ihn durch und leat ihn bei Seite --- eilt zu den andern Papieren) Ein Plan zu einer Fessung --- abgerissene Gedanken aus dem Tacitus --- unbedeutende Kleinigkeiten --- aber hier --- was denn hier? --- Die Hand sollte ich kennen --- es ist eine Damenhand. (liest auf:

merksam) „Dieser Schlüssel eröffnet die hintern Zimmern, im Pavillon der Königin“ — — — Ha, was wird das? (liest weiter, bald laut, bald leiser) „Hier darf die Liebe frei — Erhöhung — schöner Lohn“ — (legt den Brief weg) Satanische Verrätherci! Jetzt kenn' ich — sie ist es — es ist Ihre Hand!

Posa.

Die Hand der Königin? — Unmöglich!

König.

Der Prinzessin Eboli! (nach einigem Auf- und Niedergehen die Hand auf Posa's Schulter legend) Marquis! Ich sehe mich in fürchterliche Hände. Dieses Weib — ich will es nur gestehen — dieses Weib erbrach der Königin Ehre — die erste Anklage von ihr — wer weiß, was Domingo und Alba dabei gethan — ich bin durch ein höllisches Bubenstück hintergangen.

Posa.

Dann wäre es ja ein glücklicher Zufall —

König

(unterbricht ihn). Marquis! Marquis! Ich fange an zu fürchten, daß ich meiner Gemahlin doch wohl zu viel gethan.

Posa.

Wenigstens, Sire! wenn geheime Verständnisse zwischen ihr und dem Prinzen gewesen sind: so waren sie gewiß von ganz anderm Inhalt, als

dessen man sich beschuldigt. Ich habe von guter Hand, daß der Einfall des Prinzen, nach Klamborn zu gehen, von der Königin herkamme.

König.

Das glaub' ich selbst.

Posa.

Die Königin hat Ehrgeiz — mit Empfindlichkeit sieht sie sich in ihren stolzen Hoffnungen getäuscht, Theil an der Regierung zu haben. Die rasche Jugend des Prinzen bot sich ihren politischen Entwürfen dar, durch ihn will sie sich an ihrer Unthätigkeit rächen. Ich zweifle, ob sie lieben kann.

König.

Von ihren politischen Entwürfen fürcht ich nichts.

Posa.

Aber ob sie geliebt wird, ob von dem Prinzen nicht etwas Schlimmeres zu fürchten; — diese Frage scheint mir einer genauern Untersuchung würdig! Hier, glaub ich, ist eine strenge Wachsamkeit nöthig.

König.

Sie, Marquis, haften mir für ihn.

Posa.

(nach einigem Bedenken) Wenn Ew. Majestät mich für fähig halten diesem Geschäfte vorzustehen, so



muß ich Sie bitten es ohne Einschränkung und ganz in meine Hände zu übergeben.

König.

Das soll geschehen.

Pösa.

Wenigstens mich durch keinen Gehälfen in Unternehmungen zu stören, die ich vielleicht für nöthig finden kann.

König.

Durch keine, bauen Sie darauf. Sie waren mein guter Geist — wie vielen Dank bin ich Ihnen für die gegebenen Nachrichten schuldig.

Ferma

(tritt bey den letzten Worten, doch so, daß er sie hören kann, herein)

König.

Wie habt Ihr die Königin verlassen?

Ferma.

Noch sehr erschöpft von ihrer Ohnmacht (berührt Carlos Brieftasche in der Hand des Königs und sieht Pösa mit zweydeutigem Blick an)

König.

Ich werde sie sogleich besuchen. Man sage ihr das.

Ferma

(geht ab)

Posa

(folgt ihn mit unruhigen Blicken) Sire noch eine Vorsicht scheint mir nöthig. Der Prinz, fürcht ich, kann Warnungen erhalten — er hat der guten Freunde viel und steht vielleicht mit den Rebellen in Verbindung. Die Furcht entdeckt zu seyn, könnte ihn zu verzweifeltten Dingen führen. Darum riethe ich im Voraus schon Anstalten zu treffen, diesen Fall durch ein schnelles Mittel zu begegnen.

König.

Ihre Vorsicht ist gut --- aber wie?

Posa.

Ein geheimer Verhaftsbefehl, den Ew. Majestät in meinen Händen niederlegten, daß ich mich sogleich, wenn Gefahr ist, desselben bedienen könnte.

König.

(bedenklich) Der Schritt ist gewagt! Er könnte das Volk in Aufruhr bringen.

Posa.

Wenn er laut würde, ja! Aber man müßte Sorge tragen, daß es ganz in der Stille geschehe. Es bleibt vor jedermann ein Staatsgeheimniß.

König.

Ich bins zufrieden! Es soll keinen Augenblick aufgeschoben werden (setzt sich und schreibt).

Dem Posa das Papier übergend) Ihnen brauche ich keine Behutsamkeit anzuzuschreiben, Marquis! Posa.

Es ist nur im äußersten Fall, Eure! König.

Leben Sie wohl, lieber Marquis! Vollenden Sie das Werk! Die Ruhe Ihres Königs ist in Ihren Händen.

(beide zu verschiedenen Seiten ab)

## Neunter Auftritt.

(Gallerie)

Dom Carlos. Ferna von verschiedenen Seiten.

Carlos.

(mit schrecklicher Bräunigung) Sie such ich eben, Ferna.

Und ich Sie.

Carlos.

Ist es wahr? — Um aller Himmel willen!  
ist es wahr? Hat Philipp die Königin verwun-  
det?

Fernando.

Die Königin fiel im Zimmer des Königs in  
Ohnmacht und' rißte sich im Fallen an einer Na-  
del — sonst wars nichts!

Carlos.

Sonst hats nicht Gefahr? Sonst nicht? —  
Bey Ihrer Ehre, Graf?

Fernando.

Für die Königin nicht --- desto mehr für  
Sie! — --- Prinz! eine Warnung gab ich Ihnen  
heute! --- eine Warnung, die Sie verachteten!  
Rägen Sie die zweite besser.

Carlos.

Wie? ---

Fernando.

Wo ich mich nicht irre, Prinz! habe ich vor  
einigen Tagen eine Brieftasche von weißem Atlas  
mit Gold gestickt in Ihrer Hand gesehen.

Carlos.

Ja, eine solche war.

Fernando.

Auf der äußern Decke Ihren Namen in Gold  
gestickt.

Ganz recht!

Ferma.

Als ich vorhin unvermuthet ins Zimmer des Königs trat, glaubt' ich die nämliche in seiner Hand zu sehen, und Marquis von Posa stand neben ihm.

Carlos

(vor Schreck zusammensahrend nach einer Pause heftig)  
Das ist nicht wahr!

Ferma

(ihn scharf ansehend mit vieler Milde) Dann freylich bin ich ein Betrüger.

Carlos.

Das sind Sie, Ja!

Ferma

(mit Rührung) Ach, mein, Prinz! ich verzeihe Ihnen gern!

Carlos

(heftig auf und ab. Pause, tritt dann zu Ferma) Du treibst, ein fürchterliches Gewerbe, Mensch! — Was hat er Dir zu Leide gethan? — was haben Dir die unschuldigen Bande gethan, — die du so eifrig zu zerreißen trachtest?

Ferma.

Thuerster Prinz! ich habe Achtung für den Schmerz, der Sie ungerecht macht!

Carlos

(in großer Bewegung die Hand über die Augen legend)

O Himmel! Himmel! bewahre mich vor Argwohn!

Perma.

Auch hab' ich im Heringeßn noch die Worte aufgefangen: Wie vielen Dank, sagte der König, zum Marquis, bin ich Ihnen für diese Nachrichten schuldig!

Carlos.

Für diese Nachrichten?

Perma.

Herzog Alba, sagt man, sey in Ungnade gefallen --- dem Grafen Gomez das große Siegel abgenommen und dem Marquis übergeben.

Carlos.

Und mir verschwieg er! --- Warum verschwieg er mir?

Perma.

Der ganze Hof huldigt ihn schon, als den erklärten Liebling des Königs, und allgewaltigen Minister.

Carlos.

Er hat mich lieb gehabt, sehr lieb — ich war ihm theuer, wie seine eigene Seele! O das weiß ich! das haben mir tausend Proben bewiesen — doch warum soll ihm das Königreich nicht theurer seyn, als ein Einziger? Wenn er mit meinem Geheimniß das Vertrauen des Königs erkaufen konnte --- warum soll er sich beden-

ten? — Wie glücklich kann er Spanien nicht machen, wenn ihm der König dazu Macht verleiht? — Sein Herz war für einen Freund zu groß und Carlos Glück zu klein für seine Liebe. Er opferte sich seiner Tugend, kann ich ihn das schelten? — o jetzt ist's gewiß! — jetzt glaub' ich es — ich hab ihn verloren!

Perma.

Mein bester Prinz, was wollen Sie, daß ich für Sie thun soll?

Carlos.

Zum König gehen und mich auch verrathen. Ich habe nichts zu schenken.

Perma.

Wollen Sie abwarten, was geschehen mag?

Carlos

(das Gesicht verhüllend, auf ein Sopha geworfen) Ich hab' ihn verloren! — jetzt bin ich sehr unglücklich.

Perma.

(näbert sich ihm mit Theilnahme) Prinz, Sie wollen nicht auf Ihre Rettung denken?

Carlos.

Auf meine Rettung? — Guter Mensch!

Perma.

Und haben Sie sonst für Niemand mehr zu zittern?

Carlos

(springt auf) Ha! woran erinnern Sie mich! — Die Königin! — Der Brief, den ich ihm wieder gab — den ich ihm nicht lassen wollte, und doch ließ --- (in Verzweiflung auf und nieder, steht dann stille) Womit hat sie es denn verdient um ihn? — Sie hätte er doch schonen sollen! --- Perma hätte er nicht? (rasch) Ich muß zu ihr --- muß sie warnen --- muß sie vorbereiten, Perma — lieber Perma! — Wem schick ich denn gleich? Ist denn kein Mittel? — Rufen Sie mir den Marquis, geschwinde!

Perma.

Wen soll ich rufen, Prinz?

Carlos

(legt die Hand auf die Stirn) Ach mein Kopf!

Perma.

Und jetzt ist auch der König dort.

Carlos

(nach einigem Besinnen) Hab' ich denn Niemand mehr? --- Gar Niemand? --- Doch noch einen, dem Himmel sey Dank! — noch einen Freund! — und hier ist ja nichts mehr zu verschlimmern. (geht schnell ab)

Perma

(ruft ihm nach) Prinz! wohin? (folgt ihm)



## 3 e h n t e r   A u f t r i t t .

---

Zimmer der Prinzessin Eboli.

Eboli. Domingo, der eben eintritt, hernach  
Alba.

Domingo.

Prinzessin, haben Sie gehört?

Eboli.

Gehört? -- Wovon? -- Sie sind ja fürchterlich, Domingo!

Domingo.

Vom neuen Minister, den wir haben?

Eboli.

Wie -- so ist sie dennoch wahr -- die unglaubliche Geschichte, die schon den ganzen Hof erfüllt? -- Der Marquis Posa ist der Liebling des Königs --

Domingo.

Sie gehts auch an, Prinzessin! Ich wünschte Ihnen Glück, (höflich) Regentin einer Sommernacht!

Alba

(tritt festig herein). Durchstoßen Sie mir das Herz! --- ich selbst hab' ihn zum König gebracht.

Domingo.

Wer hätte sich auch das träumen lassen?

Alba.

Desto schlimmer! --- Der Mensch, der sich so gut auf Täuschungen verstand, der Sie und mich in Schlummer so gejunget, der kann noch mehr!

Oboli.

Wie ist das aber zugegangen? --- so schnell? --- ich begreife es nicht.

Domingo

(des Königs Worte mit Bitterkeit nachahmend). Uns braucht man nicht mehr! --- Haben Sie es bemerkt, Herzog Alba?

Alba.

Was gab ich jetzt um einen Feind, Domingo, wie der Infant gewesen.

Domingo.

Ein wahres Wort, beim Himmel! versteh ich Sie anders, Herzog Alba! so haben Sie in meiner Seele gelesen.

Alba.

Im Grunde, sag' ich, ist der Prinz doch gut!

Domingo.

Das sag' ich auch.

Alba.

Und verdient ein besser Schicksal.

Domingo.

Das hab' ich immer gedacht.

Alba

(noch eintgem Besinnen). Wollen Sie mich begleiten, Domingo?

Domingo.

Wohin? — was wollen Sie?

Alba.

Mein eigenes Werk zernichten, und es lieber zu seiner Zeit zum zweitenmal gebären.  
(geht ab).

Domingo.

Und Sie sagen kein Wort, Prinzessin?

Eboli.

Thun Sie, was Sie für gut und nöthig finden — ich werde nie seine Freundin seyn.

Domingo

(geht ab).

## Filfter Auftritt.

---

Eboli. Carlos durch die andere Thüre kommend.

Eboli

(erschrickt heftig). Prinz Carlos! — O ihr Himmel!

Carlos.

Erschrecken Sie nicht, Prinzessin! ich will sanft seyn, wie ein Kind.

Eboli.

Prinz! — diese Ueberraschung!

Carlos.

Sind Sie noch beleidigt? — noch?

Eboli

(in der heftigsten Verwirrung). Prinz! was wollen Sie von mir?

Carlos

(dringender). Sind Sie noch beleidigt? — Ich bitte, sagen Sie es mir!

Eboli.

Verlassen Sie mich, Prinz! — ich beschwöre Sie! —

Carlos.

Mädchen! kannst du ewig hassen? Verzeiht gekränkte Liebe niemals?

Eboli.

Ah Prinz! Woran erinnern Sie mich? —

Carlos.

An deine Güte, Mädchen, und meine Verleibung! Ich habe mich schwer an Dich vergangen — habe Dein weiches Herz zerrissen! — ach! und bin auch jetzt nicht hier, es zu bereuen!

Eboli.

Lassen Sie mich, Prinz! — ich —

Carlos.

Ich bin gekommen, weil Du ein sanftes Mädchen bist — weil ich auf Deine edle, schöne Seele traue! Sieh, Mädchen! — sieh — ich habe keinen Freund auf dieser Welt mehr übrig, als Dich — als Dich allein! die ich so fürchterlich gekränkt! — Einst warst Du mir so gut, Du wirst nicht ewig hassen, Du wirst nicht unverzüglich seyn.

Eboli

(In großer Bewegung). O Carl! — wie grausam spielen Sie mit mir!

Carlos

(Nützt vor ihr nieder). Sey größer, als Dein  
ganzes Geschlecht! Vergiß Peinigungen! Ich  
fordere etwas Unerhörtes von Dir! Laß mich  
die Königin sprechen.

---

## Zwölfter Auftritt.

---

Vorige. Yosa läuft athemlos herein.  
Officiere der Leibwache.

Yosa

(außer sich, zur Aboli). Was hat er gestanden?  
Glauben Sie ihm nicht!

Carlos

(heftiger und lauter). Bei allem, was heilig ist!  
Lassen Sie mich die Königin sprechen!

Yosa

(mit lauter, erhabener Stimme, heftig). Er ist ras-  
send! Hören Sie den Rasenden nicht!

Charles

(wie oben). Es geht um Leben und Tod! führen Sie mich zur Königin!

Posa

(zieht die Prinzessin mit Gewalt von ihm). Ich ermorde Sie, wenn Sie ihn hören! Graf von Gordua --- im Namen des Monarchen! (weist den Verhaftsbefehl.) Der Prinz ist Ihr Gefangener.

Charles

(erscharrt, wie vom Donner gerührt.)

Eboli

(thut einen Schrey und sinkt auf Sophia).

Officiere

(von Erschauern getroffen. Schreckliche Pause).

Posa

(stirbt heftig. Zu Charles.) Ich bitte um Ihren Degen, Prinz!

Eboli

(will entfliehen).

Posa.

Fürstin Eboli --- Sie bleiben! (zu dem Officier) Sie haften mir dafür, daß der Prinz mit Niemand spreche --- mit Niemand! --- auch mit Ihnen selbst nicht, bei Gefahr des Kopfes! (zu einem andern Officier) Und Sie hinterbringen dem König: ich würde mich sogleich zu seinen Füßen werfen, und diesen Schritt bei Ihnen

verantworten. (zu Carlos) In einer Stunde, gnädigster Herr, werde ich bei Ihnen seyn!

Carlos

(läßt sich ohne Zeichen des Bewußtseyns hinausführen. Im Vorbeigehen heftet er einen matten blickenden Blick auf Rosa.)

Rosa

(verhüllt sein Gesicht).

Eboli

(versucht es noch einmal zu fliehen.)

Rosa

(führt sie beim Arme zurück.)

Eboli

(in der schrecklichsten Angst.) Um aller Himmel willen! Lassen Sie mich diesen Ort verlassen.

Rosa

(führt sie vor, mit fürchterlichem Ernst.) Was hat er Dir gesagt, Unglückliche?

Eboli.

Nichts -- lassen Sie mich -- nichts!

Rosa

(noch ernster.) Wie viel hast Du erfahren? -- Hier ist kein Entrinnen mehr; Du wirst es auf dieser Welt Niemand wieder sagen.

Eboli

(sieht ihm erschrocken ins Gesicht.) Ewige Warmherzigkeit! Was meinen Sie damit? -- Sie wollten mich doch nicht merden? --



Posa

(zieht einen Dolch.) In der That, das bin ich sehr gesonnen. Mach's kurz!

Eboli.

Was hab' ich denn begangen?

Posa

(Ihr den Dolch auf die Brust legend, zum Himmel schauend, feierlich und schrecklich.) Richter aller Thaten! Noch ist es Zeit! Was sie erfahren hat, weiß Niemand, als sie! -- Noch ist es Zeit! -- Noch ist das Gift nicht über ihre Lippen getreten. Ich zerschmettere das Gefäß, und Alles bleibt, wie es gewesen. Diesen Tod denk' ich vor der ewigen Gerechtigkeit zu verantworten. (bleibt in zweifelhafter Stellung stehen.)

Eboli.

Was zaudern Sie? -- Ich bitte nicht um Schonung -- ich habe verdient zu sterben, und ich will's!

Posa.

Nein! -- ich will nicht Barbar seyn! -- Die Strafe falle auf den Kopf des Schuldigen. -- Dem Himmel sey Dank! es giebt noch ein anderes Mittel! (läßt den Dolch fallen und geht schnell ab.)

Eboli

(folgt ihm.)

## Dreizehnter Auftritt. \*)

---

Zimmer der Königin.

Königin kommt ängstlich herein, ihr folgt die Gräfin Fuentes, hernach Prinzessin Eboli.

Königin.

Was für ein Auflauf im Pallaste? -- Jedes Getöse, Gräfin, macht mir heut Schrecken. O, sehen Sie doch nach, und sagen mir, was es bedeutet?

Fuentes

(geht ab.)

Eboli

(stürzt zu einer andern Thüre bleich, athemlos und entsetzt herein und wirft sich der Königin zu Füßen).  
Er ist gefangen!

---

\*) Diese ganze Scene muß äußerst reich gespielt werden.)

Königin.

Wer? ---

Eboli.

Der Marquis Posa nahm ihn auf Befehl  
des Königs gefangen.

Königin.

Wen aber --- wen?

Eboli.

Den Prinzen.

Königin.

Klägst Du?

Eboli.

So eben führen sie ihn fort!

Königin.

Und wer nahm ihn gefangen?

Eboli.

Marquis Posa.

Königin.

Nun, dem Himmel sey Dank! daß es der  
Marquis war, der ihn gefangen nahm.

Eboli.

Und das sagen Sie so ruhig, Königin! so  
kalt? --- Himmel! --- Sie ahnden nicht --- Sie  
wissen nicht ---

Königin.

Warum er gefangen worden? --- Eines Feh-  
lers wegen vermuthlich, der seinem heißen Blute  
sehr natürlich war.

Oboli.

Nein, nein, nein! — ich weiß es besser! —  
O meine Königin! — eine verruchte niederträch-  
tige That! — für ihn ist keine Rettung mehr! —  
er stirbt!

Königin.

Er stirbt? — Wahnsinnige! — bedenkst du  
auch? —

Oboli.

Und seine Mörderin bin ich!

Königin

(sucht sich zu fassen und zu sammeln.) Prinzessin! —  
noch sind Sie außer sich — sammeln Sie erst  
Ihre Geister! daß Sie mir ruhiger, gelassener  
erzählen, nicht in so grauenvollen Bildern, die  
mein Innerstes zerschneiden! Was wissen Sie?  
Was ist geschehen?

Oboli.

O meine Königin! nicht diese himmlische  
Herablassung — nicht diese Sanftmuth gegen  
mich, die Verbrecherin! Sie schlägt mein Ge-  
wissen wie Feuerflammen! — ich bin nicht wür-  
dig, den entweihten Blick zu Ihrer Glorie zu  
heben. Zertreten Sie den Wurm, der sich zu  
Ihren Füßen windet.

Königin.

Unglückliche! — Was haben Sie mir zu ge-  
sagen?

Eboli.

Noch kennen Sie die Schlange nicht, die Sie in Ihrem Busen trugen. -- Lernen Sie sie kennen, erhabne Königin! Ich -- ich war der Dieb, der Sie bestohlen.

Königin.

Sie? --

Eboli.

Und jene Briefe dem König ausgeliefert.

Königin.

Sie? --

Eboli.

Der sich erdreisset hat, Sie anzuklagen!

Königin.

Sie? Sie konnten --

Eboli.

Mache -- Liebe -- Missethat! -- ich haßte Sie und liebte den Infanten! --

Königin.

Und weil Sie ihn liebten -- verriethen Sie ihn?

Eboli.

Weil ich ihm Liebe gestanden und keine Gegenseite fand.

Königin.

O jetzt entzähstest sich mir alles! Fassen Sie sich! -- Stehn Sie auf! -- Sie liebten ihn --

ich habe schon vergeben! Es ist vergessen! Stehn Sie auf! (reicht ihr den Arm)

Eboli.

Nein, nein! ein schreckliches Geständniß ist noch übrig. Nicht eher, große Königin --

Königin.

Was werd' ich noch hören müssen? Neben Sie!

Eboli.

Der König -- Verführung -- -- O, Sie blicken weg -- ich lese in Ihrem Angesicht Verwerfung! -- Das Verbrechen, dessen ich Sie zeigte -- ich beging es! (ihr glühendes Gesicht wider den Boden.)

Königin

(geht ab. Große Pause.)

---

## Vierzehnter Auftritt.

---

**Eboli.** Olivarez kommt aus dem Zimmer, worin die Königin abgegangen, nähert sich schweigend der Prinzessin. Hernach die Königin.

**Eboli.**

(auf des Geräusch richtet sie sich in die Höhe, da sie die Königin nicht mehr sieht, fährt sie wie rasend auf) Gott! Sie hat mich verlassen! — Jetzt ist es aus!

**Olivarez.**

(tritt ihr näher) Prinzessin Eboli! ---

**Eboli.**

Ich weiß, warum Sie kommen, Herzogin! Die Königin schickt Sie, mir mein Urtheil anzukündigen. Geschwind!

**Olivarez.**

Ich habe Befehl von Ihrer Majestät, Ihren Orden in Empfang zu nehmen.

**Eboli**

(nimmt ein goldenes Kreuz vom Halse und übergiebt es der Herzogin. Mit bekender Stimme) Doch noch

einmal ist mir vergönnt die Hand der besten Königin zu küssen?

Olivarez.

Im Marienkloster wird man Ihnen sagen, was über Sie beschlossen ist. Schon wartet der Wagen, Sie dahin abzuführen.

Obeli

(mit hervorflühenden Thränen) Ich werde die Königin nicht wiederschn?

Olivarez

(umarmt sie mit Rührung) Leben Sie wohl! (geht ab)

Obeli

(setzt ihr hie an die Thür, die sogleich verschlossen wird. Einige Minuten bleibt sie auf den Knien davor liegen, dann geht sie mit verhülltem Gesicht ab.)

Königin

(kommt nach einer Pause aus dem Cabinet) Ist sie weg?

Olivarez.

Und in Verzweiflung! Ihr Schicksal ist schrecklich.

Königin

(unruhig auf und ab) Wo nur die Gräfin Fuentes bleiben mag! Sie sollte mir Nachricht bringen.



Mir ist so bange! — so ängstlich. Suchen Sie  
sie doch auf, liebe Herzogin!

Olivarez

(geht ab)

### Fünfzehnter Auftritt.

Königin. Posa (zur andern Thüre herein, noch  
außer sich zitternd an allen Gliedern, durch diesen gan-  
gen Austritt feierlich. Er sieht sich schüchtern im Zim-  
mer um) Sind Ihre Majestät allein? Kann uns  
niemand in den angrenzenden Zimmern behor-  
schen?

Königin.

Kein Mensch! — Warum? Was bringen  
Sie? — (sieht ihn genauer an, tritt erschrocken zu-  
rück) Und was ist das? — Sie machen mich zit-  
tern, Marquis! — Alle Ihre Gesichtszüge wie  
eines Sterbenden entstellt.

Posa.

Sie wissen vermuthlich schon ---

Königin.

Daß Carlos gefangen worden? --- und zwar  
durch Sie, setzt man hinzu! --- Also ist es  
wahr? --- Ich wollte keinen Menschen, außer  
Ihnen glauben!

Posa.

Es ist wahr!

Königin.

Durch Sie?

Posa.

Durch mich!

Königin

(sieht ihn zweifelhaft an) Ich verehere Ihre Pläne,  
auch wenn ich sie nicht fasse, Marquis! Diesmal  
aber — verzeihen Sie dem bange Weibe —  
fürcht ich — Sie spielen ein gewagtes Spiel!

Posa.

Ich hab's verloren.

Königin.

Gott im Himmel!

Posa.

Seyn Sie ganz ruhig, Königin! Für ihn  
ist schon gesorgt! ich hab' es mir verschoren.

Königin.

Was werd ich hören? Gott!

Posa.

Denn — wer ließ mich alles wagen auf ei-

nen zweifelhaften Wurf? — so verwegen, so unversichtlich mit dem Schicksal spielen? O, es ist billig! — Doch warum jetzt von mir? Der Augenblick ist kostbar, und wer weiß, ob aus des Richters larger Hand nicht schon die letzten Tropfen für mich fallen! —

Königin.

Aus des Richters? — Welch feierlicher Ton! Ich fasse Ihre Reden nicht — Doch sie entsetzen mich!

Posa.

Er ist gerettet, gleichviel wie — doch nur für heute! — Nur wenig Stunden sind noch sein! Er spare sie! Sie kommen ihn hoch zu stehen. Noch diese Nacht muß er aus Madrid.

Königin.

Diese Nacht noch? —

Posa.

Alle Anstalten sind getroffen. In demselben Karthäuserkloster, wo wir unsere Zusammenkünfte gehalten haben, erwartet ihn die Post. Hier ist in Wechseln, was mir das Glück auf dieser Welt gegeben. Was noch fehlt, legen Sie zu. Zwar hätte ich an meinen Karl noch manches, auf dem Herzen, noch manches, das er wissen muß, doch könnt es mir leicht an Ruhe gebrechen, alles persönlich mit ihm abzutun — Sie

sprechen ihn heute noch — darum wend' ich mich an Sie, meine Königin!

Königin.

Um meiner Ruhe willen, Marquis! — Lösen Sie mir das schreckliche Räthsel auf! Noch, hoffe ich! ist es nur Wallung Ihres Bluts. — Oder liegt Sinn in diesen Reden?

Posa.

Ich habe noch ein wichtiges Bekenntniß abzugeben, in Ihre Hände lege ich es! — Ich war glücklich, wie es nur wenige waren. Ich liebte einen Fürstensohn. Die Menschheit und mein Freund, waren eins in meinem Herzen! In der Seele meines Carlos schuf ich ein Paradies für Millionen. O, mein Traum war schön, doch es gefiel dem Himmel von meiner Pflanzung mich abzurufen. Bald hat er seinen Rodrigo nicht mehr. Der Freund hört auf, in der Geliebten. Hier, hier auf diesem heiligen Altare, im Herzen seiner Königin, leg ich mein letztes, kostbares Vermächtniß nieder, hier find' er, wenn ich nicht mehr bin.

Königin.

Das ist die Sprache eines Sterbenden!

Posa

(seuerlich) Sagen Sie ihm! daß ich Menschen-  
glück auf seine Seele lege, daß ich sterbend von  
ihm fordre. Es hätte bey mir gestanden, einen

neuen Morgen herauszuführen über Spanien und der Wohltäter vieler Völker zu werden. Der König schenkte mir sein Herz. — Er nannte mich einen Sohn — Ich führte seine Siegel, und seine Alba sind nicht mehr.

Königin

(Sehr gerührt, sucht die Thränen zu verkern)

Posa

(Pause) Sie weinen, schöne Seele? — ich verstehe diese Thränen — die Freude macht sie fließen — aber es ist vorbei. Carl oder ich — die Wahl warschnell, doch schrecklich! — Einer war verloren — und ich will dieser Eine sein — ich lieber, — Verlangen Sie nicht mehr zu wissen.

Königin.

O jetzt, jetzt endlich sang ich an, Sie zu begreifen. Unglücklicher! was haben Sie gethan?

Posa

(mit hoher Note) Zwei kurze Abendstunden hingeben, um einen halben Sommertag zu retten. Den König geb ich auf — in diesem starren Boden blühen keine Rosen mehr! — Es ist zu spät die Seele eines Greises zu verjüngen. Sein großer Sohn wird meine Schuld entrichten — auf ihn verweis ich Spanien! bis dahin bleib! — Doch wehe — wehe mir und ihm, wenn ich bereuen sollte — wenn ich den großen Bink des Him-

mals versäumte, der mich, nicht ihn, auf diesem Thron gewollt. --- Ach mir und ihm, wenn ---

Königin.

Neben Sie nicht aus, Chevalier! — Was Sie befürchten, wird nie geschehen. Ich kenne Ihren Freund — ich sage für seine Seele gut!

Posa

(lebhafte) O: war es, meine Königin! wozu ich Sie auffordern wollte! Auf Sie gründ' ich meine Hoffnungen! --- Ich sah sie keimen, diese Liebe — damals stand es bey mir sie noch zu bekämpfen. Ich that es nicht. Die Welt kann anders richten, ich bereue nicht! --- mein Herz klagt mich nicht an. Ich wollt' ihn führen zum Vortreflichen --- zur höchsten Schönheit wollt ich ihn erheben; die Sterblichkeit versagte mir ein Bild — die Sprache Worte — da verwies ich ihn auf dieses — Meine ganze Leitung war, ihm seine Liebe zu erklären. — Versprechen Sie mir, ihn ewig zu lieben --- Versprechen Sie mir dieses, Königin! — versprechen Sie es mir in meiner Hand.

Königin.

Mein Herz — das versprech ich Ihnen — soll allein und ewig der Richter meiner Liebe seyn!

Posa

(Nimmt ihre Hand fahren) Jetzt sterb ich ruhig —

meine Arbeit ist gethan. (macht eine Verbeugung und will gehen)

Königin.

(ihm nachsehend, in der höchsten Beklemmung, mit gebrochener Stimme) Sie gehen, Marquis! und ohne mir zu sagen, ob wir uns bald wiedersehen?

Posa

(kommt zurück, mit vieler Rührung) Gewiß -- wir sehen uns wieder!

Königin

(sieht ihn durchbringend an) Ich habe Sie verstanden. (mit schwerem Herzen) Warum haben Sie mir das gethan?

Posa.

Er oder ich!

Königin.

Nein, nein, Sie stürzten sich in diese That, die Sie groß und erhaben nennen. Zeugnien Sie mir nicht, Sie haben längst darnach gedürstet, ein Leben wegzumwerfen für die Freundschaft. Mögen tausend Herzen brechen, was kümmert's Sie, wenn Ihr schwärmerischer Stolz nur gesättigt ist! O jetzt, jetzt kenn ich Sie! Sie haben um Bewunderung nur gebuhlt.

Posa

(tief erschüttert, die Hand vor der Stirn) Was entdeck ich! -- Entsetzliches Schicksal! darauf war ich nicht vorbereitet!

Königin

(mit abgewandtem Gesichte) Gehn Sie! ich schätze keinen Mann mehr!

Posa

(hält sie zurück, fällt vor ihr nieder, faßt ihre Hand)  
Königin! (in fürchterlicher Bewegung) — Das Leben ist doch süß! (springt auf und stürzt fort)

Königin.

(eilt in ihr Kabinet)

---

## Sechzehnter Auftritt.

---

(Vorzimmer des Königs)

Alba, Domingo, Lerma, Taxis (tritt herein)

Taxis.

Wollen Sie mich an, Graf Lerma?

Lerma.

Der König ist für Niemand ---



Taxis.

Sagen Sie, ich muß ihn sprechen! Sr. Majestät wäre äußerst viel daran gelegen. Eilen Sie, die Sache leidet keinen Aufschub.

Terma

(geht hinein)

Alba

(näher zu Taxis) Lieber Taxis, gewöhnen Sie sich zur Eile; Sie bekommen den Herrn nicht zu sprechen.

Taxis.

Nicht? — Warum nicht?

Alba.

Sie hätten denn die Vorsicht gebraucht, beim Marquis von Posa die Erlaubniß dazu auszuwirken, der Sohn und Vater zu Gefangenen macht.

Taxis.

Posa? — Wie? Das ist ja der nämliche, aus dessen Hand ich diesen Brief empfangen habe. —

Alba.

Brief? — Welchen Brief?

Taxis.

Den ich nach Brüssel habe absenden sollen.

Alba.

Brüssel? — Haben Sie gehört, Domingo? — Nach Brüssel!

Taxis.

Zu den Prinzen von Oranien!

Alba.

Na Wilhelm? — Domingo! das ist rasende Verräthercy!

Domingo.

Was könnt' es anders seyn! — Ja wohl muß man dem König diesen Brief in die Hände liefern. (zu Taxis) Welch ein Verdienst für Sie, würdiger Mann! — so streng zu seyn, im Dienste Ihres Königs.

Ferma

(kommt aus dem Kabinet) Der König will Sie sprechen.

Taxis

(geht hinein)

Ferma.

Der Marquis immer noch nicht da?

Alba.

Man läßt ihn aller Orten suchen.

Ferma.

Das ist doch sonderbar!

Taxis

(rast erschrocken aus dem Kabinet) Graf Ferma!

Ferma

(eilt hinein)

Alba

(zu Domingo) Was geht hier vor?

Domingo.

Mit diesem Ton des Entsetzens --- wenn dieser aufgefangene Brief! — Herzog Alba! — mir ahndet nichts Gutes!

Alba.

Graf Lerma läßt er rufen — verstehen Sie wohl! und wissen muß er es doch, daß wir beide im Vorzimmer sind.

Domingo.

Unsere Zeiten sind vorbei!

Alba.

Was bin ich denn, seitdem ich aufgehört habe Herzog Alba zu seyn? — Bin ich denn nicht mehr der Rämliche? — Warum hat sich Alles so verändert!

## Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Lerma.

Lerma

(aus dem Zimmer) Herzog Alba!

Alba

(eilt herein)

Domingo

(freudig) Endlich! — dem Himmel sey Dank!

Ferma

(außer sich) Das ist gräßlich! das ist gräßlich!

Domingo

(voll Ungebuld zu Ferma) Was ist denn vorgegangen? — Sie sind ja ganz verflöhrt.

---

## Achtzehnter Auftritt.

---

Borice. Parma. Heria. Medina. Sibenio.

Parma.

Ist der König zu sprechen?

Domingo.

Nein!

---

## Neunzehnter Auftritt.

---

Vorige. Alba (aus dem Kabinett)

Alba.

(umarmt Domingo) Triumph Domingo! Triumph!  
der Sieg ist unser!

Domingo.

Unser?

Yarma.

Herzog Alba! Was macht der König? —  
Was ist geschehen?

Alba.

Gehen Sie hinein zum Herrn! (zu Domingo  
mit Bedeutung) Sie sollen weiter von mir hören.  
(geht ab)

Alle

(ab ins Kabinett)

---

## Fünfter Aufzug.

---

### Erster Auftritt.

Zimmer im Pallast, durch eine Gitterthüre von einem Saale abgesondert, in welchem Wachen auf- und abgehen.

Carlos auf einem Sopha den Kopf in die Hand gesunken. Im Hintergrunde des Zimmers zwei Offiziere, die mit ihm eingeschlossen sind.

Posa tritt hinein ohne von Carlos bemerkt zu werden, spricht leise mit den Officieren. Die Officiere entfernen sich.

### Posa

(Kehrt näher, stellt sich einige Augenblicke schweigend und traurig vor Carlos hin; endlich macht er ein Geräusch.)

Carlos.

(bemerkt ihn und sieht mit starrer Verwunderung auf.)

Posa.

Ich bins, Carl!

Carlos.

(reicht ihm die Hand.) Du kommst sogar noch zu mir? — Das ist doch schön von Dir.

Posa.

Ich bilde mir ein, Du wärdest Deinen Freund hier brauchen.

Carlos.

Wahrhaftig? Meyntest Du das wirklich? — Sieh, das freut mich — freut mich unbeschreiblich! Ach ich wußte wohl, daß Du mir gut geblieben.

Posa.

Ich hab' es auch um Dich verdient.

Carlos.

Nicht wahr? — O, wir verstehen uns noch immer! Laß sehn, daß auch eine meiner Forderungen übertrieben und unbillig war, mußttest Du mir darum auch die billigen versagen? — Hart kann die Jugend sehn, doch grausam nie, unmenschlich nie, — um mich weinen darfst Du immer, auch wenn Du es selbst gewesen wärst, der den Dolch in meine Brust stieß:

Yosa.

Nein, Carl! Du erkennst mich. Unwürdig bin ich Deiner nie gewesen.

Carlos.

Ich aber Deiner!

Yosa.

Unterbrich mich nicht, ich habe Dir noch sehr viel zu sagen, und die Zeit ist kurz.

Carlos.

Laß es gut seyn; ich will nichts weiter hören. Dein gutes Herz mag freylich gebtet haben, als Du Dein Opfer schmücktest zum Altar.

Yosa.

Mein Opfer? — ich verstehe Dich nicht.

Carlos.

Laß es gut seyn! — Du wirst jetzt vollenden — Du wirst den Spaniern jetzt die goldene Freiheit schenken, die sie von mir gehofft. Das Schicksal führt Dir den König zu. Du kannst sein guter Engel werden! — Für mich ist keine Rettung mehr, vielleicht für Spanien! Du opferst mich auf, das Vertrauen des Königs zu kaufen! Ach hier ist nichts Verdammlisches! — nichts! — nichts, als meine rasende Thorheit, bis heute noch nicht überlegt zu haben, daß Du so groß als gütlich bist.



Yosa.

O Himmel! auf diese Auslegung war ich nicht gefaßt!

Carlos.

Zwar -- wenn es Dir möglich gewesen wäre, der Königin dies Schicksal zu ersparen -- sieh, das hätte ich Dir unaussprechlich gedankt! -- Konnt' ich es denn nicht allein tragen? -- Wurde sie das zweite Opfer seyn?

Yosa.

Die Königin? -- Sieh hier die Briefe wieder, die Du mir in Verwahrung gabst! -- Sie möchten jetzt in Deinen Händen sicher seyn, als in den meinen.

Carlos

(sieht mit Verwunderung bald die Briefe, bald Yosa an.) Wie? Was ist das? Der König las sie also nicht? Bekam sie nicht zu Gesicht?

Yosa.

Diese Briefe?

Carlos.

Du zeigtest ihm nicht alle?

Yosa.

Ber sagte Dir, daß ich ihm einen eing'gen zeigte?

Carlos.

Ist's möglich? -- Graf Lerma. --

Posa.

Der hat Dir's gesagt. Der Mann hat nie gelogen, er soll's auch jetzt nicht. Er hat Recht, die andern Briefe liegen beim König.

Charles.

(Pause des Erstaunens.) Wieswegen bin ich aber hier?

Posa.

Zur Vorsicht, wenn Du noch einmal versucht werden möchtest, Dich und die Königin der Zunge eines Weibes Preis zu geben.

Charles

(wie aus einem Traum erwachend). Ha! nun klärt sich mir das ganze Räthsel auf!

---

## Zweyter Auftritt.

---

Derige. Alba.

Alba.

Sie sind frey, gnädigster Prinz! — Der König schickt mich ab, es Ihnen anzukündigen! (tritt ehrerbietig näher) Zugleich schenke ich mich glücklich, der erste seyn zu dürfen, der die Gnade hat —

Vosa

(zu Alba). Der König kann allerdings begnadigen, wenn er will; nur wunderts mich, Eurer Hoheit frey zu stehen, ehe der Monarch mir Gehör geschenkt hat.

Alba

(gibt Vosa keine Antwort und dreht ihm durch die ganze Scene den Rücken zu).

Carlos

(zu Alba). Ich werde gefangen gesetzt und frei erklärt, ohne zu erfahren, warum ich beides werde.

Alba.

Aus Versehen, gnädigster Prinz! zu welchem irgend ein Betrüger den Monarchen hingerrissen.

Carlos.

Das thut mir leid! Doch, wenn sich der König versieht, kommt es dem König zu, den Fehler in eigener Person zu verbessern. Mein Schwerdt nehm ich aus solchen Händen nicht an.

Alba.

Der König wird keinen Anstand nehmen, gnädigster Prinz! Ihren billigen Wunsch zu gewähren. Wenn Sie erlauben wollen — daß ich Sie zu ihm begleite —

Carlos.

Ich bleibe hier, bis mich der König, oder sein Wadrit aus diesem Kerker führen. Bringen Sie ihm diese Antwort.

Alba.

(geht ab.)

---

### Dritter Austritt.

---

Carlos. Posa.

Carlos

(erklaunt zu Posa.) Was ist aber das? Bist Du denn nicht Minister?

Posa.

Ich bins gewesen! -- O Carl! Es hat gewürkt -- es hat -- es ist gelungen! -- jetzt ist's gethan!

Carlos.

Was denn? -- Wovon sprichst Du? -- ich verstehe Dich nicht!

Posa.

Du bist gerettet, Carl! bist frey! -- und ich --

Carlos.

Und Du?

Posa.

Ich drücke Dich an meine Brust, zum ersten male mit vollem ganzen Rechte -- ich hab' es ja mit allem, was mir theuer ist, erkauf't! O

Carl! Wie süß, wie groß ist diese Stunde!  
Ich bin mit mir zufrieden!

Carlos.

Was ist das? --- Deine ganze Gestalt hat  
sich verändert, höher steigt Deine Brust und  
Deine Augen glänzen.

Posa.

Freude der Vollendung! --- Wir müssen Ab-  
schied nehmen, Carl! --- Du verlierst mich auf  
viele Jahre! --- Thoren nennen es auf ewig!

Carlos.

Auf ewig? --- (große Pause.)

Posa.

Ich will kurz seyn! --- Den Tag nachher,  
als wir uns das letztmal im Kloster sahen, ließ  
mich der König zu sich fordern. Den Erfolg  
weist Du, weiß ganz Madrid. Ich gewann  
seine Gnade. Das weist Du nicht, daß er das  
Geheimniß Deiner Liebe erfahren, daß ich es  
aus seinem Munde gehört, und daß ich sein  
Vertrauter war! --- Ja, Carl! mit meinem  
Munde brach ich Dir meine Treue. Ich selbst  
regierte das Komplot, das Dir den Untergang  
drohte. Ich ward Dein Feind, Dir desto nach-  
drücklicher zu dienen --- Du hörst mich nicht!

Carlos.

Ich höre --- weiter! --- weiter!

Yosa.

Bis hieher bin ich ohne Schuld. Doch mein Verständniß mit dem König wurde unterdessen laut — ich verschwieg es Dir, weil ich hoffte, es ohne Deinen Beistand zu endigen. Das war mein großes Versehen. Ich baute zu kühn auf die Ewigkeit Deiner Freundschaft! Verzeih mir Carl! ich habe schwer gefehlt.

Carlos.

Weiter! weiter!

Yosa.

Du wirst davon unterrichtet. Man läßt Dich zittern vor erdichteten Gefahren. Du wankst — giebst mich verlohren — von Deinem einzigen Freunde Dich verrathen, wirfst Du Dich der Fürstin Eboli in die Arme! — Unglücklich! in eines Teufels Arme! denn diese war's, die Dich dem König verricht.

Carlos.

Nein, nein!

Yosa.

Ich sehe Dich dahin eilen, eine schreckliche Ahnung steigt in mir auf. Ich folge Dir nach. — Doch zu spät, Du liegst schon zu Ihren Füßen, das Geständniß ist schon über Deine Lippen. Ich sehe Dich ohne Rettung verloren!

Carlos.

Nein, Du irrst! Sie war gerührt, sie war wirklich gerührt!

Yosa.

Du warst verlobt! Vor meiner Seele ward es Nacht. — Im Wahnsinn der Verzweiflung sah' ich den Dolch auf dieses Weibes Brust! Jetzt fällt ein Lichtstrahl in meine Seele. — Carl! ein Gedanke groß und schön, zu Deiner Rettung mir gesandt! — Wenn ich den König irre führen könnte? — Wenn es mir gelänge, selbst der Schuldige zu scheinen? Vielleicht hält der Donnerschlag, der so plötzlich vor ihm niederstürzt, seinen Arm zurück, und was will ich mehr? — er flucht, er überlegt, und mein Carl gewinnt Zeit, aus Madrid zu fliehen.

Carlos.

Das hättest Du wirklich gethan?

Yosa.

Ich schreibe an Wilhelm von Dranken einen erdichteten Brief, worin ich ihm entdecke, daß ich die Königin geliebt, daß ich mich nur darum in die Gunst des Königs gesetzt hätte, um mir den Weg zu seiner Gemahlin zu bahnen! Daß ich Mittel gefunden hätte, den Verdacht auf Dich zu wälzen, und meine eigene Leidenschaft unter dieser Hülle zu verbergen! Ich setze hinzu,



daß ich entdeckt zu seyn besorgte, daß Prinz Carlos von meinen Absichten unterrichtet, die Königin aufgesucht, sie vor Verrätherei zu warnen, daß ich den rasenden Entschluß ergriffen, ihn gefangen zu sehen, und nunmehr — da alles doch verloren — gesonnen sey — mich nach Brüssel zu werfen. — Diesen Brief —

Carlos

(unterbricht ihn ängstlich.) Hast Du der Post doch nicht anvertraut? Du weißt, daß alle Briefe nach Brüssel —

Yosa.

Dem König ausgeliefert werden! Eben darum! Wie die Sachen stehen, hat Lazo seine Pflicht schon gethan!

Carlos.

O Himmel! So bin ich verloren!

Yosa.

Du? Warum Du? —

Carlos.

Unglücklicher! Du bist mit mir verloren! Diese Erfindung kann Dir mein Vater nicht vergeben — nein! die vergiebt er nimmermehr!

Yosa.

Erfindung? — Besinne Dich, Carl! — Wer sagt ihm denn, daß es Erfindung sey?

Carlos

(ihn mit großen Augen ansehend.) Wer? — Wer fragst Du? — Ich — ich selbst! (will gehen.)

Posa.

Du rohest! — Bleib zurück!

Carlos

(In der höchsten Unruhe sich lödrissend.) Halte mich nicht auf! — indem ich hier verweile, dingt er schon die Mörder.

Posa.

Desto edler ist die Zeit. Wir haben uns noch so manches zu sagen.

Carlos.

Jetzt? — jetzt? — ehe ich ihm die Wahrheit —

Posa.

War ich auch so eilig, Carl, so gewissenhaft, als Du für mich geblutet — ein Knabe?

Carlos

(bleibt gerührt und voll Verwunderung vor ihm stehen.) O gute Vorsicht!

Posa.

Rette Dich für Flandern! Das Königreich ist Dein Beruf! — Für Dich zu sterben, war der Meinige!

Carlos

(voll Empfindung Posa's Hand fassend.) Nein! nein! — Dieser Tugend kann er nicht wider-

sehen --- ich will Dich zu ihm führen. Arm in Arm wollen wir zu ihm gehen. --- Vater, will ich sagen, das hat ein Freund für seinen Freund gethan! --- Es wird ihn rühren --- glaube mir! Er ist nicht ohne alle Menschlichkeit, mein Vater, o gewiß, es wird ihn rühren. -

(Es geschieht ein Schuß durch die Gitterthüre.)

Carlos

(fährt auf.) Ha! Wem galt das?

Yosa.

Ich glaube, mir! (stößt nieder)

Carlos

(mit einem Laut des Entsetzens neben ihm zu Boden stürzend.) Ewige Warmherzigkeit!

Yosa.

Es ist schnell, der König -- ich hoffe -- länger -- denk auf Deine Rettung --- die Königin weiß alles -- ich -- -- laun -- nicht -- mehr -- (stirbt).

Carlos

(bleibt wie todt neben dem Leichnam liegen. Große Pause.)

## Vierter Auftritt.

---

König. Alba. Ferra. Sidonia. Dominge. Prinz von Parma. Taxis.

König

(näbert sich dem Leichnam, bleibt erschüttert und nachdenkend stehen).

Alle Uebrigen

(bilden einen halben Kreis um den König und Carlos.)

König

(nach einer großen Pause mit gütigem Tone zu Carlos.) Deine Bitte, mein Infant, ist Dir gewährt! Hier bin ich --- ich selbst mit allen Granden meines Reichs! Empfange Dein Schwerdt aus meiner Hand zurück! Man hat zu rasch mit Dir verfahren!

Carlos

(blickt auf, betrachtet bald den König, bald den Leichnam).

König

(näbert sich ihm, reicht ihm die Hand und hilft ihn aufstehen.) Mein Sohn ist nicht an seinem rech-

ten Plage! Steh auf, komm in die Arme Deines Vaters.

**Carlos**

(läßt sich unwillkürlich vom König aufrichten, in eben dem Augenblick scheint er sich zu besinnen, sieht den König starr an und stellt ihn zurück.) Dein Versuch ist Nurd, ich kann Dich nicht umarmen.

**Alle Granden**

(kommen in Bewegung.)

**König**

(bleibt erstarrt stehen.)

**Carlos.**

Nein! --- steht nicht so betroffen da! --- Was hab' ich denn Ungeheures begangen? --- Den Gesalbten des Himmels angetastet! Fürchtet nichts! --- ich lege keine Hand an ihn! Seht ihr nicht das Brandmal an seiner Stirn? Die Rache hat ihn gezeichnet.

**König**

(will ausbrechen.) Folgt mir, meine Granden!

**Carlos**

(hält ihn auf, will ihn an dem Schwert fest halten, das der König noch in der Hand hält, es fährt aus der Scheide und bleibt in seinen Händen. Er halt den König an der andern Hand.) Wohin? --- Nicht von der Stelle, Eire!

König

(ruft laut.) Das Schwert gezogen gegen Deinen Vater!

Alba. Heria. Paris. Parma

(ziehen den Degen, wollen herbeibringen, rufen alle.)  
Königsmord!

Carlos

(den König noch fest bei der Hand haltend, in der andern das bloße Schwert.) Steckt Eure Schwerter ein! — Was wollt Ihr? — Glaubt Ihr, ich sey rasend? — Ich bin es nicht! — Wäre ich, so hättet ihr übel gethan, mich zu erinnern, daß sein Leben an der Spitze meines Schwerdtes hing!

Alle

(wollen sich nähern.)

Carlos

(macht eine drohende Bewegung mit dem Schwert gegen den König.) Ich bitte Euch! haltet Euch entfernt! Verfassungen, wie die Meinige, wollen geschmeichelt seyn. Was ich mit diesem Könige abzumachen habe, geht Eurem Lehnseide nichts an. Seht nur, wie seine Finger bluten! Seht ihn recht an. — Seht Ihr? — Seht auch hieher? — (gegen den Leichnam) Das hat er gethan, der große Künstler!

Alle

(wollen sich besorgt um den König drängen.)

König.

Tretet alle zurück! -- Sind wir nicht Sohn und Vater? ich will doch sehen, zu welcher Schandthat sich die Natur --

Carlos.

Natur? -- ich weiß von keiner! -- Werd ich jetzt die Lösung! -- Es giebt nichts Ehrwürdiges! -- es giebt kein Gesetz -- keinen Richter mehr! Du selbst, König, gabst das große Beispiel in Deinen Reichen! Ich lache der Gesetze! -- O seht hieher -- so lange Mütter geboren haben, ist kein Mord begangen, als heute. (zum König) Weißt Du auch, was Du gethan hast? -- Ein Leben aus dieser Welt gestohlen, was mehr werth war, als Du mit Deinem ganzen Jahrhundert! (gegen den Leichnam) So heillos mußt Du dahin! -- o, es ist schrecklich!

König

(mit gemildertem Tone.) Wenn ich Vorwürfe verdiene, bist Du es, mein Infant, von dem ich sie verdiene?

Carlos.

Wie? -- Sie errathen also nicht? -- Ist Ihre Seele wirklich so eng und arm? -- Sie errathen nicht, wer dieser Todte mir war? -- (zu den Gräbern) Ihr auch nicht, Ihr wissen

Diener seines Throns? --- so erschreckt denn und  
erröthet! — Der Todte war mein Freund!

Xlle

(treten zurück, das letzte Wort mit einem Laut des  
Schreckens wiederholend.)

Carlos.

Und wollt Ihr wissen, wem er starb? Für  
mich ist er gestorben!

König

(drückt die Hand vor die Stirne.) O, meine Ahn-  
dung!

Carlos

(zu dem Leichnam, den König noch immer an der  
Hand haltend). Blutender vergieb! — daß ich  
unser Geheimniß vor solchen Ohren entweihe! —  
Doch dieser stolze Menschenkenner soll versinken  
vor Scham, daß ein Jüngling seine graue  
Weisheit so überlistet hat. Ja, Eure! wir wa-  
ren Brüder — verbunden durch ein edler Band,  
als die Natur es je geschmiedet hat. — Mein war  
er, als Sie groß thaten mit seiner Eroberung,  
als seine strömende Beredsamkeit mit Ihrem  
Hiesengeiste spielte. Meine Gefangenschaft war  
das Werk seiner ängstlichen Freundschaft. — Mich  
zu retten aus Ihren eisernen Händen, schrieb er  
jenen Brief an Oranien! Seine Leidenschaft für  
die Königin war erdichtet. Mich zu retten, op-  
ferte er sein Leben! — Sie schenken ihm Ihr



Herz — er starb für mich! — Sie stellten ihn neben Ihren Thron, Ihr Szepter war das Spieß seiner Hände — er warf es hin zu Ihren Füßen und starb für mich!

König.

O! so ward noch kein König betrogen!

~~Erst jetzt erst~~ Carlos.

Und einer solchen Erfindung konnten Sie glauben? Wie gering mußte er Sie schätzen, da er Sie für fähig hielt, in diese leichte Schlinge zu stürzen? — O! Sie waren seiner nicht würdig — ein Schach, wie der, war nicht für Sie! — Dies zarte Saitenspiel zerbrach in Ihrer eisernen Hand! — Sie konnten nichts, als ihn ermorden!

Alle

(verhüllen das Gesicht, kehren sich weg und sehen auf den König.)

König

(blickt düster und unbeweglich vor sich nieder.)

~~Erst jetzt erst~~ Carlos.

O Ihr, die Ihr hier steht und vor Verwunderung und Entsetzen starrt — verdammt mich nicht, daß ich diese Sprache gegen meinen Vater und König führe — seht auf diesen Leichnam und verdammt mich nicht! Fließt Blut und nicht Erz in Euren Adern — Seht hieher — für mich ist er gestorben! — (zum König) Hier,

Sire! --- hier ist mein Schwert --- (wirft es ihm zu Füßen und läßt seine Hand los) Sie sind wieder Herr meines Lebens! Morden Sie auch mich --- wie Sie diesen mordeten! Morden ist ja Ihre ganze Kunst! Mein Leben ist verwickelt. Hier entsag' ich allen meinen Hoffnungen! Ich bin Spaniens Thronfolger nicht mehr --- Suchen Sie sich einen andern Sohn, und für Ihre viele Kronen einen Erben unter Fremdlingen. Meine Kronen liegen hier! (sinkt an den Leichnam nieder).

(Man hört in der Ferne Rürmen.)

Alle

(kommen in Bewegung.)

König

(mit erstickter Wuth, doch mit Würde.) Nun? --- will keiner antworten? --- Alles ist stumm --- nichts, als Schluchsen um mich herum, und verhüllte Gesichter! Es ist also gesprochen, mein Urtheil? --- Ich bin ein überwiesener Verbrecher, meine Untertanen haben mich gerichtet --- ist das Eure Meinung nicht?

(Der Sturm nimmt zu.)

Geria und Taxis (zugleich).

Man rürmt! --- Was bedeutet das?

## Fünfter Auftritt.

Vorige. Verma.

Verma.

(erschrocken und eilig zum König) Rebellion, Eire! Der ganze Pöbel umringt zu Tausenden den Kaiser und will den Prinzen lebendig sehen! Das Gerücht hat ausgebreitet, daß er gefangen sey. Man fürchtet für sein Leben. Das Volk will ihn sehen, oder ganz Madrit in Asche legen.

Alle

(umringen den König.) Rebellion! Rettet den König!

König

(aus einem düstern Nachdenken erwachend und mit Majestät unter sie tretend.) Steht mein Thron noch? — Bin ich noch Herr dieses Landes? — Nein, ich bin es nicht mehr! — Die feigen, weichherzigen Greise weinen weibische Thränen, und erwarten nur die Lösung von mir, abzusafeln! — Ich bin verrathen von Rebellen! —

Alle

(werfen sich vor dem König nieder.) Nicht so, König!

König.

Dorthin! --- dorthin! werft euch nieder! vor den neuen König Carl werft euch nieder. Ich bin allein, ein verkaufter, ein verrathener Greis. (reißt den Mantel herab und wirft ihn von sich) Werft ihn den Mantel um und kleidet ihn mit dem königlichen Schmuck!

Alba und Domingo

(unterbrechen ihn) Lassen Sie sich, Eure! Sehen Sie um sich her, Ihre treuen Diener zu Ihren Füßen.

König

(fährt fort.) Tragt ihn über meinen getretenen Reichthum zum Thron! Hier ist meine Brust. (entblößt sie) Durchbohre sie, wer den ersten Dank ---

Alle Branden

(rufen:) Sehen Sie um sich, Eure! Hier sind Ihre treuen Diener bis in den Tod!

König

(zu Carlos.) Stehst Du allein? --- Sind das die Freunde, die Du mit Deinen Thränen erworben hast? --- Das ist schlimm! --- das Rohr brach, auf das Du Dich stüttest. Geh jetzt und stelle Dich vor das Volk; bewaffne eine Million

mit Deinen Blicken. — Aber diese zwei Augen sollen Dir noch Arbeit geben. Kommt, meine Vasallen, ich will diesen Rebellen ihren König zeigen. (geht ab mit den Granden).

## Sechster Auftritt.

Carlos. Ein Page.

Page

(tritt durch eine andere Thüre eiligst herein.) Großmächtigster Prinz, die Königin schickt mich zu Ihnen — Sie will Sie sprechen — Sie hat Ihnen wichtige Dinge zu vertrauen —

Carlos.

Wichtig ist mir nichts mehr auf dieser Welt!

Page.

Ein Auftrag, sagte sie, den Marquis Posa hinterlassen.

Carlos

(steht auf.) Was? --- Sogleich! --- (will gehen).

Page.

Nicht jetzt, mein Prinz! Sie müssen erst die Nacht abwarten. Jeder Zugang zu der Königin ist doppelt mit Wachen besetzt. Sie würden alles wagen ---

Carlos.

Nun? ---

Page

II

Ein Mittel, Prinz! ist noch vorhanden --- die Königin hat es erbachet --- Sie legt es Ihnen vor. Doch ist es seltsam, kühn und abenteuerlich.

Carlos.

Das ist --- ?

Page.

Wie Sie wissen, geht schon längst die Sage, daß um Mitternacht in den Gängen der Burg der abgeschiedene Geist des Kaisers in Mönchsgestalt wandle. Der Pöbel glaubt an dies Gerücht, die Wachen beziehen mit Schauer diesen Posten. Wenn Sie entschlossen sind, sich dieser Verkleidung zu bedienen, können Sie durch alle Wachen frei und ungehindert bis zum Gemach

der Königin gelangen, daß dieser Schlüssel offen wird. Doch müssen Sie, mein Prinz! auf der Stelle gleich Ihren Entschluß fassen. Kleid und Maske finden Sie auf Ihrem Zimmer. Ich muß eilen, der Königin Antwort zu bringen.

Carlos.

Und die Zeit?

Page.

Um zwölf Uhr.

Carlos.

Sage der Königin: Sie könne mich erwarten.

Page

(geht ab.)

## Siebenter Auftritt.

---

Carlos. Perma.

Perma.

Retten Sie sich, Prinz! Der König wüthet gegen Sie! — Ein Anschlag auf Ihre Freiheit, wo nicht gar auf Ihr Leben! Ich habe mich weggestoßen, Sie zu warnen. Fliehen Sie ohne Aufschub! Noch ist es Zeit, bald dürfte es zu spät seyn.

Carlos.

Ich stehe in der Allmacht Hand!

Perma.

Wie mich die Königin hat merken lassen, sollen Sie diese Nacht noch nach Brüssel flüchten! Verschieben Sie es ja nicht! Der Aufruhr begünstigt Ihre Flucht, in der Absicht hat ihn die Königin veranlaßt. Im Karthäuserkloster erwartet Sie die Post. Hier sind Waffen für den Nothfall (gibt ihm einen Dolch und Terzerole)

Carlos.

Ich bin Ihr dankbarer Schuldner, Graf!



Perma.

Reisen Sie glücklich -- Ihre heutige Geschichte hat mich bis zu Thränen gerührt. So liebt kein Freund mehr! Alle Patrioten weinen um Sie! Mehr darf ich jetzt nicht sagen.

Carlos

Graf Perma! Dieser Vollenbete nannte Sie einen edlen Mann!

Perma.

Noch einmal! -- Reisen Sie glücklich! Schönerer Zeiten werden kommen, dann werde ich nicht mehr seyn! Empfangen Sie meine Huldigung schon hier. (läßt sich auf ein Knie vor ihm nieder und küßt seine Hand mit Rührung) König meiner Kinder! -- O, meine Kinder werden sterben dürfen für Sie, wenn ich es gleich nicht kann! Kehren Sie in Frieden nach Spanien zurück! Seyn Sie Mensch auf Philipps Thron. Sie haben Leiden kennen gelernt. -- Unternehmen Sie ja nichts blutiges gegen Ihren Vater. Philipp der zweite zwang Ihren Großvater vom Thron zu steigen -- dieser Philipp zittert heute vor seinem eignen Sohn. Daran denken Sie Prinz! Und so geleite Sie der Himmel! (geht schnell ab)

Carlos

(will abgehen, kehrt aber plötzlich um, wirft sich vor

dem Leichnam nieder, den er noch einmal in seine Arme schließt, steht dann auf und verläßt schnell das Zimmer)

---

## Achter Auftritt.

---

(Vorzimmer des Königs.)

Alba. Geria.

Alba.

Wagen Sie es, wenn Sie Lust dazu haben, ich gehe nicht hinein! Er hat sich eingeschlossen, keinen Menschen will er vor sich lassen. Die Versätheren des Marquis hat auf einmal seine ganze Natur verändert.

---

## Neunter Auftritt.

---

Vorige. Domingo. Xaris, Granden, alle eilig herein.

Domingo.

Lebt der König noch? Laßt uns den König sehen!

Xiba.

Welche entsetzliche Frage!

Domingo.

Durch die ganze Stadt verbreitet sich, der König sey ermordet.

Alle

(rufen zugleich) Der König ermordet? --

Domingo.

Das Volk stürzt in die Kirche für sein Leben zu beten. Der Prinz hieß es, habe ein Komplott gemacht, ihn diese Nacht zu ermorden.

Xiba.

Das kann nicht von ohngesähr kommen. Ich erbreche die Thür zu seinem Zimmer und kostets

mein Leben! Der König muß gerettet sehn (geht  
aus Kabinet)

### Zehnter Auftritt.

Vorige. König.

König

(tritt langsam feierlich heraus, geht wie im wachenden  
Traume durch die schwebenden Branden. Endlich bleibt  
er Gedankenvoll stehen, den Blick zur Erde geheftet)  
Gieb diesen Lötten mir heraus! Ich muß ihn  
wieder haben! Er ging als mein Schuldner aus  
der Welt! Ich muß ihm Achtung abnötigen!

Alba.

Sire!

König.

Wer spricht hier! — Seid Ihr es? — Wagt  
um nicht auf den Knien? — Hat man vergessen  
wer ich bin, weil einer mich verachtet hat?

Alba.

Vergessen Sie jetzt diesen Nichtswürdigen,  
Sire —

König.

Nichtswürdigen? — Wie heißt der Rasende, der solche Lästerung wagen darf? — Wey meiner Unsterblichkeit! Es wäre Euch leichter ohne Sünde zu sterben, als zu dieser Nichtswürdigkeit Euch erheben.

Domingo.

Geben Sie uns Gehör, gnädigster König! Eine neue Gefahr hängt über Spanien! Schreckliche Entdeckungen sind gemacht. — Der Prinz —!

König.

Er hatte einen Freund, der für ihn in den Tod gehen konnte, ich finde keinen, der mit mir Kronen theilt.

Alba.

Hier sind auch einige aufgefangene Briefe, Ihre Majestät!

König.

Mitten in meinen Reichen von einem Jüngling verworfen! — Nach einer kaltblütigen Berechnung verworfen! — Das sind Menschen für mich!

Alba.

Prüfen Sie unsere Treue, mein gnädigster Herr!

König.

Wie er auf mich herunter sah — war es

nicht sichtbar, wie viel er sich wußte mit dieser Eroberung? So stolz sieht man nicht vom Thron herab (zu den Granden) Habt Ihr gar nichts, meinen gefallenen Stolz aufzuraffen? Wie? — gar nichts? Erzählt mir das abgedroschene Märchen von den Göttern der Erde! — Kügelt mein Ohr mit dem Stockenspiel Eures Lobes! Laßt die Maschinenwerke Eurer Bewunderung spielen! — Seht, wie Eure armseligen Lügen vor der Wahrheit erblassen! — — Da steh ich in meiner fürchterlichen Armuth. Es gab nur einen freyen Menschen in diesem Jahrhundert, und dieser Eine schlug mich aus.

Alba.

Welche fürchterliche Vorstellungen sind das, mein gnädigster König!

König.

Daß er mir so gestorben wäre! — Er war mir theurer wie mein Sohn! In seiner Freundschaft ging mir ein neuer lachender Morgen auf! — wer weiß, was ich für ihn würde gethan haben! Das ganze Jahrhundert mag meinem Namen fluchen — von diesem hab ich Dank verdient!

Alba.

Denken Sie jetzt auf Ihre Sicherheit, Eire! — Soll man sagen dürfen, daß ein einziger Mann die Gelassenheit des weisesten Königs so

erschüttern konnte? — Soll uns dieser Mensch auch noch im Tode das Herz unsers Königs rauben?

König

(mit zurückkehrender Wuth) Ich will das ganze Geschlecht der Menschen unter meine Füße treten! Ein Einziger hat meine Achtung gehabt und dieser Einzige mich betrogen! Ich will Rache nehmen am ganzen Geschlecht! Nennt er mich nicht einen Kain? ich will es seyn! Jetzt — jetzt will ich diesen Namen verdienen! Durch Blut und Leiden will ich wandeln. Der erste der Menschen hat mich betrogen! Das ganze Geschlecht büße mir dafür!

Alba.

Wir können nicht länger schwelgen, Sir! Die Zeit ist kostbar. Man hat Briefe bei dem Waltheser gefunden, die uns fürchten lassen, daß der Infant noch diese Nacht aus Madrid fliehen will. Die Post ist bestellt. — Alle Anstalten sind getroffen! — Man muß auf schleunige Mittel denken!

Domingo.

Selbst Ihre königliche Person ist in Gefahr! Vaternord! Königsmord! hört man in allen Gassen, in allen Kirchen. Wer weiß, was die Verzweiflung eines Wahnsinnigen alles unternehmen kann!

König.

Waternord? — Königsmord? — Ist es so weit? — Treibt die Natur aus ihren Fugen? —  
 Ja, recht! So hör ich gern! Dergleichen verruchte Thaten erlebt man nur auf Thronen, in Höfen nie! Dieser gräßliche Gebrauch herrscht nur unter den Großen der Erde! --- Waternord! Königsmord! --- Es fehlt nur noch eins, und das ist mir vorbehalten! Warum spricht Ihr, es nicht aus? --- Kindermord! fehlt noch! und das ist mir vorbehalten.

---



## Filfter Auftritt.

Vorige. Parma.

Parma.

(eilig) Ich bitte um einige Augenblicke Gehör, mein gnädigster König!

König.

(zu den Andern) Tretest zurück! (zu Parma) Was giebt's?

Parma.

Eben hat man einen Pagen der Königin in Verhaft genommen, der sich zu einer verdächtigen Stunde in ihrem Pavillon hat blicken lassen. Er hat bekannt, daß er heimlich an den Prinzen von ihr geschickt worden, ihn zu einer nächtlichen Zusammenkunft einzuladen! —

König.

(heftig) Tod und Hölle!

Parma.

Wo, und wie es geschehen soll, hat man noch nicht von ihm herausbringen können. Er leugnet halsstarrig, daß er darum wisse.

König.

Man soll ihren ganzen Hossat auf die Holster spannen! Es muß heraaß! Ist noch Licht in ihrem Pavillon?

Parma.

Alles ist Stille! Sie hat ihre Kammerfrauen frühzeitiger als gewöhnlich, entlassen, und vorgegeben, daß sie sich schlafen legen wollte! Alles schläft fest auf jenem Flügel, und man besürchtet, daß Wohntränke gebraucht worden!

König.

Sagt mir nichts mehr! Es ist genug! Ist es nicht völlig am Tage! Betrogen von meinem Freund! — meinem Sohn! — meiner Königin! Es sind alle meine Bande an Menschen.

Alba und Domingo.

(erschrocken) Was ist dem König? — Der König ist blaß und blickt fürchterlich um sich! Was ist vorgegangen?

König.

Habe Dank, o Himmel! der du mir Ruhe gleibst! — Ruhe, in dieser entscheidenden Stunde! — ich bin wie ich soll — kalt und Stille! — Ich könnte hintreten und Weltgericht halten! (er sinkt auf die Knie nieder) Vollende dein Werk, o Himmel! Entkleide mich ganz meiner Menschheit! Laß keine feige Thräne meine glühende

Rache erkälten! Wach mich ganz zum wütenden Tiger, und laß Blut meine schreckliche Erquickung seyn! (Reht auf)

---

**Zweiter Auftritt.**

Borice, Sidonia, Cordua.

Sidonia.

Ich habe eine Nachricht zu bringen, die kaum geglaubt werden kann. Ein Soldat, der eben von der Wache kömmt, meldet athemlos und erschrocken, daß sich der Geist des verstorbenen Kaisers in den gewölbten Gängen des Pallastes habe sehen lassen und mit feierlichem Schrit an ihnen vorübergegangen sey. Eben diese Aussage bestätigen alle Wachen in diesem Theil des Pallastes und sehen hinzu, daß sich das Gespenst im Pavillon der Königin verlohren. Die Beschreibung trifft zu, es kann kein Betrug vorgegangen seyn.

König.

In welcher Gestalt zeigte sich denn die Erscheinung?

Gordua.

Sie war als König verhüllt — trug einen Szepter in der Hand --- ging mit entblößtem Haupte. Das Gesicht war bleich, aber ganz dem verstorbenen Kaiser ähnlich.

König.

Und in den Zimmern der Königin verlor sich diese Erscheinung?

Gordua.

Im Vorgemach der Königin.

König

(nach einigem Besinnen) Laßt meine Garben unter Waffen treten und den ganzen Pallast besetzen! Kommt meine Granden! ich habe große Lust mit diesem Geist ein Wort zu sprechen. (alle ab)

---

## Dreizehnter Auftritt.

(Saal bey der Königin)

Carlos

(eine weiße Maske vor dem Gesicht, als Mönch verkleidet, ein bloßes Schwerdt unterm Arm, in der linken Hand einen Szepter, kömmt still und langsam mit ungewissem Schritt durch die Nacht. Die Maske abwerfend) Endlich bin ich in Sicherheit — hier ist das bezeichnete Zimmer. — alles liegt im tiefen Tobeschlase. — Die Wachen sprachen ihr Gebet und ließen mich ehrerbietig mitten durch sich hinschreiten. Vergieb mir, heiliger Schatten, daß ich Deine ehrwürdige Gestalt zu einer Lüge mißbrauche — die Lebendigen haben mich verstoßen — meine Zuflucht ist bey den Todten! Mein Herz ist rein! Ich wandte nicht auf schuldigem Wege. Keine unedle That soll Deine Würde bestrecken. Horch! Es rauscht — Es kömmt! Es ist die Königin!

## Vierzehnter Auftritt.

---

Königin. Carlos.

Königin.

Carlos!

Carlos.

Elisabeth! (fällt vor ihr nieder)

Königin.

So sehen wir uns wieder?

Carlos.

So sehen wir uns wieder! (tiefes Schweigen)

Königin

(sucht sich zu fassen) Stehen Sie auf! Wir wollen einander nicht erweichen, Carl! Nicht durch ohnmächtige Thränen will der große Todte gefeiert seyn. -- Er hat für Sie sich geopfert! -- Sie fühlen den Werth, den er dadurch auf Ihr Leben legte! Und dieses Blut wäre einem Hirngespinnste geflossen? Carlos! -- Ich selber habe für Sie gut gesagt; auf meine Bürgschaft schied er

freudiger von hinnen. Werden Sie mich zur Lügnerin machen?

Carlos

(rasch und mit Dauer) Ich will ihm einen Leichenstein setzen, wie noch kein Monarch der Erde ihn gehabt haben soll! Aus seinem Grabe blühe ein Paradies!

Königin.

So habe ich Sie gewollt! -- Das war die große Meynung seines Todes? (Pausen) Und noch ein anderes Vermächtniß legte er in meine Hand -- Seinen Carl! Ich troste dem Schein -- ich will vor Menschen nicht mehr beben! Mein Herz soll reden! Jugend nennt' er unsere Liebe? Ich glaub' es ihm und will mein Herz nicht mehr --

Carlos.

Vollenden Sie nicht, Elisabeth! -- Ich habe in einem langen Traume gelegen. Ich liebte -- jetzt bin ich erwacht. Vergessen sey das Vergangene! Hier sind Ihre Briefe zurück. Vernichten Sie die Meinigen! Fürchten Sie keine Wallung von mir! Es ist vorbei! ein reiner Feuer hat mein ganzes Wesen geläutert! Keine Leidenschaft wohnt in den Gräbern. Keine sterbliche Begierde theilt dieser Busen mehr! (saßt ihre

Hand) Ich bin gekommen Abschied zu nehmen,  
Leben Sie wohl, meine Mutter!

Königin

(wendet die Augen ab, mit erstickter Stimme)  
Carl! —

Carlos.

Es ist kein Opfer, Mutter! Es hat mir keinen Kampf gekostet! Ich sehe jetzt ein, daß es ein höher Glück giebt, als Dich besitzen. In meinen Wünschen ist nichts Sterbliches mehr! Ich kann Ihnen meine Freundschaft eben so wenig geben, als gestern einem andern Weibe meine Liebe. Sie waren die einzige Vertraute unsers Bundes. — Unter diesem Namen sind Sie mir das Theuerste auf der Welt. Sie weinen, meine Mutter?

Königin.

kehren Sie sich nicht an meine Thränen,  
Carl! — Ich kann nicht anders! Doch glauben Sie mir — ich bewundere Sie!

Carlos.

Ich gehe aus Spanien, und sehe meinen Vater nie wieder. In diesem Leben nie wieder! — Es ist heilsam für ihn und mich, daß wir einander nie wieder begegnen! Seyn Sie ihm wieder Gattin, Elisabeth! Er hat einen Sohn verloren, treten Sie in Ihre Pflichten zurück!



Ich fordre keine guten Wünsche von Ihnen, denn Sie sind Philipps Gattin! und ich gehe jetzt mit ihm den blutigen Kampf zu kämpfen! Leben Sie wohl! Ich eile meinen bedrängten Völkern zu Hülfe! Ich will mein Erbreich vor Tyrannen schützen! Spanien sieht mich wieder, wenn er nicht mehr ist; dann werde ich in Ihnen die königliche Wittve verehren. Und nun Mutter, umarmen Sie Ihren Sohn!

Königin.

O Carl! was machen Sie aus mir? --- ich kann — ich darf mich nicht zu dieser Männergröße wagen. (umarmt ihn) Doch fassen und bewundern kann ich sie!

Carlos

(aus ihren Armen sich reißend) Bin ich nicht stark, Elisabeth? — Ich halte Sie in meine Arme und wanke nicht! Noch gestern sollte mich der Weltuntergang von dieser Stelle nicht gerissen haben! Das hab' ich überstanden! Jetzt biete ich jedem Schicksal der Sterblichkeit Trost! Ich habe Sie in diesem Arm gehalten und wanke nicht!

(Es schlägt drey Uhr)

Charles.

Horch! --- hörten Sie nicht ein Getöse?

Königin.

Nichts, als die schreckliche Stunde der Trennung!

---

## Fünfzehnter Auftritt.

---

König. Alba. Feria. Taxis. Parma.  
Sibonia. Verma. Domingo. Granden.  
treten angesehen herein und bleiben im Hinter-  
grunde stehen.

Carlos.

Gute Nacht, Mutter! Von Brüssel empfan-  
gen Sie Briefe von mir, die das Geheimniß unse-  
rer Liebe laut machen sollen! Ich mache einen  
öffentlichen Gang mit meinem Vater --- von jetzt  
an sey nichts Heimliches mehr unter uns! Alles,  
was geschehen ist, soll er wissen! Sie haben  
nicht Ursach, vor der Entdeckung zu zittern.  
(nimmt die Maske vor) Leben Sie glücklich, meine  
Mutter! Dies sey mein letzter Betrug!

König.

Es ist Dein letzter!

Carlos

(thut einen Schuß, der aber schilt.)

Alle

(kommen in große Bewegung.) Zur Hülfe!  
Nord!

Königin.

O Himmel und Erde! (fällt ohnmächtig  
nieder.)

Alba und Domingo

(auf den König zu.) Zu Hülfe! Ist der König  
verwundet?

Fernando

(zur Königin eilend.) Der König lebt! — Hülfe  
der Königin!

Fernando. Parma. Paris

(zum Prinzen.) Ihre Waffen, Prinz!

Carlos

(reißt sich von allen los, stürzt gegen die Königin.)  
Hülfe der Königin! Ist sie todt? — Gott der  
Gerechte! — Todt?

Olivarez und Fuentes kommen. der Königin beizufpringen. Hofbediente stürzen herein mit Fackeln.

Terma.

Sie lebt! Es ist nur eine Ohnmacht! —  
Der Schrecken —

Carlos

(fürchterlich zum König.) Puhlerin, Sire? —  
Der Schein ist wider uns, aber zittern Sie,  
ihre Tugend zu lästern!

König

(schredlich lachend.) Tugend? — Spanier, Ihr  
seid Zeugen, wie ich Eure Königin über-  
raschte!

Carlos.

Der Schein ist wider uns! — ich kann nichts  
zu unserer Rechtfertigung sagen. Ihre Seele  
kann es nicht fassen, daß auch bei dem höchsten  
Scheine des Lasters die erhabenste Tugend be-  
stehen kann. --- Wir sind überwiesen vor Men-  
schen! aber droben ist einer, der das Verbor-  
gene beleuchtet.

## König.

Nenne ihn hier nicht, frecher Lasterer! Ich habe genug! --- Was brauch ich weitere Beweise? Man führe ihn in die Kerker des heiligen Amtes. Dort werde ich mich selbst als seinen Ankläger stellen.

## Alba und Teria

(nähern sich Carlos.)

## Carlos.

Eine kleine Geduld! Ich bin ohne Rettung verloren! --- Ich weiß es. --- Blut dürfen meine Richter! Meine Todtfeinde werden über mich sprechen! — Und wenn die Wahrheit vom Himmel stiege, meine Unschuld zu beschwören, sie würde mich doch nicht aus ihren schrecklichen Händen reißen. --- Aber hört mich, Spanier! lascht meine letzten Sterbenden Worte auf! — bewahrt sie heilig und laßt sie bis in die Nachwelt hinunter schallen! Eure Königin ist unschuldig, Spanier. — Im Tode ist Wahrheit! --- Ich trete vor den Richter der Welt! (durchsicht sich mit einem Dolch und fällt Alba und Teria in die Arme.)

## König

(mit einem Schrey des Entsetzens.) Mein Sohn! ---  
o, mein Sohn! (will auf ihn zugehen und sinkt  
nieder.)

(Der Vorhang fällt.)

---

Queblinburg,  
gedruckt bei Gottfried Wasse.







**F. v. SCHILLER**

geboren zu Marbach am Neckar d. 20. Decbr 1759.  
gestorben zu Weimar am 9. Mai 1805 im 46. Lebensjahre.

Dem  
Andenken  
Friedrich von Schillers.

1757:4847  
Nicht, oder wenig bekannte  
poetische und prosaische Aufsätze  
aus  
Schillers Jünglings- und Mannsalter,  
nebst andern  
Dichtungen  
auf dessen

Grab und Tod.

~~~~~  
Zum ersten Male gesammelt  
von

Johann Lorenz Greiner.

Original-Ausgabe mit neun Kupfern.

---

1829.

Franz Gerstl'sche Buchhandlung in Grätz.  
Johann Lorenz Greiner.



\*

Du warst so reich,  
So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte  
In deinem weiten Busen Raum. Das Alles  
Ist nun dahin! —

Don Carlos, II. X., 15. Sc.

Erklärung

der

K u p f e r.

.....



## Das Titellupfer.

---

### F. v. Schillers Marmorbüste.

Danneckers Meisterwerk, aufgestellt in der  
großherzoglichen Bibliothek zu Weimar am  
17. September 1826.

---

Am 17. September 1826, an einem Sonntage, ward auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar Schillers Marmorbüste, das Meisterwerk Danneckers, wovon dem Titelblatte dieses Bändchens eine gut gelungene Copie beigelegt ist, feierlich aufgestellt. Lange im Stillen vorbereitet, war diese ernste Feier bis zur Hierherkunft von Schillers Sohn — Ernest von Schiller, Assessor des königlich Preu:

bischen Appellations - Hofes zu Köln — verschoben worden; und dieß um so mehr, da noch eine andere Gedächtnismünze der seltensten Art damit verbunden werden sollte.

Nicht alles, was verborgen wirkende Naturkräfte uns von jenen heiligen Ueberresten gelassen, sollte, dem dunkeln Schooße der Erde zum zweiten Male hingegeben, für immer dem Lichte entzogen bleiben. Wie Raphael's, wie Leibnizens Schädel nach Jahrhunderten den ehrerbietigen Forscher zu stiller Betrachtung aufregen; so mußte auch das edelste Gehäus, die unmittelbare Werkstätte des Geistes, welche die schaffende Natur einst einem ihrer auserwähltesten Lieblinge, unserm Schiller, auf der Stufe seiner irdischen Ausbildung und Wirksamkeit anwies, der Zerstörung auf immer entrückt, für die späteste Nachwelt zu frommer Huldigung erhalten werden. Auch die Natur selbst, indem sie mit ungewöhnlich rascher Einwirkung jene unzerstörliche Form von jeder vergänglichen Hülle entkleidet hatte, schien sichtbar darauf hinzudeuten.

So wurde denn am Morgen des anfänglich genannten Tages von dem edlen Sohne des edelsten Vaters, im Namen und Auftrag der ganzen vereinten Familie, von Schiller und

von Wollzogen, die heilige Reliquie auf  
 der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar in  
 frommer Stille feierlich niedergelegt, und die-  
 sem friedlichen Tempel der Kunst und Wissen-  
 schaft, den die ehrwürdigen Bilder und Denk-  
 male unserer größten Zeitgenossen und Vorfah-  
 ren schmücken, zur sorgsamsten Bewahrung an-  
 vertraut. Der frommen Weihe des Sohnes  
 dankte und entsprach unser Göthe, als ober-  
 ster Vorstand der Bibliothek auf die würdigste  
 Weise; zwar nicht persönlich, da das zu mäch-  
 tig Ergreifende des Moments ihn von der Ausfüh-  
 rung dieses Vorhabens abhielt — aber durch  
 seinen Sohn, der aus der Hand des treuen  
 Jugendgenossen das ehrwürdige Depositum über-  
 nahm, und als nun das schönste Denkmal, das  
 die Kunst dem verschwundenen Genius zu set-  
 zen vermag, Schillers lebensgetreue Marmorbü-  
 ste, auf dem geweihten Postamente, dessen In-  
 neres die Reliquie aufnahm, — Göthes Mar-  
 morbüste gegenüber — enthüllte, und mit dem  
 frischen Lorbeerkränze jugendlich geschmückt war,  
 sprach der Kanzler v. Müller noch in einfach  
 angemessener Rede die Empfindungen der an-  
 wesenden Zeugen und Theilnehmenden eines so  
 denkwürdigen Vorganges aus; Empfindungen,

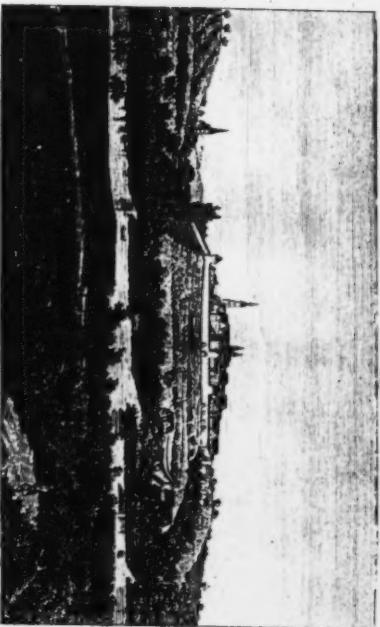


die gewiß mit ihnen so viele Tausend entfernt  
Verehrer des unsterblichen Mannes treulich  
theilen werden !

(Nachrichten aus Weimar.)

---





*Harwich am Vesper. Dr. Schiller's Photograph.*

## Die andern acht Blätter.

---

### I.

#### Ansicht von Marbach am Neckar, Friedrich von Schillers Geburtsort.

---

Die Stadt Marbach liegt im Königreiche Württemberg, im Neckarkreise, im Oberamte Marbach, ist der Sitz des Oberamtes, und eines Decanats. Sie ist auf einem Hügel am Neckar gebaut, ihre sonderbare Bauart deutet auf ein sehr hohes Alter. Die Alexanterkirche und das Hospital sind die vorzüglichsten Gebäude; sonst zählt sie 400 Häuser mit 2200 Einwohnern, die sich größten Theils durch Leinweberei und Fleichen ernähren. So unbedeutend dieses Städtchen übrigens heut zu Tage in geographisch-statistischer Hinsicht erscheint, so merkwürdig ist dasselbe in literarischer, als der Geburtsort des unsterblichen Dichters Friedrich von Schiller, und des vielbekannten Astronomen Tobias Mayer.

---

## II.

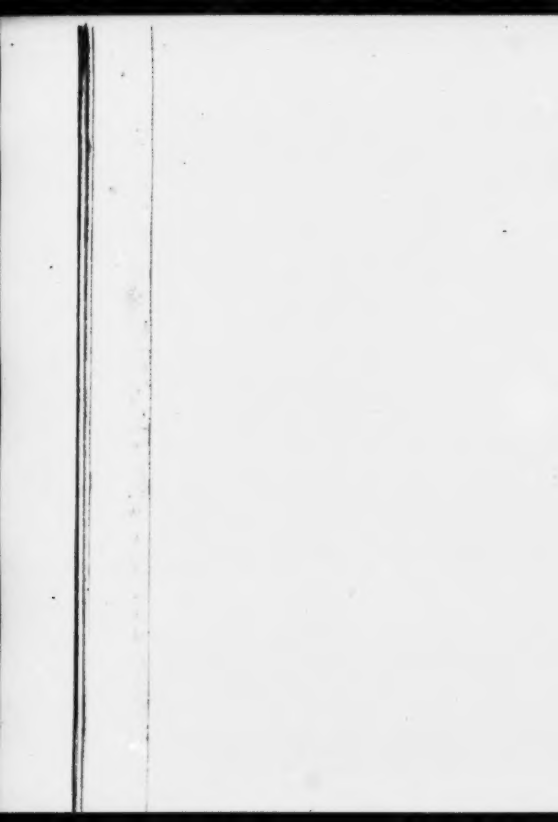
Ansicht des Pavillons auf Körners  
Weinberg.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,  
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt  
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“

v. Göthe.

Körner, ehemals k. sächsischer Appellations- nun k. preussischer Staatsrath, dieser edle Beförderer alles Schönen und Guten hatte Schiller im Jahre 1785 von Mannheim nach Sachsen eingeladen, und sich gegen ihn durchgängig als aufmunternder und unterstützender Freund bewiesen. Nach der Ankunft des Dichters in Leipzig fing dieser den Don Carlos an, und bearbeitete die ersten Acte in dem anmuthigen Dorfe Göhlis, wo er mit dem Leipziger Buchhändler Göschen ein Zimmer bewohnte. In der Folge begab sich Schiller nach Dresden, wohin ihm auch Huber, der vertraute Freund beider, nachfolgte, um sich für das diplomatische Fach vorzubereiten. Schil-





ler wohnte nun bey Körner, auf dem anreizenden Aussichten reichen Weinberge, und vollendete in dem hier dargestellten Pavillon den Don Carlos, welcher vom Buchhändler Götschen in der Folge verlegt ward. Aber nicht bloß gedichtet, sondern auch zuerst aufgeführt wurde hier dieses dramatische Kunstwerk und zwar vom Dichter selbst, von Huber und Körner, von Körners Gattinn und Schwägerinn, und von einigen andern Freunden und Freundinnen.

Auf diese Zeit bezieht sich eine Anekdote, die noch heut zu Tage in Dresden erzählt wird. Einer der vielen Reisenden, die in den Sommermonaten durch Dresdens reizende Lage und seine herrliche Umgegend, wie auch durch die Vorzüglichkeit seiner Kunstschätze angelockt werden, ergabte sich an einer Schiff-Fahrt auf der schön umferten Elbe. Er fragte bei dieser Gelegenheit nach Körners Weinberg; der Schiffer zeigte ihm denselben. Dann fragte er den Schiffer weiter, ob er auch Schiller'n, der dort gewohnt habe, gekannt hätte? — »Schiller?« — versetzte jener — »daß ich nicht wüßte! Was soll er gewesen seyn?« — Ein großer Dichter, ein berühmter Schriftsteller, entgegnete der Reisende — »Schriftsteller?« — nahm der Fischer wieder das Wort —



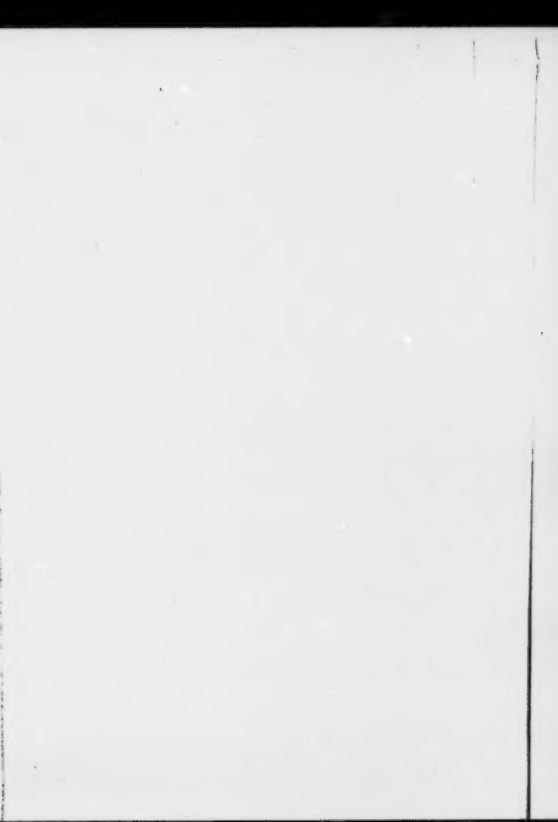
»ja, jetzt besinn ich mich. Es wohnte einmahl ein Schreiber dort; das war ein närrischer Mensch: am Tage verschloß er die Läden, jagte durch die Felder, und wollte oft, wenn es stürmte und wetterte, in der Gondel fahren; \*) des Nachts aber rannte er bei offenen Fenstern in der Stube herum, und schrie oft ganz gewaltig; genug, — es fehlte ihm,« er deutete hierbei auf die Stirne — »Sie verstehen mich schon!«

---

\*) Diese Gondelfahrten beim Gewittersturme mögen in Schiller die Ideale zu einigen Szenen von Wilhelm Tell erzeugt haben.

(Aus Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen,  
Jahrgang 1813.)

---





— 11. —  
— 11. —

· Ansicht von Tetschen nach Bielewitz.

## III.

Aussicht von Körners Weinberg nach  
Blasewitz.

Eine der schönsten Uferpartien an der Elbe in der Umgegend Dresdens, liefert das an diesem Strome liegende Dorf Blasewitz, welches auch vom Körner'schen Weinberge aus eine malerisch - schöne Ansicht darbietet, und eine dichterische Phantasie an die von Schiller gefeierten Liebenden, Hero und Leander, erinnert.

Schiller ist hier, nach vielfacher Ueberlieferung, sehr oft übergeschifft, um in dem zum Wirthshause gehörigen Garten, der unmittelbar auf den von der Fähre und von den Marktfähnen fast immer belebten Fluß herabsieht, Milch zu trinken. Manches Gedicht wurde hier entworfen; — so viel wenigstens ist wohl gewiß, daß die Worte des Holtischen Jägers

in Wallensteins Lager (fünfter Auftritt) dieser paradiesischen Gegend ihren Ursprung verdanken:

„Was? der Blich!

Das ist ja die Gussel von Blasewitz.“

(Aus eben demselben Taschenbuche.)

---





*Der Schiller's Garten bei Jena.*

*H. v. Meyer del. et sculp.*

## IV.

## Schillers Garten bey Jena.



Im Sommer brachte Schiller während den letzten Jahren seines Aufenthalts in der Universitätsstadt Jena, die meiste Zeit außer den Geschäften in seinem Garten zu, welcher nahe bei der Stadt, an einer Schlucht lag, durch welche sich ein Arm des Leuttrabaches schlingt. Vorn in der Mitte lag das Wohnhaus; allein Schiller hatte sich noch ein kleines Häuschen, nur mit einem Zimmer, an der höchsten Ecke des Gartens nach dem Wache zu, bauen lassen, welches sein Lieblingsplätzchen im ganzen Garten, und mancher Dichtung Geburtsort war.

Als dieß Häuschen in der Folge, nachdem Schiller schon lange den Garten verkauft hatte, sehr baufällig ward, so ist es eingerissen worden; doch, zum Andenken daran setzte man



unweit desselben eine Mauer, die ei-  
bildet, in welcher eine Urne steht, den  
ken des Dichters geweiht.

(Siehe Fr. v. Schillers Leben und Wirken 10  
135, u. S. 180 — 181.)

---

ne Mische  
n Kunden

S. 134—



*J. G. Schillerhaus in Weimar*

## V.

## Schillers Haus in Weimar.

Nachdem Schiller am Ende des Jahres 1799, durch die ärztliche Warnung — seiner schwächlichen Gesundheit, vorzüglich seinem Brustübel, sey die eingeschlossene Verglufst nachtheilig — bewogen, Jena verlassen hatte, so ging er nach Weimar, das damalige deutsche Athen, welches er späterhin für seinen beständigen Aufenthalt wählte, auch daran festhielt, ungeachtet er die vortheilhaftesten Rufe vom Auslande her erhielt, und endlich sich durch einen Hausbesitz daselbst einbürgerte.

So wie in Jena in seinem Garten, so brachte Schiller in Weimar den größten Theil, besonders des Vormittags, zu Hause am Fenster, oder im Zirkel seiner lieben Familie zu. Nachmittags laß er vorerst flüchtig das die vorherige Nacht gearbeitete durch, und überließ sich dann andern indifferenten Geschäften oder Vergnügen, oder auch gesellschaftlichen Unterhaltungen zu Hause oder bei guten Freunden. Die stillen Stunden der Nacht weihte er seinen herrlichen

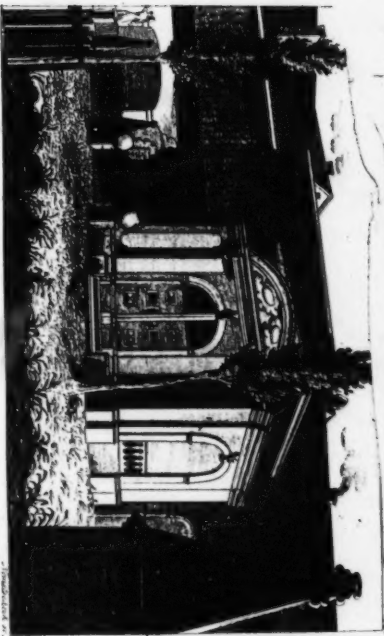
Geisteswerken, und den Morgen der Ruhe  
 che verkehrte Lebensordnung natürlicher  
 höchst nachtheilig auf die ohnedieß krä-  
 Gesundheit des Dichters einwirkte, und  
 seinen Freunden oft gerügt wurde; all-  
 ging ihm dabei, wie Vielen, die unger-  
 Lieblingsneigung aufgeben, und immer  
 zur alten Sitte zurückkehren, bis ihn, le-  
 spät, die Schwäche seines Körpers zur  
 mäßigen Lebensweise, — der Arbeit den Tag,  
 der Ruhe die Nacht zu widmen, — zwang.

(Siehe F. v. Schillers Leben und Wirken, IV.  
 de, S. 136 u. f. f., allgemeine Schilderung dar-  
 176, u. f. iv.)

---

re, wel-  
Weise  
nfeinde  
d von  
ein es  
n eine  
wieder  
ber zu  
regel-  
), und

Verio:  
on 6.



*Das Jagdschlösschen in Marz, wo J. v. Schiller früher wohnte.*

mittheilte, daß der alte Friedhof in Weimar  
der Stadt mit einem schönen Gassen-  
weg und mit einem a. Gassen-  
weg angepflanzt, und in der Gasse  
daselbst mit aufgestellten Aufschriften ange-  
bracht. (Hr. v. d. 15. April 1890.)

## VI.

### Ansicht des Cassengewölbes auf dem alten Friedhofe bei Weimar.



Schillers irdische Ueberreste wurden gleich  
nach seinem Ableben am 9. Mai 1805, und  
zwar nur vorläufig in einem ganz einfachen Sar-  
ge, im sogenannten Cassengewölbe, auf  
dem alten Friedhofe der Stadt, beigesetzt. —  
So heißt dieß Gebäude, welches der Land-  
schafts-Cassa gehört, daher auch den Namen  
führt, und seit, von uralten Zeiten, herkömmli-  
cher Sitte für ausgezeichnete Personen zur ge-  
räumigen Gruft bestimmt war. — Diese Bei-  
setzung sollte auch so lange dauern, bis man  
sich über den würdigsten Ort der bleibenden



Ruhestätte mit der Familie vereinigt haben würde, was aber erst im vorigen Jahre zu Stande kam.

(Nachrichten aus Weimar.)

---

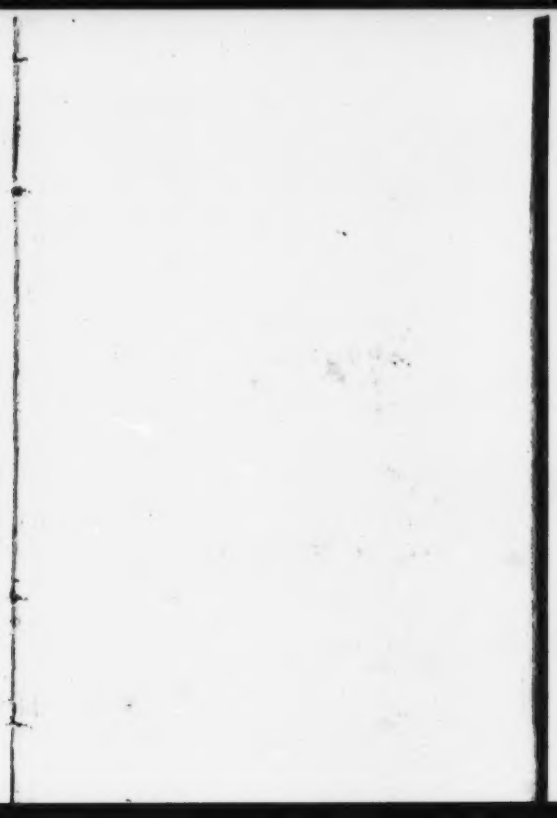




—*Exposition 1881 et 8.2.1881.*

[illegible]

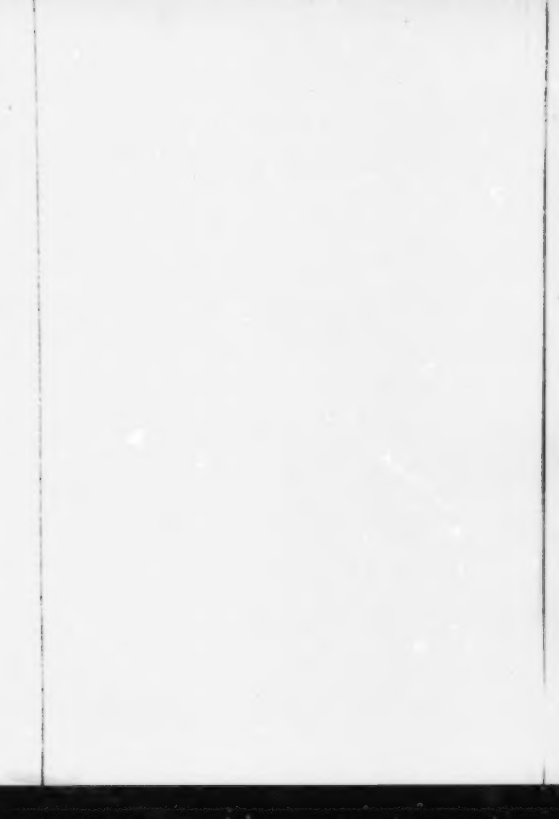
Verdiente ein Theil des neuen Theaters zu haben.



nachher der Großherzog die fürstliche Familiengruft, mit einer angemessenen Capelle darüber, erbauen, und im Sommer 1824 die fürstlichen Särge seiner Ahnen feierlich dahin bringen, damit dereinst Er, wie sie, in der Mitte seiner treuen Bürger ruhen möge. Alsobald faßte man den Entschluß, die Stelle dicht zur Rechten dieser Fürstengruft als den würdigsten Ruheplatz für Schillers irdische Reste zu wählen; dort sollten sie im Schatten eines freundlichen Haines von sinnig ausgewählten Gesträuchen, ein einfach würdiges Denkmal an den Verbliebenen, ruhen, nachdem nunmehr die volle Zustimmung der abwesenden Familie erfolgt war. Indesß wurde der Sarg, wie früher im Cassengewölbe, nun in der neuerbauten großherzoglichen Familiengruft bis zur Ausführung jener Idee, die der damalige Großherzog noch nicht ganz bestätigt hatte, beigesetzt.

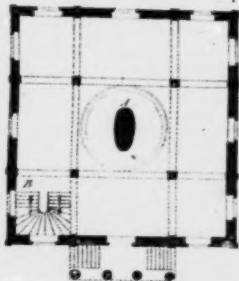
(Nachrichten aus Weimar.)

---





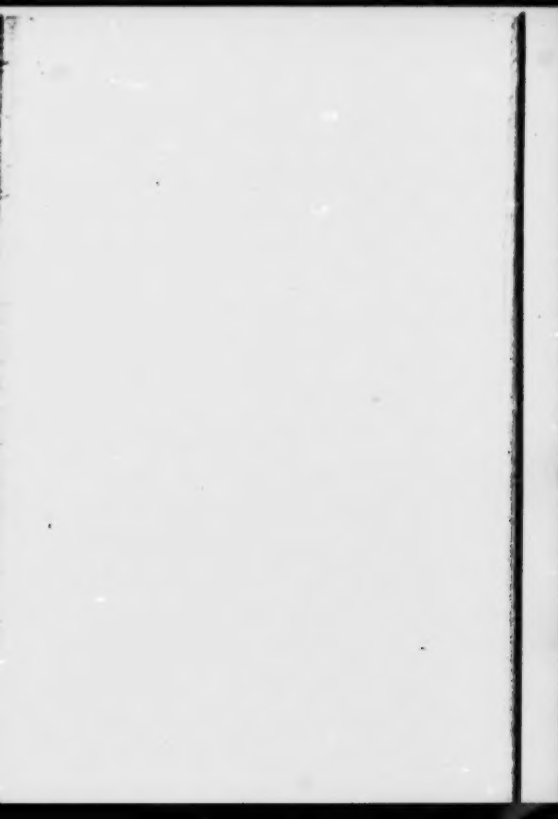
*Einigung in die Freyheit.*



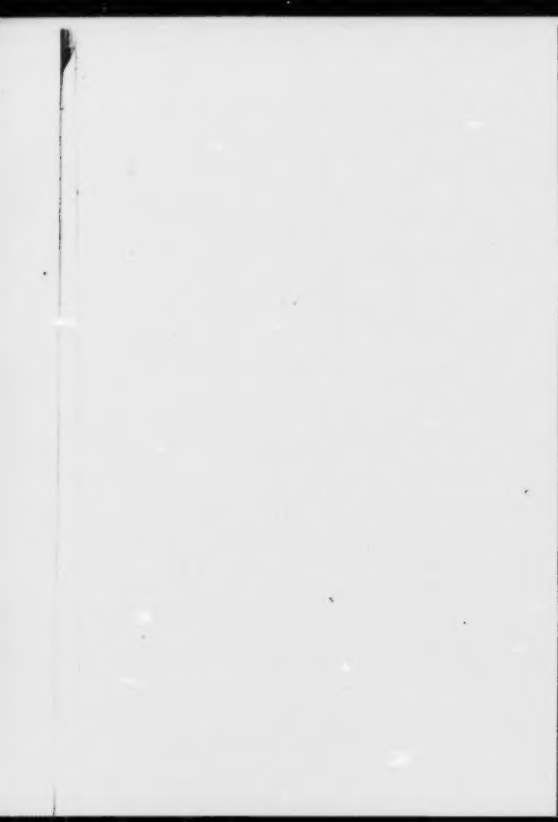
*Einigung in die Freyheit.*

*Ansicht und Grundriß der großherzoglichen Frey-  
Capelle, von der Nordseite im Jahr 1828 aufgenommen.*

*Arch. v. 1828.*







## VIII.

Ansicht und Grundriß der großherzoglichen  
Grust - Capelle von der Nordseite.

Dieses Blatt stellt sowohl die genaue Ansicht der großherzoglichen Grust - Capelle auf dem neuen Weimarer Friedhofe, als auch die Grust selbst im Grundrisse und von Innen dar.

Nachdem der Tod den Erbauer dieser fürstlichen Grust, Sr. k. Hoheit, den Großherzog Carl August von Weimar, am 14. Juni 1828 um 9 Uhr Abends, im 53. Jahre seiner, als eines geistreichen und talentvollen Herrschers, unvergeßlichen Regierung, und im 71. seines, als Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften, ausgezeichneten Lebens, zu Graditz durch einen Schlagfluß überraschte, — eben als Er sich auf der Rückreise von Berlin über Torgau nach Weimar befand, bei welcher Gelegenheit der Hochselige die Torgauischen Festungswerke besahen, und zugleich das nahe liegende Gestüt zu Graditz in Augenschein nehmen wollte; — und dann die Leichentrauer - Functionen in der Residenz

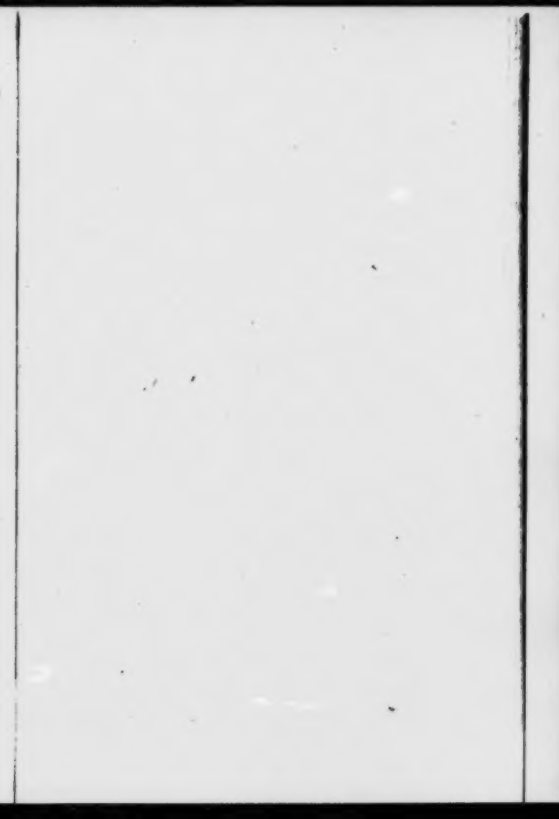
Statt gefunden hatten, so wurde der nunmehr eingeargte, früher einbalsamirte Leichnam auf dem allgemeinen Todtenhose in der Fürstengruft beigesetzt.

Ihm zur Linken steht nun der Sarg mit Schillers irdischen Ueberresten, zur Rechten aber sollen einst jene von Göthe kommen. — So hatte es des Großherzogs k. Hoheit bei Seinen Lebzeiten über Schillers endliche Ruhestätte beschloffen, und diesen Beschluß als Verordnung schon früher festgestellt, auch ihn v. Göthe selbst vor einiger Zeit eigenhändig bekannt gegeben.

Friede Ihrer Asche.

(Nachrichten aus Weimar.)

---



# Friedrich von Schillers sämmtliche Werke.

---

Ergänzungs = Band.

---

Poetische und prosaische Aufsätze,  
vor dieser noch in keiner  
Sammlung von Schillers Werken abgedruckt;  
also zum ersten Male gesammelt

von

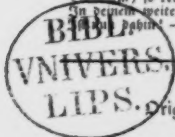
Johann Lorenz Greiner.

---

Du warst so reich,  
Samarm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte  
In deinem weiten Busen Raum. Das Alles  
Ist nun dahin! —

Don Carlos, II. A. 15. Sc.

---



Original-Ausgabe.

---

Grätz, 1829.

Verlag der Franz Ferstl'schen Buchhandlung.

---

Johann Lorenz Greiner.

Dem  
A n d e n k e n

Friedrich von Schillers.

---

Poetische und prosaische Aufsätze,  
vor dieser noch in keiner  
Sammlung von Schillers Werken abgedruckt;  
also zum ersten Male gesammelt

von

Johann Lorenz Greiner.

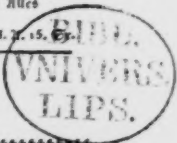
---

Du warst so reich,  
So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte  
In deinem weiten Busen Raum. Doch Alles  
Ist nun dahin! —

Don Carlos, II. 7. 15.

---

Original-Ausgabe.



Grätz, 1829.

Verlag der Franz Herfel'schen Buchhandlung.

Johann Lorenz Greiner.

3  
+  
6  
—

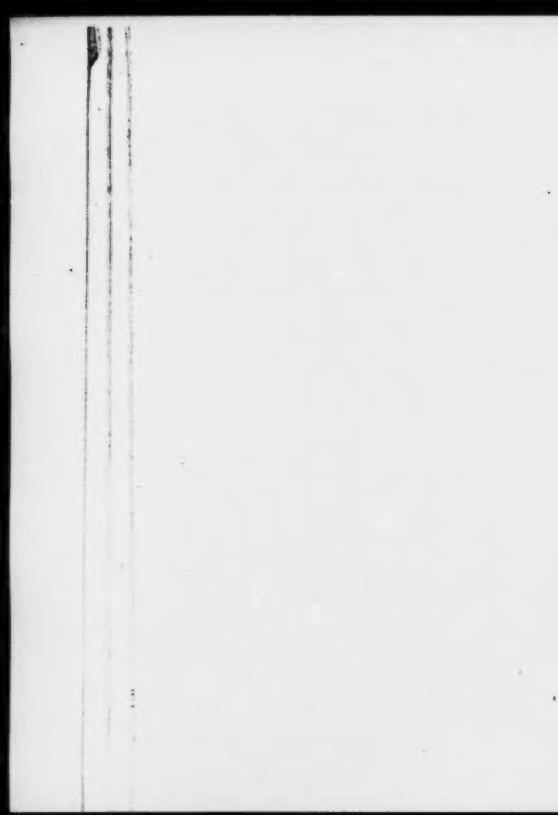
## **Hauptinhalt.**

---

- I. Poetische und prosaische Aufsätze aus Schillers Jünglingsalter; dann Gelegenheitsgedichte aus dessen spätern Jahren, nebst einigen andern, auf sein Leben oder seine Dichtungen sich beziehenden Gedichten.
- II. Ränien — Grabgedichte — auf Schillers Grab und Tod; dann theatralische und dramatische Todtenfeier: Dichtungen.







---

## V o r w o r t e.

---

Bei der Materialien-Sammlung zu meiner Bearbeitung von Schillers Leben und Wirken \*) fand ich, besonders in dem Döring'schen Bande \*\*), mehrere Winke:

Erstlich über das Bestehen einiger Dichtungen aus Schillers Jünglingsjahren, als Iyrische Versuche in Haugs schwäbischem Magazin von den Jahren 1775 — 1780 \*\*\*), die, wenn gleich noch schwach, doch immer schon dem Kennerauge sichtlich — wie es die

---

\*) F. v. Schillers Leben und Wirken als Mensch und Gelehrter mit dessen Bildniß und einem lithographischen Abdrucke seiner Handschrift. Grätz, 1816.

\*\*) F. v. Schillers Leben, von D. H. Döring. Zweite verbesserte Auflage. Weimar, 1814.

\*\*\*), Siehe F. v. Schillers Leben, Döring'sche Bearbeitung, S. 17 u. 18 — in meiner Bearbeitung S. 28 u. 39.

kritischen, von dem Redacteur jenes Magazins beigefügten Bemerkungen erweisen — den Geist ahnen ließen, der aus seinen spätern Werken weht. Von jenen Dichtungen stehen auch schon einige Fragmente im dritten Bändchen der Gedichte von der Gräber Taschenausgabe der F. v. Schiller'schen Werke abgedruckt.

Weiter ist in jenem Döring'schen Bande \*) auch ein Verzeichniß der vorzüglichsten Gedichte und Mänien; dann theatralischer und dramatischer Todtenfeier auf Schiller's Grab und Tod aufgeführt.

Beides — jene Winke und dieß Verzeichniß — sprach meine volle Aufmerksamkeit an, und lud mich zur Sammlung dieser interessanten Beiträge ein, um sie in ein Ganzes zu reihen, und also einen Ergänzungs-Band für sämtliche Ausgaben von F. v. Schiller's Werken herauszugeben.

Bei dem Verfolgen meines Planes wurde ich auch noch durch andere zufällige Auffindungen und unterstützende Beiträge für dieß Unternehmen begünstiget, von welchen letztern ich be-

---

\*) S. 234 u. 235, — in meiner Bearbeitung S. 171 u. 172, wo auch zugleich die Herausgabe dieses Ergänzungsbandes verheissen wird.

sonders jener vom löbl. Landes-Industrie-Com-  
toir in Weimar, hier dankbarst erwähne.

Also entstand dieser Ergänzungs-Band  
zu allen bisher von F. v. Schillers  
Werken erschienenen Ausgaben,  
in zwei Abtheilungen.

Die erste Abtheilung enthält in  
drei Sammlungen: F. v. Schillers poe-  
tische und prosaische Aufsätze aus dessen Jüng-  
lingsperiode, mit Angabe der Bezugsquellen;  
dann einige Gelegenheitsgedichte aus des  
Dichters spätern Jahren, durch zufällige Auf-  
findungen und freundschaftliche Mittheilungen  
gesammelt, und die Bezugsquellen überall  
nachgewiesen; und endlich eine Reihe von Dich-  
tungen Anderer, welche sich auf Schillers Le-  
ben oder Gedichte beziehen. — Ich glaube  
hiermit den Verehrern der Schiller'schen Muse  
einen angenehmen Dienst erwiesen zu haben;  
eines Theiles, da ich Ihnen hier etwas lie-  
fere, was bisher noch in keiner Ausgabe der  
Werke des Unsterblichen so vollständig, also als  
ganz neu, erscheint; andern Theiles, da ich  
Ihnen den Genuß von den Erstgeburten der  
ewig jugendlichen Poesie darbiete, welche Ju-  
gendsfrüchte für jeden Verehrer der Dichtkunst  
von hohem Interesse seyn dürften.

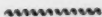
Die zweite Abtheilung führt ebenfalls drei Sammlungen vor, wovon die eine einen Kranz der besten deutschen Gedichte auf Schillers Grab und Tod bietet, die andere die theatralischen Todtenseier auf einigen der ersten Bühnen Deutschlands; und die letzte mehrere vorzügliche dramatische Dichtungen auf diese ernste Feier enthält. — Auch diese Sammlung dürfte den Freunden und Verehrern des Verbliebenen nicht unangenehm seyn! —

Grätz im Jänner 1828.

Johann Lorenz Greiner.  
Herausgeber und Verleger.

---

## Inhalt.



|                   | Seite |
|-------------------|-------|
| Vorworte. . . . . | VII   |
| Prolog. . . . .   | 3     |

---

### Erste Abtheilung.

#### Erste Sammlung.

#### 1. Poetische und prosaische Aufsätze aus F. v. Schillers Jünglingsjahren.

|                                                                                                            |    |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| I. Der Abend. . . . .                                                                                      | 7  |
| II. Morgengedanken am Sonntage. . . . .                                                                    | 11 |
| III. Der Eroberer. . . . .                                                                                 | 16 |
| IV. Der Sturm auf dem Tyrhener Meere.<br>Eine metrische Uebersetzung des ersten Buchs der Aeneide. . . . . | 22 |
| V. Anthologie auf das Jahr 1781. . . . .                                                                   | 32 |

#### Zweite Sammlung.

#### 2. Gelegenheits = Gedichte aus Friedrich v. Schillers spätern Jahren.

|                             |    |
|-----------------------------|----|
| VI. Trost am Grabe. . . . . | 42 |
|-----------------------------|----|

### Hier noch nicht gedruckte Gedichte von Schiller.

|                                                                                               |    |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| VII. Zur Geburtsfeier.                                                                        | 43 |
| VIII. Andenken an Seifersdorf.                                                                | 43 |
| IX. Der verlorne Abend.                                                                       | 46 |
| X. Gesang der Heloise und ihrer Nonnen am Grabe Abälards.                                     | 47 |
| XI. Auflösungen der Parabeln und Räthsel aus den Gedichten im dritten Bändchen Nummer CLXXXI. | 49 |
| XII. Der Dichter.                                                                             | 57 |
| XIII. Ins Tagebuch der Schwarzburg.                                                           | 58 |
| XIV. Brautlied.                                                                               | 60 |

### Dritte Sammlung.

#### 3. Einige Gedichte, auf Friedrich von Schillers Leben oder seine Dichtungen sich beziehend.

|                                                                                  |    |
|----------------------------------------------------------------------------------|----|
| XV. Am Neujahrstage des Jahres 1757. Von F. v. Schillers Mutter an ihren Gatten. | 60 |
| XVI. Sonett an Amanda. Von Hofmannswaldau.                                       | 63 |
| XVII. Der Schwan und die Krähen. An Friedrich v. Schiller von seinem Freunde.    | 65 |
| XVIII. An Schiller. Von J. Ch. Wellish, Esquire.                                 | 66 |
| XIX. An Schiller. Von Johann Gabriel Seidel.                                     | 67 |
| XX. An Schiller. Auf seine Resignation von Witschel.                             | 71 |

## Zweite Abtheilung.

## Erste Sammlung.

## 1. Ränien, Grabgedichte auf F. v. Schillers Grab und Tod.

|                                                                               |     |
|-------------------------------------------------------------------------------|-----|
| I. Schillers Mannen. Eine Regie von H. Friedrich.                             | 79  |
| II. Der erste Morgen an Schillers Grab. Eine Dichtung von Friedrich Herrmann. | 81  |
| III. Sonett auf Schillers Tod. Von J. Ch. Mellish, Esquire.                   | 91  |
| IV. Schillers Grab. Von Friedrich Rind.                                       | 93  |
| V. Schillers Grab. Von Körner.                                                | 96  |
| VI. Schillers Todtenfeier. Von Wilhelmine Müller, geborne Maisch.             | 99  |
| VII. Der Tod Schillers. Eine Vision von Kiese.                                | 101 |
| VIII. Blumen auf Schillers Grab. Von H. Seidel.                               | 103 |
| IX. Nekropompe auf Schillers Tod. Von J. A. Feume.                            | 107 |
| X. Friedrich Schillers Parentation. Von A. Edle von Silberberg.               | 110 |

## Zweite Sammlung.

## 2. Theatralische Todtenfeier auf einigen der vorzüglichsten Bühnen Deutschlands.

|                                                                                   |     |
|-----------------------------------------------------------------------------------|-----|
| II. Zu Berlin. Ein Prolog von Bernhardt und Pellcarin (De la Motte Fouquet) 1806. | 114 |
| III. Zu Bremen. Eine dramatische Dichtung von H. Meyer 1806.                      | 118 |
| XIII. Zu Hamburg. Gedichtet von J. Schink 1805.                                   | 121 |



XIV. In Carlsruhe. Ein Prolog von Wilhelm Müller. 17

XV. In Magdeburg. Von Friederike Lohmann. 17

XVI. In Weimar. Epilog zu Schillers Ode, von v. Göthe. 18

### Dritte Sammlung.

#### 3. Dramatische Dichtungen zu Schillers Todtenfeier.

XVII. Schillers Todtenfeier. Ein dramatisches Gedicht von August Hoch. 18

XVIII. Schillers Todtenfeier. Eine dramatische Dichtung von J. Schwalbopfer. 18

Ergänzungs-Band

zu den

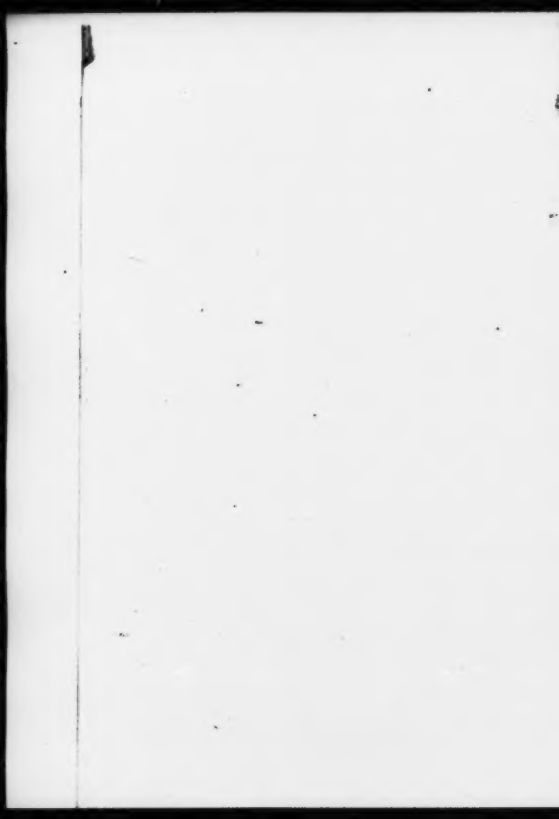
W e r k e n

Friedrich von Schillers.

---

Seinem Andenken geweiht.

---



## D Schiller!

Wer wird, wie Du, die Feier wieder  
schlagen? —

Mit Deinem Zauber, Deiner Geisteskraft,  
Dir gleich, den Flug in's Land der Dichtung  
wagen;

Nie ermattet, im Adlerflug erschlaft,  
So hohen Sinn in Bild und Fabel tragen,  
So tief erschöpfen Kunst und Leidenschaft!

Der alten Vorwelt mächt'ge Hochgestalten  
Aus grauer Zeit vor unserm Blick ent-  
salten? —

Sehr und kühn!

Keiner mehr!

Erstarrt ruht sie, die Meisterhand! im  
Grabe,

Die uns so treu des Lebens Spiegel wies,  
Die schöpferisch, wie mit dem Zauberstabe,  
Mar, Thekla, Philipp, Posa, werden hieß;  
Vergangenheit, entwinkt dem tiefen Grabe,  
Wie Gegenwart, sich uns enthüllen ließ! —

Ach! was Du gabst, wird Keiner wieder  
geben,

Und fort wirst Du in Deinen Werken  
leben —

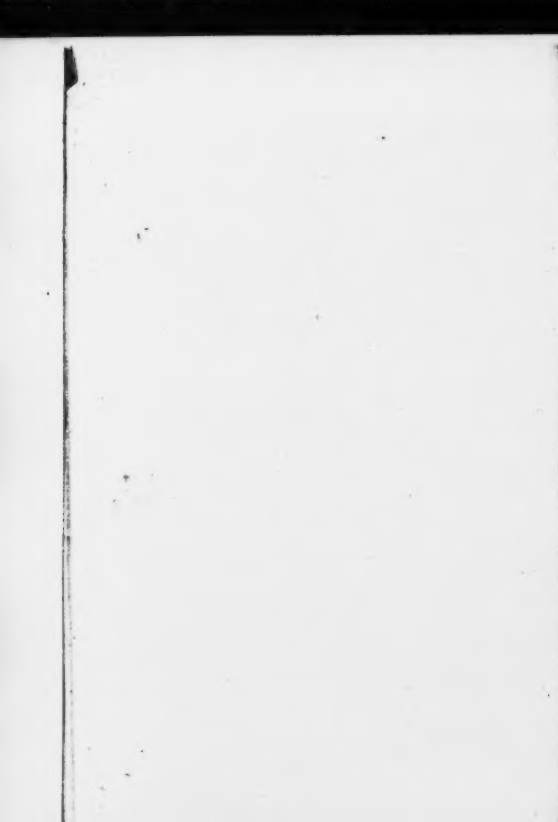
Unsterblich!

## Erste Abtheilung.

---

1. Poetische und prosaische Aufsätze aus F. v. Schillers Jünglingsalter.
2. Gelegenheits - Gedichte aus dessen spätern Jahren.
3. Einige andere auf sein Leben, oder seine Dichtungen sich beziehende Gedichte.





.....

## Erste Sammlung.

### 1. Poetische und prosaische Aufsätze aus F. v. Schillers Jünglingsalter.

---

#### I.

#### Der Abend.

---

(Von 1776, als Schiller 16 Jahre alt war.)

---

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helben,  
Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht,  
(Für and're, ach! glücksel'gre Welten  
Ist das ein Morgenangesicht).

---

Aus Haugs schwäbisches Magazin 1776, I.  
Stück, pag. 715 — 719. Dies ist das vollständige  
Gedicht jenes Fragmentes, welches unter der glei-  
chen Ueberschrift — Der Abend — zuerst in der  
größern Gräzer-Taschenausgabe im III. Bändchen der  
Gedichte, dann in der nach jener abgedruckten jün-  
gen Wiener-Taschenausgabe angeführt wurde. —



Sie sinkt herab vom blauen Himmel,  
 Ruht die Geschäftigkeit zur Ruh;  
 Ihr Abschied stillt das Weltgetümmel,  
 Und winkt dem Tag sein Ende zu.

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen  
 Gesängen,

Laß strömen sie, o Herr! aus höherem Gefühl,  
 Laß die Begeisterung die Lübben Flügel schwingen,  
 Zu dir! zu dir! des hohen Fluges Ziel.  
 Mich über Sphären, himmelan, gehoben,  
 Getragen seyn vom herrlichen Gefühl,  
 Den Abend und des Abends Schöpfer loben,  
 Durchströmt vom paradiesischen Gefühl.  
 Für Könige, für Große ist's geringe,  
 Die Niederen besucht es nur —  
 O Gott! du gabest mir Natur,  
 Theil Welten unter sie — nur, Vater! mir Ges-  
 sänge.

Der Redacteur jenes Magazins, Haug, besetzte ein  
 Paar Sprachschler — zu starke poetische Röm: Ein-  
 cenzen — aus, die hier eingeklammert sind, und setzte  
 dem Schiller'schen Gedichte noch Folgendes als beleh-  
 rende und zugleich ermunternde Kritik bey:

„Dieses Gedicht hat einen Jüngling von 16 Jah-  
 ren zum Verfasser. Es dünket mich, derselbe habe  
 schon gu.e Autoren gelesen, und bekomme mit der  
 Zeit os magna sonaturum (eine erhabene wohltilins-  
 gende Dichtersprache).“

Ha! wie die mühen Abschiedsstrahlen  
 Das wallende Gewölk bemahlen,  
 Wie dort die Abendwolken sich  
 Im Schooß der Silberwellen baden;  
 O Anblick, wie entzückst du mich!  
 Gold, wie das Gelb gereifter Saaten,  
 Gold liegt um alle Hügel her,  
 Vergolbet sind der Eichen Wipfel,  
 Vergolbet sind der Berge Gipfel,  
 Das Thal beschwimmt ein Feuermeer,  
 Der hohe Stern des Abends strahlet.  
 Aus Wolken, welche um ihn glüh'n,  
 Wie der Rubin am falben Haar, das wallet  
 Um's Angesicht der Königin.

Schau, wie der Sonnenglanz die Königsstadt  
 beschimmert,  
 Und fern die grüne Heide lacht;  
 Wie hier in jugendlicher Pracht  
 Der ganze Himmel niederbämmert;  
 Wie jetzt des Abends Purpurstrom,  
 Gleich einem Beet von Frühlingsrosen,  
 Gepflückt im Elisium,  
 Auf gold'ne Wolken hingegossen,  
 Ihn überschwemmet um und um.

Vom Felsen rieselt spiegelhelle  
 In's Gras die reinste Silberquelle,  
 Und tränkt die Herd', und tränkt den Hirt(en)  
 Am Weidenbusche liegt der Schäfer,  
 Des Lieb das ganze Thal durchirrt,

Und wiederholt im Thale wird.  
 Die stille Luft durchsumft der Käfer,  
 Vom Zweige schlägt die Nachtigall,  
 Ihr Meisterlied macht alle Ohren lauschen;  
 Bezaubert von dem Götterschall  
 Wagt jetzt kein Blatt vom Baum zu rauschen,  
 Stürzt langsamer der Wasserfall.  
 Der kühle West beweht die Rose,  
 Die eben jetzt den Busen schloße (schloß)  
 Entathmet ihr den Götterdust;  
 Und füllt damit die Abendluft.

Ha! wie es schwärmt und lebt von tausend  
 Leben,  
 Die alle dich, Unendlicher! erheben,  
 Zerslossen in melodischem Gesang,  
 Wie tönt des Jubels himmlischer Gesang!  
 Wie tönt der Freude hoch erhabner Klang!  
 Und ich allein bin stumm — nein, tön' es aus  
 o Harfe!  
 Schall Lob des Herrn in seines Staubes Harfe.

Verstummt Natur umher, und horch der hohen  
 Harfe,  
 Dann Gottentzittert ihr,  
 Hör auf du Wind, durch's Laub zu sausen,  
 Hör auf du Strom, durch's Feld zu brausen,  
 Und horcht, und betet an mit mir:  
 Gott thut's, wenn in den weiten Himmeln  
 Planeten und Kometen wimmeln,  
 Wenn Sonnen sich um Achsen dreh'n,  
 Und an der Erd' vorüber weh'n.

Gott — wenn der Adler Wolken theilet,  
 Von Höhen stolz zu Tiefen eilet,  
 Und wieder auf zur Sonne strebt.  
 Gott — wenn der West ein Blatt beweget,  
 Wenn auf dem Blatt ein Wurm sich reget,  
 Ein Leben in dem Wurme lebt,  
 Und hundert Gluthen in ihm strömen,  
 Wo wieder junge Würmchen schwimmen,  
 Wo wieder eine Seele webt.

Und willst du, Herr! so steht des Blutes Lau,  
 So sinkt dem Adler sein Gefieder,  
 So weht kein West mehr Blätter nieder,  
 So hört des Stromes Eilen auf;  
 Schweigt das Gebräus empörter Meere,  
 Krümmt sich kein Wurm, und wirbelt keine  
 Sphäre —

O Dichter! schweig; zum Lob der kleinen My-  
 riaden,  
 Die sich in diesen Meeren baden,  
 Und deren Seyn noch Keines Aug' durchdrang,  
 Ist tobt's Nichts dein feurigster Gesang.

Doch bald wirst du zum Thron die Purpur  
 Flügel schwingen,  
 Dein kühner Blick noch tiefer, tiefer dringen;  
 Und heller noch die Engelharfe klingen;  
 Dort ist nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit,  
 Der Herr ist dort und Ewigkeit.

Sch.

(Unterzeichnet.)

II.

Morgengedanken am Sonntage.

(Von 1777, als Schiller 17 Jahre alt war.)

Gott der Wahrheit, Vater des Lichts! zu dir  
blick' ich mit dem ersten Morgenstrahle empor,  
und bete dich an. Du erforschest mich, Gott! du  
siehst jedes Bittern des betenden Herzens von fern;  
ach! so kennst du auch dieß heiße Verlangen mei-  
ner Seele nach Wahrheit. Oft hüllte banger Zwei-  
fel meine Seele in Nacht ein, oft ängstigte sich

Aus Haug's schwäbisches Magazin, 1777. II. St.  
pag. 129 — 133. Als kritische Note untersehte Haug  
folgende Zeilen dem Schiller'schen Aufsatze.

„Man wird diesem Gebete wohl ansehen, daß der  
»Verfasser ein Dichter ist; man wird aber auch sehen,  
»wie schön, wie warm, wie rührend ein Dichter be-  
»ten kann, wenn es ihm ernst ist. Verschiedene  
»Schicksale, auch in Sachen der Religion und Wahr-  
»heit, haben ihn so getäutert, daß er nicht nur je sei-  
»nen Zustand fühlte, sondern auch die Nothwendig-  
»keit zu einem Entschlusse für die Wahrheit. In ei-  
»ner solchen Stunde hat er dieß Gebet geschrieben,  
»eine Frucht seiner bessern Empfindungen und Ueber-  
»zeugungen: es ist aber nur der Anfang von mehre-  
»ren, die folgen sollten; er ist aber an der Fort-  
»setzung durch ein besonderes Schicksal gehindert  
»worden.«

*Schiller's Werke. II. St. 12. 1777. Pfullen. I. 1.*

mein Herz, Gott! du weißt's, und rang nach himmlischer Erleuchtung von dir. O! da fiel oft ein wohlthätiger Strahl von dir in die umnachtete Seele; ich sah den schrecklichen Abgrund vor mir, an dem ich schon schwindelte, und dankte der göttlichen Hand, die mich so wohlthätig zurück zog. Sey noch ferner bei mir, mein Gott und Vater! denn die Tage sind da, wo die Thoren auftreten, und sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott! — Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! — zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten rast, und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da steh' ich, und schwanke oft im Sturme, und, ach! das schwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht empor hieltest, mächtiger Erhalter deiner Geschöpfe, Vater derer, die dich suchen! — Was bin ich ohne Wahrheit, ohne diese Führerin durch des Lebens Labyrinth? Ein Wanderer, der in der Wüste irrt, den die Nacht überfällt, dem kein Freund, kein führender Stern den Pfad erhellt. Zweifelsucht, Ungewißheit, Unglaube, ihr beginnt mit Qual, und endigt mit Verzweiflung. Aber Wahrheit, du führst uns sicher durch's Leben, trägst uns die Fackel vor im finstern Thale des Todes, und bringst uns in den Himmel zurück, von dem du ausgegangen bist. Ach, mein Gott! so erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebsten besucht. Die Sonne spiegelt sich nicht in der stürmischen See, aber aus der ruhigen, spiegelhellen

Fluth strahlt sie ihr Antlitz wieder. So ruhig erhalte auch dieß Herz, daß es fähig sey, dich o Gott! und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur dieß ist Wahrheit, die das Herz stärkt, und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, so hab' ich Jesum; hab' ich Jesum, so hab' ich Gott; hab' ich Gott, so hab' ich Alles. Sollt ich mir durch die Weisheit der Welt, die Thorheit ist, vor dir mein Gott! dieses Kleinod, diesen himmelerhebenden Trost rauben lassen? Nein! wer die Wahrheit haßt, sey mein Feind; und wer sie mit einsältigem Herzen sucht, den umarm' ich mit Brudersreuden.

Die Glocke schallt, die mich in den Tempel ruft. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befestigen, mich in der Wahrheit stark zu machen, und mich auf Tod und Ewigkeit vorzubereiten. O so leite mich doch, mein Vater! öffne mein Herz den Einbrüchen der Wahrheit, daß ich stark genug sey, sie auch den Meinen zu verkündigen; dann sind sie glücklich. Wissen sie doch, daß du ihr Gott und Vater bist, daß du sandtest Jesum, deinen Sohn, und den Geist; daß er die Wahrheit bezeugen soll. Haben sie doch für jeden Kummer dieses Lebens Stärkung, und für die Leiden des Todes den seligen Trost einer frohen Ewigkeit.

Nun, mein Gott! du magst mir Alles nehmen — jedes herzfesselnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude — laß mir nur die Wahrheit; so hab' ich Glück und Freude genug.

Darf ich dich bitten, Allgütiger! darf ich dich stehen mit diesem bebenden Herzen, und dieser zitternden Thräne im Auge; so erbarme dich auch der Irrenden. — Sind sie doch unter allen Elenden der Erde deiner Pfülle am dürstigsten. Sie können sich deiner Sonne nicht freuen, und nicht des lieblichen Mondes; denn Nacht ist ihre Seele, und voll bitterm Kampfs ihr Herz. Ach! so erbarme dich ihrer Angst, laß sie hören die Stimme der Wahrheit, daß sie stehen, zittern und umlenken, und ihrem himmlischen Rufe folgen. Bring uns Alle hinüber, wo keine Nacht, kein Irrthum, kein Zweifel mehr unsere Herzen quält; sondern wo Licht und Wahrheit, und Gewißheit die Seligen umstrahlt, und wo wir ewig erkennen werden, daß du bist Gott unser Vater, und daß Jesus sey, der Abglanz deiner Herrlichkeit, durch den du uns jede Banne, jede Seligkeit mittheilst.

Beschütz uns Heiland, Jesu Christ!  
 Der du zur Rechten Gottes bist;  
 Sey unser Schild und starke Wehr!  
 Staub ist vor dir der Spötter Heer!

Du hast von Ewigkeit gesehn,  
 Wie lange noch ihr Troß bestehn,  
 Und wider dich hier schnauben soll;  
 Vielleicht ist nun ihr Maß bald voll.

Auch sie, o Herr! hast du versöhnt,  
 Sie, deren Spott dich jetzt verhöhnt!



Gib, daß noch vor der Todesnacht  
Zur ersten Neu' ihr Geist erwacht.  
Amen.

Edh.

(Unterzeichnet.)

### III.

## Der Eroberer.

(Von 1777, als Schiller 17 Jahre alt war.)

Dir Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,  
Dir zu fluchen, den Fluch glühenden Nacheburst's,  
Vor dem Auge der Schöpfung,  
Vor des Ewigen Angesicht!  
Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,  
Wenn die Sterne der Nacht lauschend herunter  
sehn,

Aus Haug's schwäbisches Magazin 1777, III.  
Stück, pag. 221 — 225.

Hier ist das vollständige Gedicht, aus welchem jenes Fragment entnommen, das unter der gleichen Aufschrift — Der Eroberer — zuerst in der Gräber: Taschenausgabe im III. Bändchen S. 181 erschien. Indes wurde die ganze Dichtung bisher noch in jeder Sammlung vermisst. Die Redaction dieses obgenannten Magazins hängte der Dichtung nach:

Träume flattern — umflattern  
 Deine Bilder, o Sieger! mich,  
 Und Entsetzen um sie — fahr ich da wüthend auf,  
 Stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul,  
 Deinen Namen, Verworfenener,  
 In die Ohren der Mitternacht.

Und mit offenem Schlund, welcher Gebirge schluckt,  
 Ihn das Weltmeer mir nach — ihn mir der Dr-  
 kus nach

Durch die Hallen des Todes —  
 Deinen Namen, Eroberer!

Ha! dort schreitet er hin — dort, der Abscheuliche,  
 Durch die Schwerter, er ruft (und du, Erhabner!  
 hörst's)

Ruft, ruft, tödtet und schonet nicht.

Und sie tödten und schonen nicht.

Steigt hoch auf das Geheul — röcheln die Ster-  
 benden

Unter'm Blutgang des Siegs — Väter aus Wols-  
 ken her

stehende kritische, beschrende, und aneifernde Bemerkung an:

„Von einem Jünglinge, der allem Ansehen nach  
 „Klopstocken liebt, fühlt und beinahe versteht. Wie  
 „wollen sein Feuer beileibe nicht dämpfen; aber non  
 „sens, Undeutlichkeit, übertriebene Metathesen —  
 „wenn nicht vollends die Feile dazu kommt, so dürfte  
 „er mit der Zeit doch seinen Platz neben — einneh-  
 „men, und seinem Vaterlande Ehre machen.“

Schaut zur Schlachtbank der Kinder  
Väter! Väter! und fluchet ihm.

Stolz auf thürmt er sich nun, dampfendes Hel-  
denblut

Triest am Schwert hin, herab schimmert's, wie  
Meteor,

Das zum Weltgericht winket —

Erde fleuch! der Eroberer kommt.

Ha! Eroberer! sprich: was ist dein heifester,  
Dein gesehntester Wunsch? — Hoch! an des Him-  
mels Saum

Einen Felsen zu bäumen,

Dessen Stirne der Adler scheut,

Dann hernieder vom Berg, trunken von Sie-  
geslust,

Auf die Trümmer der Welt, auf die Erobrungen  
Hinzuschwindeln im Taumel

Dieses Anblicks hinweggeschaut.

O! ihr wißt es noch nicht, welch' ein Gefühl es ist,  
Welch' Elisium schon in dem Gedanken blüht,

Bleicher Feinde Entsehn,

Schrecken zitternder Welt zu sehn,

Mit allmächtigem Stoß hoch aus dem Pole, dann  
Auszustosen die Welt, fliegenden Schiffen gleich

Sternen an sie zu rudern,

Auch der Sterne Monarch zu sehn.

Dann vom obersten Thron, dort wo Jehovah stand,  
Auf der Himmel einen, auf die zertrümmerten

Sphären niederzutaumeln —  
 O, das fühlt der Erobrer nur!

Wenn die blühendste Flur, jugendlich Eben gleich,  
 Ueberschüttet vom Fall stürzender Felsen trauert,  
 Wenn am Himmel die Sterne  
 Blaffen, Flammen der Königsstadt  
 Aufgegeißelt vom Sturm gegen die Wolken weh'n,  
 Langt dein trunkener Blick über die Flammen hin.  
 Ruhm nur hast du gedürstet,  
 Kauf ihn Welt, — und Unsterblichkeit.  
 Ja, Eroberer! Ja, — du wirst unsterblich seyn.  
 Höchelnd hofft es der Greis, du wirst unsterblich  
 seyn,  
 Und die Wais', und die Witwe,  
 Hoffen, du wirst unsterblich seyn.

Schau gen Himmel, Tyrann — wo du der Sä-  
 mann warst,  
 Dort vom Blutgesild stieg Todeshauch himmelan  
 Hinzuheulen in tausend  
 Wettern über dein schauendes  
 Haupt! wie bebt es in dir! schauert dein Busen! —  
 Ha!  
 Wär' mein Fluch ein Orkan, könnt durch die Nacht  
 einher  
 Rauschen, geißeln die tausend  
 Wetterwolken zusammen; den

Furchtbar brausenden Sturm auf dich herunter  
 fliehn,  
 Stürmen machen, im Drang tobender Wolken  
 dich  
 Dem Olympus jezt zeigen,  
 Jezt begraben zum Erebus.

Schauer, Schauer zurück, Bürger! bey jedem  
 Staub,  
 Den dein fliegender Gang wirbelnd gen Himmel  
 weht;  
 Es ist Staub deines Bruders,  
 Staub, der wider dich Rache ruft.  
 Wenn die Donnerposaune Gottes vom Thron  
 jezt her  
 Auferstehung geböt' — aufführ' im Morgenglanz  
 Seiner Feier, der Tode  
 Dich dem Richter entgegen riß,  
 Ha! in wolkiger Nacht, wenn er herunterfährt,  
 Wenn des Weltgerichts Wag durch den Olympus  
 schallt,  
 Dich, Verruchter! zu wägen  
 Zwischen Himmel und Erebus,

An der furchtbaren Wag aller geopferten  
 Seelen, Rache hinein nickend vorübergeh'n,  
 Und die schauende Sonne  
 Und der Mond, und die horchenden  
 Sphären, und der Olymp, Seraphim, Cherubim,  
 Erd' und Himmel hinein Rärzen sich, reißen sie

In die Tiefe der Tiefen,  
Wo dein Thron steigt, Eroberer!

Und du da stehst vor Gott, vor dem Olympus da,  
Nimmer weinen, und nun nimmer Erbarmen fleh'n,  
Neuen nimmer, und nimmer  
Gnade finden, Eroberer! kannst.

O dann stürze der Fluch, der aus der glühenden  
Brust mir schwell, in die Wag, donnernd wie  
fallende

Himmel — reiße die Wage  
Tiefer, tiefer zur Höl' hinab;

Dann, dann ist auch mein Wunsch, ist mein ge-  
suchtester,

Wärmster, heißester Fluch ganz dann gesättiget;

O dann will ich mit voller  
Bonn', mit allen Entzückungen

Am Altare vor dir, Richter! im Staube mich  
Wälzen, jauchzend den Tag, wo er gerichtet ward,  
Durch die Ewigkeit sen ren,  
Will ihn nennen den schönen Tag!

G d.

(Unterzeichnet.)

## IV.

D e r S t u r m  
auf dem Tyrhener Meere.

Eine metrische Uebersetzung des ersten Buches der Aeneide.

---

(Von 1780, als Schiller 20 Jahre zählte.)

---

kaum entschwangen sie sich der Schau an Sici-  
 liens Küsten,  
 Freude jauchzend empor in die Höhe mit rollen-  
 den Segeln,  
 Und durchschnitten mit ehernen Stacheln die schäu-  
 mende Salzfluth;  
 So begann auf's Neue Saturnia's ewige Wunde  
 Frisch zu bluten, und dachte sie so im innersten  
 Herzen:  
 »Uebermachtet soll ich dem Unternehmen entsagen?  
 »Nicht abkehren von Latium können den König der  
 Teukrer, -

---

Aus Haug's schwäbisches Magazin, 1780. XI.  
 Stück, pag. 663 — 673.

Ein Fragment hiervon befindet sich in der Gräfers-  
 Taschenausgabe der Gedichte im III. Bändchen, S.  
 183. Die Redaction des Magazins unterlegte dieser  
 metrischen Uebersetzung nachstehende Anmerkung:

»Probe von einem Jünglinge, die nicht übel ge-  
 rathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer!«

„Und das soll mir das Schicksal verbieten — und  
Pallas Minerva

„Möchte die Argische Flotte verzehren in lodern:  
den Flammen,

„Möchte die Flenden selbst im wogigten Abgrund  
ersäufen,

„Ob dem Frevler von Einem? Dem rasenden Ajax  
Dileus:

„Sie allein vermocht' auf den Wolken die reißens:  
den Flammen

„Jupiters niederzustrammen, in Trümmer die  
Schiffe zu schlagen,

„Zu empören die Wogen im Sturm, ihn zu fassen  
im Strudel,

„Als ihm durch die durchdonnerte Brust die Feuer:  
flamm' hauchte;

„Und vermocht ihn zu spießen an schroffen spitzigen  
Klippen?

„Aber ich, Fürstin der Götter! des Donnerers  
Gattinn und Schwester,

„Ich soll Jahre lang streiten mit einem heillosen  
Volke, —

„Wer wird künftighin heilig noch nennen Satur:  
nia's Namen,

„Wer noch künftighin kniend sich beugen vor mei:  
nen Altären?“

Solche Gedanken wälzt wüthend umher die  
Göttinn im Busen,

Und erhob sich in's Sturmwaterland, des lebenden  
Südens,



Wüsteneien; Aeolus Burg! in grausam Gewölke  
 Hält er allda die kämpfenden Winde, die heulenden  
 Stürme  
 Mit tyrannischer Macht in Kerker und Banden gefangen.  
 Grimmig schreien im hohlen Bauche des Felsen  
 die Stürme,  
 Murren entkräftet hervor — Hoch oben thronet  
 der König  
 Stürmebändiger über dem Felsen mit mächtigem  
 Szepter;  
 Stillt das Ungeßüm, mildet die Wuth der erbeß-  
 ten Gemüther:  
 Thät er das nicht, sie brächen hervor, durchwühl-  
 ten die Meere,  
 Schleiften den Erdball, und schleiften den ewigen  
 Himmel  
 Mit sich dahin, und jagten sie weit wie den Staub  
 durch die Lüfte.

Aber dieß Alles bedachte schon auch der all-  
 mächtige Vater;  
 Darum hat Er sie auch in schwarze Gewölbe ge-  
 terkert,  
 Darum auf die Gewölbe gethürmet unendliche  
 Berge,  
 Darum sie unter den König gebeugt, der Kraft  
 seines Bundes  
 Wie der Donnerer oben gebot, im Zaum sie zu  
 halten,  
 Oder zügellos rasen dahin sie zu lassen vermochte.

Dieser war's, zu welchem jetzt also Saturnia  
flehte:

- »Neolus, dem der Göttervater und König der  
Menschen  
»Vollmacht gab zu empören die Fluthen, und wie-  
der zu legen,  
»Das Tyrrenische Meer beschiffte ein Volk, das ich  
hasse,  
»Ilium und die gebeugten Böden nach Latium  
tragend:  
»Sporne die Winde mit Kraft, begrabe die sinken-  
den Wäste,  
»Oder zertrümmere sie, und säe den Pontus voll  
Leichen!“

- »Sieh! in meinem Gefolge sind vierzehn treff-  
liche Mädchen,  
»Und die schönste von allen an Bildung Dei Opeia  
»Soll in ehlichem Bund auf ewig die Deinige  
werden;  
»Soll für dieses Verdienst die Ewigkeit mit dir  
durchleben,  
»Und zum glücklichen Vater von schönen Kindern  
dich machen.  
»Königin!“ sprach der Windgott hierauf, »bein  
ist's zu ersinnen,  
»Was du nur wünschen mögest, und mein zu voll-  
ziehen.  
»Wandtest du nicht den Scepter mir zu, und was  
ich hier habe

„An Gewalt; wem dank' ich es sonst, daß der  
 Donner mir lächelt,  
 „Daß ich Nektar darf trinken, und himmlisch Am-  
 brosia kosten,  
 „Mächtig bin im Orkan, und über den Wettersturm  
 walte?“

Erschall't, und hastig in's hohle Gebirg den ei-  
 sernen Stachel  
 Niedergeschleudert, und hastig wie Heerschar hers-  
 vor die Orkane,  
 Fürchterlich aus der geborstenen Kluft, und hastig  
 von bannen  
 Brausend und sausend, und ungestüm hin über  
 Thal und Gebirge  
 Sturm von Morgen und Abend, und Mittag der  
 mächtige Hagel,  
 Stürzen über den Pelagus her, und rühren den  
 Grund auf,  
 Wälzen Gebirge von Fluthen hinan an die hallen-  
 den Ufer.  
 Da beginnt das Heulen der Schiffer, das Schwir-  
 ren der Segel,  
 Da entreißen urplötzlich die Wolken dem Auge der  
 Trojer  
 Himmel und Tag, der Pelagus wälzt in Mitter-  
 nachtschauern,  
 Himmel donnert, und Himmel flammt auf in  
 Tausendgeblige,

Tod, Tod flammt der Himmel entgegen dem be-  
benben Schiffer,  
Tod entgegen heult ihm der Sturm! Tod brüllen  
die Donner!

Und Aeneas durchschauert ein kalter Schrecken  
die Glieder,  
Jammernd betet er jezt mit gefalteten Händen gen  
Himmel:

„O wie selig preis ich Euch nun, wie selig Ihr  
Helden!

„Deren Schicksal es war, an Trojas erhabenen  
Mauern

„Umzukommen, und zu entschlummern im Auge  
der Väter.

„Ach! warum ließ das Verhängniß in meinen Vas-  
tergesilden

„Mich nicht sinken! warum nicht meinen Geist mich  
verhauchen

„Tödtlich getroffen? o Du! der Danaer tapfers-  
ter Streiter,

„Aydens trefflicher Sohn, von Deiner gewaltigen  
Rechte?

„Wo den furchtbaren Hektor der Speer Achilles  
durchrannte;

„Wo der Riese Sarpedon sank. Des Simeis Boge

„Wälzt dort manches Streitbaren Schild, und man-  
chen der Helme,

„Und noch mancher Tapferen Leiber im Strudel  
von dannen.“

Sprach's, und ungestüm prasselt der Hagel im,  
 Sausen des Nordsturms  
 Gegen die Segel, dem Steuermann trohen die  
 steigenden Wogen,  
 Ruder brechen; Umschlagen die Schiffe, und toben  
 Wilde Fluthen, und reißt sich hervor aus den  
 Wellen ein Fluthfels,  
 Donnert darüber! Ha! sieh! am Scheitel der  
 Wasserfluth hangen,  
 Einige noch, und Andern drohet der unterste Meer-  
 grund  
 Durch die berstende Woge, Sturm wüthet im un-  
 tersten Sande.

Drei der Schiffe zerschmettert der West an  
 heimlichen Klippen,  
 Klippen nennen die Latier sie, die mitten aus Wogen  
 Prahlen mit dem entseßlichen Rücken, und spotten  
 des Donners.  
 Drei reißt Gurus an Sand und Gestein, und, gräß-  
 licher Anblick!  
 Sie zerschellen in Trümmer; und Sand umrollet  
 die Trümmer.  
 Dort nun stürzen die Fluthen das Schiff, das Li-  
 cias Streiter  
 Und den frommen Drontes getragen, verkehrt in  
 die Tiefe,  
 Vor sich schwankt er, stürzt auf's Haupt — es  
 wirbelt's die Welle  
 Drei Mahl umher, und hinunter schnappt's der  
 reißende Strudel.

Benige find's, die oben noch schwimmen am  
 gräulichen Schlunde,  
 Waffen, Bretter und Iliums Schätze dahin durch  
 die Wellen;  
 Ilioneus treffliches Schiff, und des tapfern  
 Achates,  
 Abates, und des Greisen Aethes sind alle vom  
 Sturme  
 Uebermeißert, und ungestüm rast der feindliche  
 Hagel  
 Durch die schlaffen Bretter hinein, die Wandun-  
 gen versten.

Endlich vernahm's der Meergewaltige König  
 das Toben  
 Und den gräulichen Aufruhr des ewigen Pontus,  
 die Stürme  
 Losgelassen, und Höhen und Tiefen zusammen ge-  
 rührt;  
 D'rob entbrannt er in grimmigen Born — vom  
 obersten Gipfel  
 Einer Wasserfluth reckt er mächtig sein mächtis-  
 ges Haupt auf —  
 Siehe! da lag durch den Ocean hin, die Flotte  
 zerschlagen,  
 Unter den Bogen, und unter dem Schutt des zer-  
 flossenen Himmels  
 Troja's Namen begraben — Und alsobald dachte  
 der Bruder  
 An der Schwester Saturnia Groll und heimliche  
 Ränke:

Hastig fordert er Zephyrus zu sich, und Eurus,  
 und also:  
 Was? was habt ihr euch da auf euer Windges-  
 schlecht, Winde  
 Angemaßt, ohne des Erberschütt'ers Gebot solch'  
 fürchterlich Wallen  
 Zu erregen, und Erd' und Himmel zusammen zu  
 mengen?  
 Ha! das soll euch — doch muß ich zuerst die  
 thürmenden Fluthen  
 Niederbeugen — Künftigbin sollt ihr so gnädig  
 nicht fahren.  
 Eilet flugs von dannen, und meldet eurem Be-  
 herrscher,  
 Meldet ihm das: Ich habe zu watten im ewigen  
 Pontus,  
 Er nicht, sagt's ihm; mein ist der gewaltige  
 Dreizack,  
 Mir, nicht ihm, gefallen durch's Loos — In  
 scheußlichen Bergen  
 Eure Behausungen, Eurus, dort ist sein Reich,  
 und sein Bohnhaus,  
 Dort in jenen Pallästen mag Aeolus groß thun  
 und prahlen,  
 Und wenn Wind und Wetter gebunden sind, über  
 sie 'herrschen.

Sprach's, und lange schon sind die Wasserge-  
 birge zerrennen,  
 Wettergesammelte Wolken zerflattert, und Sonne  
 schaut wieder

Stehend herab, und spiegelt sich mild im ruhigen  
Meere.

Simothori und Triton zumahl, mit kräftigem  
Arme,

Angestemmt floßen von Klippen die Schiffe, mit  
mächtigem Dreizack

Hilft Posidaon, thut auf die gräulichen Strudel  
und Klippen,

Stüßt den Meeresturm, rasch jagen dahin die flüch-  
tigen Räder

Mit dem Wassergott über die obersten Wirbel der  
Bogen.

So, wenn ein zahlreiches Volk in gährendem  
Aufruhr tobt,

Fackeln schon wallen und fliegen schon Felsen, und  
Waffen die Wuth heut,

Und jezt ein verdienstreicher frommer Alter sich  
fern zeigt;

Schweigen Alle, steh'n Alle, alle lauschenden  
Ohren da.

Er ist Meister der Herzen, und weicht sie mit Wor-  
ten der Liebe.

So versank auch der wogigte Pontus, so schwieg  
auch sein Donnern,

Als sein Vater sein Haupt jezt erhoben, und über  
ihn hinslog,

Himmel entnachtet, und umgelenkt hatte die Woll',  
und in Eile

Jügellos rasselnd dahin ließ den leicht dahin hü-  
pfenden Wagen.



# Anthologie auf das Jahr 1783.

Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsk; mit einer Bignette des Apollo. 271 Seiten in 8.

---

Das Werk beginnt mit einer Zueignung Schillers, der sich mit V unterzeichnet hat, an seinen Principal den Tod, und zwar folgender Maßen:

Großmächtigster Czar alles Fleisches,  
 Allzeit Verminderer des Reichs,  
 Unergründlicher Kimmersatt in der ganzen Natur!

---

Mit unterthänigstem Hautschauern unterfange ich mich, deiner gefräßigen Majestät klappernde Phas-  
 langes zu küssen, und dieses Büchlein vor deinem  
 bürren Calcaneus in Demuth niederzulegen. Rei-

---

Diese Anthologie gab Schiller in Verbindung mit Stäudlin, Kanzlenadvocaten in Stuttgart, heraus. Sie enthält viele seiner frühern Gedichte, die späterhin in den Gedichte-Bänden seiner Werke aufgenommen wurden; dann Poëmen von seinen Freunden, Mitschulirenden an der Carlsschule. Dieß Buch ist ganz den Augen des Publicums entschwunden, verdient daher als eine literarische Seltenheit auch eine nähere Beschreibung, die hier gemäß meines Versprechens in der Bearbeitung von Schillers Leben und Wirken S. 61, aufgeführt ist.

ne Vorgänger haben immer die Weise gehabt, ihre Säcklein und Päcklein, dir gleichsam recht vorsehtlich zum Aerger, hart an deiner Nase vorbei, in's Archiv der Ewigkeit transportiren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie dir eben dadurch um so mehr das Maul darnach wässern machten; denn auch an dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: „Gestohlen Brot schmeckt gut.“ Nein, bediciren will ich dir's lieber, so bin ich doch gewiß, daß du's weit weglegen werdest.

Doch Spaß bei Seite! — Ich denke, wir zwei kennen uns genauer, denn nur vom Hörensagen. Einverleibt dem äsculapfischen Orden, dem Erstgebornen aus der Büchse der Pandora, der so alt ist, als der Sündenfall, bin ich gestanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den sieben Hügeln, geschworen unsterbliche Fehde deiner Erbfeindinn Natur, sie zu belagern mit Medicamenten Heereskraft, eine Wagenburg zu schlagen um die stahlische Seele, aus dem Feld zu schlagen mit Sturm die Trogige, die deine Sporteln schmälert, und deine Finanzen schwächt, und auf dem Wahlplatze des Archäus hoch zu bäumen deine mitternächtlige Kreuzstandarte. — Dafür nun (denn eine Ehre ist werth der andern) wirst du mir auswirken den löstlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rabe vorüber geleitet.

Jusque datum sceleri — —

Ei ja doch! Thue das, goldiger Mäcenat. Denn kehst du, ich möchte doch nicht gern, daß mir's ginge, wie meinen tollkühnen Kollegen und Betstern, die mit Stilett und Sackpuffern bewaffnet, in finstern Höhlwegen Hof halten, oder im unterirdischen Laboratorium das Wunderpolychrest mischen, daß, wenn's hübsch fleißig genommen wird, unsere politische Rasen, über kurz oder lang, mit Thronvacaturen und Staatsfiebern ligelt. — D'Amiens und Ravailiac! — Hu! hu! hu! — Es ist ein gut Ding, um gerade Glieder.

Ob du auch deinen Zahn auf Ostern oder Michaelis gewetzt hast? — Die große Bücherepidemie in Leipzig und Frankfurt — Jubheißa, Dürrer! — wird ein königlich Fressen geben. Deine fertigen Mäster, Böllerei und Brunst, liefern dir ganze Frachten aus dem Jahrmarkt des Lebens. — Selbst der Ehrgeiz, dein Großpapa, Krieg, Hunger, Feuer und Pest, deine gewaltigen Jäger haben dir schon so manche fette Menschenkloppjagd gehalten — Geiz und Goldburst, deine mächtigen Keltermeister, trinken dir ganze schwimmende Städte im sprudelnden Kelche des Weltmeers zu. — Ich weiß in Europa eine Küche, wo man dir die raresten Gerichte mit Festtags-Gepränge auf die Tafel gesetzt hat. — Und doch — wer hat dich je satt gesehen, oder über Indigestion klagen gehört? — Eifern ist deine Verdauung, grundlos deine Gedärme!

Pub! — Ich hätte dir noch so manches zu sagen, aber ich tummle mich, daß ich wegkomme — du bist ein garstiger Schwager. — Geh — du machst dir Rechnung, hör' ich eine Generalcollocation zu erleben, wo dir Groß und Klein, Weltzugeln und Lexica, Philosophien und Puzwerk in den Rachen fliegen sollen. — Guten Appetit, wenn's so weit kommt! — Doch Hungerwolf, der du bist, siehe zu, daß du dich da nicht überessst, und deinen ganzen Fraß haarklein wieder geben müßest, wie dir's ein gewisser Athenienser, der dir gar nicht wohl will, prophezeit hat.

Nun folgt die Vorrede Schillers, ebenfalls mit D  
unterzeichnet.

**Tobolsk den 2. Februar.**

— Tum primum radiis gelidi incaluerit  
Triones — Blumen in Sibirien? Dahinter steckt eine Schelmerei, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — Und doch — wenn Ihr Euch auf den Kopf stelltet! Es ist nicht anders, — wir haben lange genug Nabel gefangen, laßt's uns einmahl auch mit Blumen versuchen. Sind nicht schon Europäer genug zu uns Stiefföhnen der Sonne gekommen, und durch unsern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein bescheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unsern Ahnen — wir wollen sie selbst sammeln, und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren.

— Zertretet sie nicht, ihr Söhne des mildern Himmels.

Aber im Ernst zu reden — das eiserne Gewicht des Vorurtheils, das schwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, fordert einen stärkeren Hebel, als den Enthusiasmus einiger Wenigen, und auch ein festeres Hypomochlion, als die Schultern von zwei oder drei Patrioten.

Doch wenn schon auch diese Anthologie Euch leserhafte Europäer so wenig als — wenn ich den Fall sehe — unser Musenalmanach, den wir — wenn ich je den Fall sehen wollte — hätten können geschrieben haben, mit uns Schneemännern versöhnen wird; so bleibt ihr doch mindestens das Verdienst, Hand in Hand mit ihren Kameradinnen im weit entlegenen Deutschland dem ausröchelnden Geschmacke, den Genicksang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben.

Wenn Eure Homere im Schlafe reden, und Eure Herkules Rücken mit ihren Keulen erschlagen — wenn jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichen-Alexandrinern auszutropfen versteht, das für eine Vocation auf dem Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdanken, mit unter auch in den Feierklang der Musen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn sie ihr Brustbild auf elendes Messing prägten; — und zu Tobolsk werden die Falschmünzer aufgehangen. Zwar möget Ihr oft auch bei uns Papiergeld statt russischer Rubel finden;

aber der Krieg und theure Zeit entschuldigen  
Alles.

So gehe denn hin, sibirische Anthologie! —  
Gehe — du wirst manchen Süßling beseligen, wirst  
von ihm auf den Nachttisch seiner Herzeinzigen  
gelegt werden, und zum Dank ihre alabaster-  
ne Lilien-schneehand seinem zärtlichen Kuß  
verrathen. — Gehe — du wirst in den Assembleen  
und Stadtvisten manchen gähnennden Schlund der  
Langeweile ausfüllen, und vielleicht eine Circassien-  
ne ablösen, die sich im Plagregen der Lästerei  
müde gestanden hat. — Gehe — du wirst die Kü-  
che mancher Kritiker berathen; sie werden dein  
Licht fliehen, und sich gleich den Käuzlein in dei-  
nen Schatten zurückziehen. — Hu! hu! hu! —  
Schon höre ich das ohrzersehnende Geheul im un-  
wirthbaren Forste, und hülle mich angstvoll in mei-  
nen Fohel.

Was nun die Gedichte betrifft, so sind folgende von  
Schiller in der Anthologie sämmtlich mit V unter-  
zeichnet, zum Theil mit bedeutenden Abänderungen in sei-  
ne Werke aufgenommen worden:

Eine Zeichenphantasie, I. B. S. 6. Elegie auf den  
Tod eines Jünglings, S. 9. Meine Blumen, S. 13.  
Freundschaft S. 15. Melancholie an Laura, S. 18.  
Phantasie an Laura, S. 21. Laura am Clavier, S. 24. Die  
Entzückung an Laura, S. 26. Die Kindesmörderinn,  
S. 31. Der Triumph der Liebe, S. 35. Der Flücht-  
ling, S. 48. Gruppe aus dem Tartarus, S. 49. Die  
große Welt, S. 55. Das Geheimniß der Reminiscenz  
an Laura, S. 61. Semele. Eine lyrische Operette in  
zwei Scenen, V. B., 1 — 31. S.

Außer dem befanden sich noch folgende Gedichte in Schillers Werken, die in der Anthologie vorkommen: Vorwurf an Laura, I. B. S. 28. Graf Eberhard, der Greiner, S. 41. An den Frühling, S. 44. Die Schlacht, S. 45. Elifium, S. 50. An Minna, S. 51. Das Glück und die Weisheit, S. 54. An einen Moralisten, S. 59. Rousseau, S. 61. Männerwürde, S. 56. Monument Moors des Räubers, S. 70. An die Parzen, S. 71. Hymne an den Unendlichen, S. 74. Die schlimmen Monarchen, S. 75. Die Pest, S. 98.

Die übrigen nicht von Schiller herrührenden Gedichte, welche in der Anthologie vorkommen, sind folgende: Die Journalisten und Minoz. Bacchus im Triller. An die Sonne. Die Herrlichkeit der Schöpfung. Der wirtschaftliche Tod. An den Galgen zu schreiben. Epineja. Aufschrift einer Fürstengruft. Grabchrift. Klepfod und Wieland, als ihre Silbennetten neben einander hingen. Gespräch. Vergleichung. Die Rache der Musen, eine Anekdote vom Helikon. Räthsel. Grabchrift eines gewissen Physiognomen. Aeschylus. Der hypochondrische Pluto. Actäon. Zuversicht der Unsterblichkeit. Die Alten und Neuen. Der einsättige Bauer. Edgar an Fische. Sitten und Zeiten. Ein Vater an seinen Sohn. Die Messiasde. Ossians Sonnengesang. In Zuldas Wurzellexicon. Doctor Pandolf. Polizeierordnung. Die alten und neuen Helden. Unterschied der Zeiten. Auf dem Herrn R. Begründete Furcht. Passanten: Zettel am Thor der Hölle. Item: am Thor des Himmels. Fluch eines Eifersüchtigen. An Fanny. Gefühl am 1. October 1781. Peter. Der Würtemberger. An mein Täuhschen. Das Muttermahl. Die Spinne und der Seidenwurm. Auf Ophoe's Geburtstag den 4. Jänner. Lied eines abwesenden Bräutigams. Der Unterschied. Quirt. Die Büchse der Pandora. Alte Jungfern. An Gott.

Bauernständchen. Der Satyr und meine Muse. Die  
Winternacht.

Dann ist mit einem † unterzeichnet, und vielleicht  
von Schiller, wie man aus den beyden letzten Strophen  
schließen könnte.

Man ist — poß gar, zum Doctor ausgesprochen,  
Wohl gar — beim Regiment!  
Und hat vielleicht — doch nicht zu früh gerochen,  
Daß Plane — Seifenblasen sind.

Hauch immer zu — und laß die Blasen springen;  
Bleibt nur dieß Herz noch ganz!  
Und bleibt mir nur — errungen mit Gesängen —  
Zum Lohn ein deutscher Lorberkranz.

---





## Zweite Sammlung.

### 2. Gelegenheits-Gedichte aus Friedrich von Schillers spätern Jahren.

#### VI.

#### Trost am Grabe.

Trockne deine Thränen, gute Seele!  
 Nur den Staub umschließt des Grabes Höhle,  
 Geister können nicht wie Staub vergeh'n,  
 Rein! du wirst den Gatten wieder seh'n.

Dieses Gedicht wurde mir zur Einreichung für den Ergänzungsband von Schillers Werken, als bisher noch in keiner Sammlung gedruckt, von Prag durch eine hebe Person eingesandt, mit der bestimmten Versicherung: daß jene Dichtung von Schiller zum Troste für eine junge Dame in Weimar, verfaßt worden sey; die ihren geliebten Gemahl im ersten Jahre ihrer glücklichen Ehe verlor, und dadurch in eine solche Trostlosigkeit verfiel, die selbst für ihre Gesundheit schlimme Folgen befürchten ließ.

Der Herausgeber.

Jamm're nicht, daß jener Leib vermodert,  
 Staub wird Staub! der Himmelsfunke lobert  
 Aus der Asche, wo er sich verlor,  
 Herrlicher zur Flamme bald empor!

Ober, wären diese heißen Thränen  
 Nach Unsterblichkeit, dieß bange Sehnen,  
 Dieß ew'ge Streben der Natur,  
 Fortzubauern, Traum und Täuschung nur?

Kein Atomenstäubchen geht verloren,  
 Wird im Kreislauf immer neu geboren,  
 Und mein Geist, ein Strahl des ew'gen Lichts,  
 Sollt' erlöschen? würd' auf ewig — Nichts?

Und der Frevler dürfte ohn' Erröthen  
 Frech den Biedermann mit Füßen treten;  
 Beide würden der Verwesung Raub?  
 Wären gleich vor Gott, wie Staub und  
 Staub? —

Und der Wunsch in seligen Gefilden  
 Meines Geistes Kräfte auszubilden,  
 Wär' ein Traum? — Nein! so gibt's keinen  
 Gott,  
 So ist Weisheit Wahnsinn — Unschuld Spott.

O so fluch' ich! fluch' ich, jenen Tagen,  
 Wo ein schadenfrohes Wesen mich zu plagen  
 Aus dem Chaos, wo ich sorglos schlief,  
 Auf die Welt, des Jammers Schauplatz, rief;

Wo dem Weisen, der für Tugend lebte,  
Ihr sein Leben aufzuopfern strebte,  
Oft im Ranz des Todes Fessel klinkt,  
Und der Bösewicht zum Greife wird.

Eine Welt, wo auf allen Gängen  
Todesbilder mir entgegen drängen,  
Eine Welt, wo jede Spanne Land  
Ein Geschöpf begräbt, das einst empfand.

Wie viel Wesen lebten, litten, rangen,  
Starben seit die Welt hervorgegangen?  
Jedes Stäubchen — o wie fürchterlich!  
War einst Nerve, zitterte, wie ich

Vor Vernichtung — Und der Schöpfer hörte  
Des Geschöpfes Jammer, und zerstörte  
Es auf ewig? — Nein! so ist kein Gott,  
So ist Glaube Wahnsinn, Tugend Spott. —

Ja! befriedigen wird Gott dieß Sehnen,  
Ja, es kommt ein Tag, wo alle Thränen  
Unser Vater, der sie zählt, vergilt,  
Wo die Nacht des Schicksals sich enthüllt.

Schau! Es regen sich die Todtengrüfte,  
Engel Gottes schweben durch die Lüfte;  
Welch' Gewimmel herrscht durch die Natur,  
Wie im Frühling auf erstarrter Flur? —

Gatten, Mütter, Kinder, Brüder brängen.  
 Aus den Gräbern sich, in Lobgesängen  
 Den zu preisen, dessen Allmacht'sruf  
 Sie zum zweiten Mal aus Nichts erschuf.

Trockne deine Thränen, gute Seele! -  
 Nur den Staub umschließt des Grabes Höhle.  
 Geister können nicht wie Staub vergeh'n,  
 Rein! du wirst den Gatten wieder seh'n.

## VII.

### Zur Geburtstagsfeier.

Ein Gelegenheitsgedicht.

Feyerlich empfangen wir die Sonne,  
 Mit der Freude herzlichem Gesang,  
 Wo des jungen Lebens Frühling'swonne  
 Einst auf deine Wiege niedersank:

---

Unter der Aufschrift: Hier noch nicht gedruckte  
 Gedichte von Schiller — erschienen die vier  
 folgenden mit den Nummern VII. bis X. versehenen  
 Gedichte im literarischen Conversations-Blatte, Jahrgang  
 1813, 1. Julius, No. 151, welche Schiller wäh-  
 rend seines Aufenthalts in Dresden geschrieben hat.  
 Das erste ist ein förmliches Gelegenheitsgedicht, die

Sieh! wir bringen mit gerührtem Herzen  
 Dir, o Vater! diese Blumen dar.  
 Winde, Vater! unter frohen Scherzen  
 Sie Dir lächelnd in das Silberhaar!

Denn der Gute, der des Schönen Pflanze  
 Früh schon in dem reinen Busen nährt,  
 Welcher nach der Jugend heil'gem Kranze  
 Ringt — er ist der Freudenthräne werth. —

Schaue nur das kindliche Entzücken,  
 Das in unsern Augen schöner strahlt!  
 Sieh, wie Lustgefühl in aller Blicken  
 Sich mit hellern Fauberfarben mahlt!

Biel der Jahre sahst Du nun entfliehen,  
 Siebzig Mahl erblühte Dir die Flur,  
 Und Du sahst sie wiederum verblühen,  
 Und Du stand'st, ein Liebling der Natur;

Denn wer gern den Menschen, seinen Brüdern,  
 Freuden aus des Herzens Fülle gibt,  
 Er lebt in des Dankes heil'gen Liedern,  
 Und er ist von seinem Gott geliebt.

---

übrigen mögen Veranlassungen zum Grunde haben,  
 worüber der Herr! geheime Regierungsrath Dr.  
 Körner in Berlin, auf dessen Weinberge bei Dresden  
 Schiller einst wohnte, die beste Auskunft geben  
 könnte.

Und so mög' in diesem Götterblut,  
 Lange noch Dein schönes Leben blüh'n!  
 In der Schöpfung blühendem Gesilde  
 Möge Dich der Freude Strahl umglüh'n!

Freude, die Du uns so oft gegeben,  
 Steige jugendlich auf Dich herab,  
 Und so lächle Vater! Dir das Leben,  
 Und so lächle Du dem dunkeln Grab! —

### VIII.

#### Andenken an Zeifersdorf.

#### S o n e t t.

Es will Erinnerung mich liebend schmücken,  
 Süß träumend wall' ich noch im schönen Thale,  
 Das Leben blüht verklärt im Ideale,  
 Und geist'ge Melodien mich erquicken.

Der Vöglein süße Lieder mich entzücken,  
 Die Pappeln weh'n im farb'gen Frühlingsstrahle;  
 So schwebt der Geist im üpp'gen Freudenmahle,  
 Und Alles möcht' er glühend an sich drücken.

Ein, durch herrliche Anlagen verschönertes Thal, drei  
 Stunden von Dresden, der gräflich Brühl'schen  
 Familie gehörig, bei welcher Schiller oft einsprach. (s. 44).

*Die Körner von Schiller 2. 19. Oct. 1787. T. 203. Nach  
 dem Originalen (in Zeifersdorf). Der ursprüngl. Text  
 ist kaum zu lesen.*

Und wie ich der Musik, der klaren Welle,  
 Vom zärtlichen Gemüth bezwungen, lausche,  
 Berührt Petrarca mich mit leisen Tönen:

„Erstanden ist die Königin der Schönen,  
 In Lieb' und Wohlklang ich mich nun berausche,  
 Und sanfter rieselt hier Bauculus' Quelle.“

## IX.

## Der verlorne Abend.

## S o n e t t.

Der Himmel drüht mit brausendem Ergusse,  
 Und Nacht umhüllt des Abends heitre Schöne.  
 Du, die ich stolz mit zarten Liedern kröne,  
 Ach! du entfliehst dem leisen Liebesgruße.

Ein stilles Glück begegnet meinem Kusse,  
 Und spielt im Tange deiner weichen Töne;  
 Doch treulos hat Anagnomene  
 Mir Trauer jetzt geschenkt im Ueberflusse.

Mein Leid will ich der Lieblichen vertrauen;  
 Sie ahnet die Magie der süßen Liebe;  
 Die Tag und Nacht melodisch mich geleitet —

Ein schön'rer Pesper sinkt auf schön're Auen,  
 Dann schau' ich mit geheimnißvollem Triebe  
 Den Geist, der leuchtend durch das Dunkel  
 schreitet.

## X.

Gesang der Heloise und ihrer Nonnen am  
Grabe Abälards.

Chor.

Ruhen mög' er von den Schmerzen,  
Von der Liebe Qual im Herzen!  
Nach der Sel'gen Kleinod hat

Er gerungen,  
Und gedrungen  
Ist er in die Gottesstadt.

In der dumpfen Grabesjelle  
Strahlt dem Frommen Sternenheile.  
Leuchtend, wie des Himmels Glanz,  
Wird er stehen,  
Wenn er sehen  
Wird den Herrn im Sternenzang.

Heloise.

Heil gekrönter Sieger! Freude,  
Bräutigam im Feierkleide! —  
Die mit tausend Thränen dein  
Denkt in Demuth,  
Bankt mit Behmuth  
Deine Witw' in Nacht allein.



Den mir ewig nun Vermählten  
 Lieb ich reiner, den erwählten  
 Zeugen ew'ger Himmelslust.  
 Sind befreite  
 Nach dem Streite  
 Nun der Tod die wunde Brust.

Watt mit Dir von schweren Kummern  
 Will mit Dir ich müde schlummern,  
 Und in Sion gehen ein.  
 Löf' das Kreuz mir!  
 Auf zum Licht führ'  
 Die beladne Seele mein!

Heil'ge, neigt euch den Gebeten,  
 Hilf mir, Paraklet, in Nöthen:  
 Hörst Du? — Selig jubelnd halt  
 Lustgetöne,  
 Und die schöne  
 Engelszither süß erschallt.

C h o r.

Ruhen mög' er von den Schmerzen,  
 Von der Liebe Qual im Herzen!  
 Nach der Sel'gen Kleinod hat  
 Er gerungen;  
 Und gebrungen  
 Ist er in die Himmelsstadt.

---

## XI.

## A u f l ö s u n g e n

der im III. Bändchen der Gedichte von Schiller,  
in der Gräber = Taschenausgabe S. 51 — 57,  
mit der Nummer CLXXXI. vorkommenden drei-  
zehn Parabeln und Räthsel.

---

Zur Bequemlichkeit der Leser werden jene Parabeln  
und Räthsel hier wiederholt, und jedem die Auflösung  
beigelegt.

## 1.

Von Perlen baut sich eine Brücke  
Hoch über einen grauen See:  
Sie baut sich auf im Augenblicke,  
Und schwindet und steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten  
Zieh'n unter ihrem Vogen hin;  
Sie selber trug noch keine Lasten,  
Und scheint, wie du ihr nah'st, zu stieh'n.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,  
So wie des Wassers Fluth versiegt.

---

Von einem Verehrer der Schiller'schen Muse eingetrag-  
et an den Verleger.

So sprich, wo sich die Brücke findet,  
Und wer sie künstlich hat gefügt?

Der Regenbogen am Himmel.

## 2.

Es führt dich Wellen weit von dannen  
Und bleibt doch stets an seinem Ort!  
Es hat nicht Flügel auszuspannen,  
Und trägt dich durch die Lüfte fort.  
Es ist die 'allerschleunigste Fäbre,  
Die jemahls einen Wand'rer trug,  
Und durch das größte aller Meere  
Trägt es dich mit Gedankenflug;  
Ihm ist ein Augenblick genug!

Die Phantasie.

## 3.

Auf einer großen Weide gehen  
Viel tausend Schafe, silberweiß;  
Wie wir sie heute wandeln sehen,  
Sah sie der allgüt'ge Greis.

Sie altern nie, und trinken Leben  
Aus einem unerschöpften Born;  
Ein Hirt ist ihnen zugegeben  
Mit schön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu gold'nen Thoren,  
Er überzählt sie jede Nacht,  
Und hat der Dämmer kein's verloren,  
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,  
 Ein munt'rer Widder geht voran;  
 Die Herde, kannst du sie mir deuten?  
 Und auch den Hirten zeig' mir an!

Die Sterne (die Herde), und der Mond  
 (der Hirt), mit dem Sternbildern des  
 Hundes und des Widders.

## 4.

Es steht ein groß, geräumig Haus  
 Auf unsichtbaren Säulen;  
 Es mißt's und geht's kein Wand'rer aus,  
 Und keiner darf d'rin weilen.  
 Nach einem unbegriffnen Plan  
 Ist es mit Kunst gezimmert;  
 Es leuchtet sich selbst die Lampe an,  
 Die es mit Pracht durchschimmert.  
 Es hat ein Dach, krystallenrein,  
 Von einem eing'gen Edelstein;  
 Doch noch kein Auge schaute  
 Den Meister, der es baute.

Das Weltall, das schuf, Gott.

## 5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf  
 In einen Brunnen steigen,  
 Und schwebt der eine voll heraus,  
 Muß sich der and're neigen.  
 Sie wandern rastlos hin und her,  
 Abwechselnd voll und wieder leer,

Und bringst du diesen an den Mund,  
Hängt jener in dem tiefsten Grund;  
Nie können sie mit ihren Gaben  
In gleichem Augenblick dich laben.

## Tag und Nacht.

### 6.

Kennst du das Bild auf hartem Grunde?  
Es gibt sich selber Licht und Glanz,  
Ein and'res ist's zu jeder Stunde,  
Und immer ist es frisch und ganz.  
Im engsten Raum ist's ausgeführt,  
Der kleinste Rahmen faßt es ein;  
Doch alle Größe, die dich rühret,  
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Kryskall mir nennen?  
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein,  
Er leuchtet ohne je zu brennen,  
Das ganze Weltall saugt er ein.  
Der Himmel selbst ist abgemahlet  
In seinem wundervollen Ring,  
Und doch ist, was er von sich strahlet,  
Noch schöner, als was er empfing.

## Das Auge.

### 7.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,  
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;  
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,  
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

Jahrhunderte sind vorüber geflogen,  
 Es trogte der Zeit und der Stürme Heer;  
 Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,  
 Es reicht in die Wolken, es neigt sich im Meer.

Nicht eitle Prahlucht hat es gethürmet,  
 Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;  
 Seines Gleichen ist nicht auf Erden bekant,  
 Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

Die große Mauer von China.

U.

Unter allen Schlangen ist Gine,  
 Auf Erden nicht gezeugt,  
 Mit der an Schnelle keine,  
 An Wuth sich keine vergleicht.

Sie kürzt mit furchtbarer Stimme  
 Auf ihren Raub sich los,  
 Vertilgt in Finem Grimme  
 Den Reiter und sein Ross:

Sie liebt die höchsten Spitzen,  
 Nicht Schloß, nicht Riegel kann  
 Vor ihrem Anfall schützen;  
 Der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen  
 Den stärksten Baum entzwei;  
 Sie kann das Erz zermalmen,  
 Wie dicht und fest es sey.

Und dieses Ungeheuer  
 Hat zwei Mahl nur gedroht —  
 Es stirbt im eig'nen Feuer;  
 Wir's tödtet, 'ist es todt!

Der Blitz und Donner.

## 9.

Wir stammen, unsrer sechs Geschwister,  
 Von einem wundersamen Paar:  
 Die Mutter ewig ernst und düster,  
 Der Vater frohlich immerdar.

Von beiden erben wir die Tugend,  
 Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;  
 So dreh'n wir uns in ew'ger Jugend  
 Um dich herum im Birkeltanz.

Gern meiden wir die schwarzen Höhlen,  
 Und lieben uns den heitern Tag;  
 Wir sind es, die die Welt besetzen  
 Mit unsers Lebens Hauberschlag.

Wir sind des Frühlings lust'ge Voten,  
 Und führen seinen muntern Reih'n:  
 D'rum stehen wir das Haus der Todten,  
 Denn um uns her muß Leben seyn.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,  
 Wir sind dabei, wo man sich freut,  
 Und läßt der Kaiser sich verehren,  
 Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

Die Blumen (sechs Buchstaben), abstam-  
 mend von der Mutter: Erde, und dem  
 Vater: Tag.

## 10.

Wie heißt das Ding, das Wenige schätzen,  
 Doch zielt's des größten Kaisers Hand:  
 Es ist gemacht, um zu verlegen;  
 Am nächsten ist's dem Schwert verwandt;

Kein Blut vergießt's, und macht doch tausend Wunden,  
 Niemand beraubt's, und macht doch reich;  
 Es hat den Erdfreis überwunden,  
 Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet;  
 Die ältesten Städte hat's erbaut;  
 Doch niemals hat es Krieg entzündet,  
 Und heil dem Volk, das ihm vertraut!

## Der Pflug.

## 11.

Ich wohne in einem Steinernen Haus,  
 Da lieg' ich verborgen und schlafe;  
 Doch ich trete hervor, ich eile heraus,  
 Gefordert mit eiserner Waffe.  
 Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,  
 Mich kann dein Athem bezwingen;  
 Ein Regentropfen schon saugt mich ein,  
 Doch mir wachsen im Siege die Schwingen:  
 Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,  
 Gewach' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

Der Funke, durch Stahlschlag aus  
 dem Riesel erzeugt, der dann durch  
 den Zutritt der Luft nach und nach zur  
 verheerenden Flamme wird.



## 12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,  
 Ich wandle ohne Rast und Ruh.  
 Klein ist das Feld, das ich umschreibe,  
 Du deckst es mit zwei Händen zu —  
 Doch brauch' ich viele tausend Meilen  
 Bis ich das kleine Feld durchzogen,  
 Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen  
 Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

Der Schatten des Zeigers an der Son-  
 nenruhr.

## 13.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle  
 Ruhet es mit eines Adlers Flug;  
 Ein Fisch ist's und zertheilt die Welle,  
 Die noch kein größ'res Unthier trug;  
 Ein Elephant ist's, welcher Thürme  
 Auf seinem schweren Rücken trägt;  
 Der Spinnen kriechendem Gewürme  
 Gleich es, wenn es die Füße regt,  
 Und hat es fest sich eingebissen  
 Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,  
 So steht's gleichwie auf festen Füßen  
 Und trotzt dem wüthenden Orkan.

Das Schiff mit seinem Anker.

---

## XII.

## D e r D i c h t e r .

In frischem Duft, im ew'gen Lenz,  
 Wenn Zeiten und Geschlechter flieh'n,  
 Sieht man des Ruhms verdiente Kränze,  
 Im Lied des Sängers unvergänglich blüh'n.  
 An Tugenden der Vorgeslechter  
 Entzündet er die Folgezeit.  
 Er sitzt, ein unbestochner Wächter,  
 Im Vorhof der Unsterblichkeit.  
 Der Kronen schönste reicht der Richter  
 Der Thaten — durch die Hand der Dichter.

Aus dem Stammbuche Jens Baggesens, des ge-  
 feierten Dichters der Parthenais. Eingetragen durch  
 Fr. v. Schillers' eigne Hand zu Jena am 9. August  
 1790, nebst seiner Unterschrift.

## XIII.

## Ins Tagebuch der Schwarzburg.

Auf diesen Höhen sah' auch ich!  
 Dich freundliche Natur! — ja dich!  
 F. Schiller.

Von diesem Schlosse und seiner schönen romantischen Umgegend schrieb Schiller aus Rudolstadt an einen seiner Freunde (S. 88 und 89 meiner Bearbeitung von Schillers Leben und Wirken, als Mensch und Dichter), unter andern:

»Schwarzburg ist das Stammhaus der  
 »Grafen zu Schwarzburg bei Rudolstadt, von  
 »wo aus ein sehr romantischer Weg durch das  
 »Saalthal dahin führt. Jenes Thal ist sehr be-  
 »engt, auf beiden Seiten mit hohen Gebirgen um-  
 »geben, die es zirkelmäßig durchwinden, in des-  
 »sen Mitte rauscht mit fürchterlichem Getöse das  
 »Flüßchen Schwarzja, bald in hellem kiesigen Bo-  
 »den, bald über Felsenmassen und Erbschollen hi-  
 »weg, die sich gleich den Ruinen einer verfallener  
 »Menschenschöpfung, in seinem Bettchen emp-  
 »thürmen. Hier das Dürster dichter Fichten und  
 »Tannen, dort nackende, dem Einsturz drohende  
 »Felsen, hier Schlünde, dort Heiden in kleinen  
 »Thälern, beschäftigen in einem Zeitraume von  
 »zwei vollen Stunden das Auge und seinen For-  
 »scherblick. Oft gleichen die aufgethürmten Felsen-  
 »massen den Tropheäen — oft dem Kirchhofs voll-

»Der Epitaphien, und besonders imposant ist eine  
 »große, ungeheure, von der Natur pyramidenar-  
 »tig geformte Felsenmasse, welche rechts, nicht  
 »weit vom Eingange in das Thal, bei der Blan-  
 »kenburger Papiermühle sich erhebt. Diese Felsen-  
 »Pyramide kann ein Denkmahl abgeben, und ich  
 »möchte auch hier den guten Fürsten Ludwig Frie-  
 »drich gern verewigt wissen.« —

Am Ende dieses Thales liegt auf hohen Bergen das  
 Schloß Schwarzburg. Von jenen Bergen, Schillers  
 Lieblings: Spaziergängen, sagte er oft fremden Reisenden,  
 die mit ihm bekannt wurden:

»Dorthin gehen Sie, um die Natur auf  
 »Schwarzburgs hohen Bergen zu belauschen!« —

Nicht weit vom Schlosse befindet sich der Gasthof,  
 wo man stets gute Speisen und Getränke, mit promp-  
 ter und billiger Bewirthung findet; deßhalb er auch sehr  
 stark von allen Reisenden besucht wird. Beim Abschiede  
 präsentiert der Wirth ein Denkbuch oder Tagebuch, in  
 welches man sich einzzeichnen ersucht wird, und worin  
 man die Namen der größten Gelehrten und Künstler —  
 eines v. Göthe, Chaptal, Horny u. a. neben jenen  
 gang unbekannter Menschen findet.

---

## XIV.

## B r a u t l i e d.

Zieh, holde Braut, mit unserm Segen,  
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!

Wir sehen mit entzücktem Blick  
Der Seele Amuth sich entfalten,  
Die jungen Reize sich gestalten,  
Und blühen für der Liebe Glück:  
Dein schönes Loos, du hast's gefunden,  
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz  
Dem süßen Gott, der dich gebunden,  
Er will, er hat dein ganzes Herz.

Zu theuern Pflichten, zarten Sorgen,  
Dem jungen Busen noch verborgen,

Diesen Nachklang von Schillers unsterblicher Leier verdanken wir der Mittheilung von einer ausgezeichneten Frau an die Redaction einer belletrischen Zeitschrift. Jenes Gedicht ist vor dem noch nie gedruckt, viel weniger in einer Sammlung der Schiller'schen Werke aufgenommen erschienen, und ward vor längerer Zeit, von Schiller selbst an jene obenberührte Frau gerichtet. Leicht erkennt man in diesen wenigen Strophen den Genieschwung des großen Dichters, gepaart mit seelenvoller Herzengüte, und reinem Tugendsinne.

Der Herausgeber.

Ruft Dich des Kranzes holde Zier.  
 Der Kindheit täuschende Gefühle,  
 Der freien Jugend flücht'ge Spiele,  
 Sie bleiben fliehend hinter Dir;  
 Und Hymens ernste Fessel bindet,  
 Wo Amor leicht und flatternd hüpfet,  
 Doch für ein Herz, das schön empfindet,  
 Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Und willst Du das Geheimniß wissen,  
 Das immer grün und unzerrissen  
 Den hochzeitlichen Kranz bewahrt? —  
 Es ist des Herzens reine Güte,  
 Der Anmuth unverwelkte Blüte,  
 Die mit der holden Scham sich paart;  
 Die, gleich dem heitern Sonnenblicke,  
 In alle Herzen Wonne lacht....  
 Es ist der sanfte Blick der Milde,  
 Und Würde, die sich selbst bewacht.

---

### Dritte Sammlung.

3. Einige Gedichte, auf Friedrich von Schillers Leben oder seine Dichtungen sich beziehend.

#### XV.

Am Neujahrstage des Jahres 1757.

Von F. v. Schillers Mutter an ihren Gatten.

D! hätt' ich doch im Thal Bergsmeinnicht gesunden

Und Rosen nebenbei! — Dann hätt' ich Dir gewunden —

Im Blütenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,

Der schöner noch, als der am Hochzeitstage war.

---

Aus dem Werke: Schiller der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben. Sten- dal, 1806. — Dieß Gedicht, steht hier keineswegs als Meisterstück da, sondern nur allein als Maßstab zur Beurtheilung des Herzens und Charakters der Verfasserinn.

Ich fürne traun! daß jezt der kalte Noth regieret,  
 Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!  
 Doch eines frieret nicht, — es ist mein lieb-  
                                           bend Herz,  
 Dein ist es, theilt mit Dir die Freuden  
                                           und den Schmerz.

## XVI.

## Sonett an Amanda.

Von Hofmannswaldau.

Aus Biographie aus dessen  
 Jalter.

Amanda, liebstes Kind, du Brustlaß kalter Her-  
                                           zen,  
 Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel, edle  
                                           Zier!  
 Der Seufzer Blasebalg, der Thränen Lösch-  
                                           papier,

Als der kleine Schiller nur etwas lesen konnte, ließ  
 sich seine Mutter, die ohnedieß unter ihren Kindern  
 am feurigsten ihren Friedrich liebte, oft von ihm aus  
 verschiedenen Dichtern etwas vorlesen, zuweilen wur-  
 den unter andern auch Hofmannswaldau Dichtungen  
 zur Lectüre gewählt; allein merkwürdig ist es, daß  
 der kleine Schiller diesen Dichter gar nicht mehr lei-



Sandbüchse meiner Pein, und Baumöl meiner  
 Schmerzen,  
 Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kerzen,  
 Schlafküsschen meiner Ruh, der Phanta-  
 sie Klystier,  
 Des Mundes Kiffant, der Augen Lustrevier,  
 Der Complimente Sig, du Meisterinn im Scher-  
 zen;  
 Der Jugend Quodlibet, Kalender meiner Zeit,  
 Du tiefer Abgrund, du, voll tausend guter Morgen.  
 Der Jungen Honigseim, des Herzens Mar-  
 zipan;  
 Du kräftig Himmelsbrot, du Quell der Sel-  
 ligkeit,  
 Und wie man sonst dich, mein Kind! be-  
 schreiben kann;  
 Lichtpuke meiner Noth und Flederwisch der Sor-  
 gen. — — —

---

den konnte, seitdem er obiges Sonett von ihm geles-  
 sen hatte. Wenn ihn in der Folge die Mutter bat  
 ihr etwas aus Hofmannswaldau vorzulesen, sagte  
 Friedrich schalkhaft: »ach ich mag kein Kly-  
 stier!« (Scenen und Charakterzüge aus F. v. Schil-  
 lers Jünglings-Leben. Stendal, 1806. S. 5—7.)

## XVII.

## Der Schwan und die Krähen.

An Friedrich von Schiller von seinem Freunde.

Ein Schwan, der unbekannt mit seinem eignen  
Werth

Auf seine Farbe, weiß wie Schnee,  
Wie Stolz in seiner Brust genährt,  
Sich bloß nur zu erhalten suchte, rührte  
In seiner Unschuld sich auf stiller See.

Ihn sah'n ein Häufen schwarzer Krähen,  
So weiß, so reizend ihn zu sehen,  
Und sich so schwarz, so voller Häßlichkeit,  
Das, dachten sie, erfüllt von Reid  
Und Bosheit, ist nicht auszustehen.

Was, krächzten sie, fällt dieser Gans denn ein,  
Stets so gepuht, so weiß zu seyn?  
Mein lieber Gell! meint er, er darf uns trugen? —  
Das glaub er nicht, Herr Gänserich!  
Wart, guter Freund! wir wollen dich schon pugen,  
Du sollst gepuht seyn, denk an mich!

So höhnten sie den armen Schwan, und säukten  
Mit Roth einmüthiglich die Schnäbel an,

---

Als Schiller sein Vaterland verließ.

Und schleuberten den auf den guten Schwan,  
 Und freuten sich. Nicht wahr, sing eine an,  
 Nicht wahr, ha! ha! wir können schön vergül-  
 den? —

Der Schwan sah sie mit einem Blicke  
 Voll Mitleid und Verachtung an.  
 Befahst habt ihr euch nur selbst durch eure Tücke;  
 Dieß thut mir leid, mir habt ihr nichts gethan,  
 Und sollt mich auch zum Zorne nicht bewegen.

Es sprach er, tauchte sich mit lastem Blut  
 In die kristall'ne Fluth,  
 Und kam daraus, nach einem Augenblick  
 Noch weißer, als vorher, zurück.  
 Die Krähen hätten bersten mögen.  
 (— —! — —)

## XVIII.

An Schiller.

Von J. Ch. Mellis's Esquir.

Den Sänger hört ich von erhab'nen Dingen  
 Die sonst Natur in ihrem Busen trug,  
 In himmlisch süßen Melodien singen;  
 Mein Blick vermochte kaum dem Adlerflug

Aus des Verfassers Gedichten, Hamburg, 1810. S.  
 44 bis 47. — Der Verfasser, ein geistreicher Eng-

Zu folgen, seiner ausgestreckten Schwingen,  
 Und, als er in die heil'ge Harfe schlug,  
 Es wanderte mein Geist zu höhern Sphären,  
 Der Erde schien ich nicht mehr zu gehören.

Doch von des Himmels höchsten Herrlichkeiten,  
 Zur Erde kam der Sänger bald zurück,  
 Und freute sich der Erde stiller Freuden,  
 Und sang entzückt der Menschen stilles Glück,  
 Das Glück der Liebe, und die Seligkeiten,  
 Die oft gewährt ein einz'ger Augenblick,  
 Und mit der Ceres und des Bacchus Segen,  
 Dianens Spiele in des Wald's Gehegen.

Wer bist du, dessen mächtigem Befehle  
 Wie eines Gottes folgt das Menschenherz;  
 Zur höchsten Lust, der hebt die frohe Seele,  
 Der sie hinabstürzt in den tiefsten Schmerz;  
 Auf dessen Wink entsteigen ihrer Höhle  
 Die Furien, auf dessen Wink der Scherz  
 Einhertritt, und die hehren Göttergötinnen  
 Den schönen Tanz der Himmlischen beginnen.

Wer bist du, der auf segensreichen Triften  
 Schwelgt im Genuß der üppigen Natur,

---

länder, hielt sich in den Jahren 1796 bis 1798 in  
 Jena und Weimar auf, und lebte mit Schülern in  
 sehr freundschaftlichen Verhältnissen.

Der in des heitern Himmels reinen Lüften,  
 Hoch wandelt auf der Geister leichter Spur,  
 Der in des Meeres unergründ'ten Klüften  
 Tritt durch die Perlen- und Corallen-Flur;  
 Den jeder Wechsel jeder neuen Sonne  
 Ruft zum Genuß der immer neuen Banne?

Singt uns die leierherrschenden Gesänge  
 Der Schwan von Theben? — In der Neut Wein  
 Führt uns, wie in's hinreißende Gedränge  
 Der Leidenschaften, Sophokles hinein?  
 Wer uns gezeigt dieß rednerisch' Gepränge  
 Der Sprache, kann ein Aeschylus nur seyn!  
 Ist Bion ist Minnervus auferstanden,  
 Sind denn die Alten alle noch vorhanden? —

Bist du Arion? — aus der blauen Welle  
 Steigt der Delphin den Sänger zu befrei'n —  
 Bist Orpheus? an des Hades finst'rer Schwelle  
 Biegest du in Ruh die Höllengeister ein. —  
 Nein — Sterblichen flieht nicht die Himmelsquelle,  
 Apollo Musaget vermag's allein  
 Die Gaben aller Musen zu vereinen. —  
 Preis Dir, der uns gewürdigt zu erscheinen!

---

## XIX.

An Schiller.

Von Johann Gabriel Seidel.

## 1.

Nimmer ruhe die Hand und das Herz soll nimmer  
 erkalten,  
 Hing an's Werk, denn es krönt solch' ein  
 Beginnen das Glück!  
 Einfach steig' es empor, auf deutschem Boden, das  
 Denkmahl,  
 Rühend mit steinernem Mund, wem es der  
 Deutsche gebaut!  
 Ewig wird es bestehn: — Dein Name geprägt  
 an die Stirne  
 Sichert, wie jeglichem Werk; ewige Dauer  
 auch ihm!  
 D'rum nicht lange gesäumt! Wer Freund Dir  
 war, er bezeug' es!  
 Steh! Und bezeugt es nicht laut alles teuto-  
 nische Land?  
 Ihren schönsten Demant aus der Krone nehmen  
 die Fürsten;  
 Von dem Erworbenen langt willig der Bür-  
 ger hervor;

Aus: Schillers Mannen! Bilder aus dem Dichterleben  
 von Joh. Gabr. Seidel. Wien, 1816. Wallishausner.

Reichlich gibt der Soldat, wie der larg beschränkte  
Geschäftsmann;

Bricht doch die Hausfrau selbst gerne der Ge-  
telkeit ab;

Schonet des Sparguts nicht, ihr Aermereu, schmäl-  
kert's mit Freuden:

Wer euch das Höchste geschenkt, ist er des  
Besten nicht werth?

Widmet ihm, was die Kunst euch erfinderisch leh-  
ret, ihr Künstler

Sey es in Tönen gesagt, oder in Worten getönt!  
Das ist eben der Ruhm und das göttliche Zeichen  
der Künste,

Daß sie sich Schwesterlich gern reichen den hel-  
fenden Arm.

Und so empfang' denn auch, was, schüchternen  
Seele, der Jüngling

Troh aus dem kleintlichen Schatz seiner Em-  
pfindungen heut!

Nicht aus Deinem Leben, Erhabener, mahlt'  
ich die Bilder,

Rein, aus der eigenen Brust nahm ich mir  
Farben und Stoff.

Wie ich selbst mir ihn denke den wahren Dichter,  
so mahlt' ich:

Wenn ich den Dichter nur traf, traf ich ja,  
Hoher, auch dich!

D'rum empfang' dieß Lied, — ein Stein sey's  
mehr zu dem Denkmahl:

Hätt' ich auf Kronen ein Recht — wär' es  
wohl auch ein Demant!

Dir nicht ward es gegönnt, zu steh'n mit silber-  
nen Locken,

Ob' sie noch ausgeblüht, traf dir die Blau-  
me der Sturm.

Hören nicht kannst du den Dank, nicht sehen kannst  
du die Thränen,

Nicht den Wallfahrtzug jubelnder Enkel mehr  
schau'n!

Aber wosern ein Gefühl dir droben noch lebt in  
der Seele,

Dort, wo im weißen Talar wandeln die Pries-  
ter Knolls,

Wo sie, die schlummernden Schläfe geziert mit  
schneeigen Binden,

Ihr vollendetes Lied singen zum Harfenge-  
räusch, —

Greiß, wosern ein Gefühl dir droben noch lebt  
in der Seele,

D so entgeht dir gewiß unsere Fußbigung  
nicht!

Ob Du ihn hier nicht sahst den Bohn, dort  
wirst Du ihn fühlen:

Einem würdigen Haupt bleiben die Kränze  
nicht aus.



## XX.

An Schiller.

Auf seine Resignation von Witschel.

Sieh, diese moosbewachsenen alten Steine!  
 Ringsum den schwarzen Fichten Ueberhang —  
 Der See liegt still im blassen Abendscheine  
 Es ist so todt um mich. Es rauscht alleine  
 Das dürre Laub im kalten Felsengang.

Die Verlichkeit ist kalte Hölle:  
 Ich trete auf des Todes Leichenpfur.  
 Er glüht und stirbt der schöne Lebensfunke;  
 Der Starke rennt — und taumelt wie betrunken  
 Zurück in die Schranken der Natur.

In diesem großen Grabe laß mich weilen,  
 Mit mir und deinem großen Geist allein.  
 Die blasser Sonne mag hinunter eilen,  
 Mit dir will ich die ernste Stunde theilen,  
 Mit dir verklärt im milden Sternenschein.

Blick auf! in jene dunkle, dunkle Fernen,  
 Wo Ossians verjüngter Liebling glänzt;  
 Verlaß die Erde. Laß uns in den Sternen,

---

 Aus seinen Dichtungen abgedruckt.

Die Licht umfließt, das große Schicksal lernen,  
Das an die stumme Todesurne grenzt.

Gib mir die Hand. Dein Geist hat Adlerkräfte,  
Ich wagte nie den kühnen, hohen Flug.  
Hinauf! In diesem heiligen Geschäfte  
Ermannen sich der Menschheit träge Säfte.  
Ein Augenblick ist für die Welt genug.

Wie schauert mich's in diesen Tempelhallen  
Der alten, unentweiheten Ewigkeit!  
Ich sehe Sonnen, höre Wellen wallen,  
Wie Donnerschläge im Gebirg verhallen.  
Ich fühle Gott und seine Seligkeit.

In diesem Raume schlägt der Freiheit Flügel,  
Vom Tode losgebunden, kühn und leicht.  
Zurückgestoßen ist der Schranke Riegel,  
Erbrochen ist der Wahrheit letztes Siegel,  
Wo sich der Geist nur vor dem Schöpfer neigt.

Verklärt an allen Sinnen. — Sprich Gefährte,  
Du Sterblicher, fühlst du das Göttliche,  
Das du, vor Millionen auf der Erde,  
Gebraudet hast, durch dieses neue: Werde!  
Wie ich, erhöhet in's Unendliche?

Was ist dir die Unsterblichkeit auf jenen  
Belnah verbleichten, kleinen Mutterstern?  
Nicht jenes Haus voll Jubel und voll Thränen,

Rein! diese Welten ahndete dein Sehnen,  
Das Götterglück, den Göttersohn von Fern.

Hast du die Ruhe wieder je gefunden,  
Die dir dort deine Biege gab und nahm?  
Und doch ist dieser Wunsch, in jenen Stunden,  
So unauslöschlich an das Herz gebunden,  
Als je ein Wunsch in Menschenherzen kam.

Hier schlägt das Herz, von Himmelsluft erweitert,  
So ruhig wie der Pulsschlag der Natur.  
Dein Auge glänzt. Die Stirne ist erheitert.  
Dein hoher Ernst durch Milddigkeit geläutert,  
Gibt mir der Engelzüge hohe Spur.

Dort sahest du und trauertest im Stillen.  
Warum dieß Ringen nach Vollkommenheit?  
Du Einziger, um jener Andern willen  
Willst du die Riesengröße ganz enthüllen?  
Für solchen Willen ist die Ewigkeit.

Horch, welche Hymnen tönen dort herüber,  
Wie sie, vor deiner Feier, Pindar sang?  
Mein Herz hüpf! O Bonne! laß mich, Lieber!  
An deiner, deiner Hand will ich hinüber!  
Ein Lied von dir, zu diesem Harfenklang!

Kann dieses heil'ge Feuer je verlobern,  
Das auf der unentweiheten Harfe flammt?  
Wenn Donnerkeile in dem Grabe modern,

Dann, eher nicht, wird diese Bluth verlobern,  
Die aus des Himmels Feuerquelle flammt.

Die heil'ge Phantasie kennt keine Schranken,  
Der wahre Sänger keinen Schwanensang.  
Laß Pyramiden weichen, Felsen wanken,  
Du faß'st des neuen Lebens Hochgedanken;  
Dem Geist ist keine Ewigkeit zu lang.

Hier will ich dich bereinssend wieder finden,  
Wenn unter mir mein Sarg zu Särgen rollt.  
Hier will ich meine Liebe dir verkünden,  
Den ersten Kranz um deine Locken winden,  
Den Palmenkranz, durchwirkt von Sternengold.

Hier soll die reiche Ewigkeit dir zahlen,  
Was dir die arme Erde schuldig blieb.  
Hier wuchern deine Thränen, deine Qualen,  
Dein Name strahlet längst in den Annalen,  
Die kein entweihter Menschengriffel schrieb.

Hier sind ich dich, wo Geister sich begrüßen,  
Die diese Kluft noch von einander schied.  
Der Grieche träumt von seinen Höllenflüssen;  
Auf Sonnenpfaden wollen wir uns küssen,  
Wenn Epheu unsre Urne still umzieht.

Singt uns entgegen, ihr verkürzten Ehre!  
Singt uns die Hymne der Unsterblichkeit;  
Daß sie auf ewig jeden Unmuth wehre.

Den Sterblichen gebühret diese Ehre,  
Die sich im Staub der Ewigkeit geweiht!

Wo bin ich? Süßes Traumbild, weile, weile!  
Wer weckte mich! — Es ist dahin — dahin!  
Braust, wilde Wogen! Kalter Nordwind, heute!  
Kauscht, Gipfel, um die hohe Burg der Eule!  
Ich fühle es, daß ich auf Erden bin!

---

## Zweite Abtheilung.

---

1. Hänien — Grabgedichte — auf Schillers Grab und Tod.
2. Theatralische Lobtenfeier auf einigen der vorzüglichsten Bühnen Deutschlands.
3. Dramatische Dichtungen zu Schillers Lobtenfeier.

\*\*\*\*\*



.....

**Erste Sammlung.**  
**1. Nänien, Grabgedichte**  
**a u f**  
**F. v. Schillers Grab und Tod.**

---

**I.**  
**Schillers M a n n e n.**  
Eine Elegie von L. H. Friedrich

---

Schiller starb! — der Liebling der Camöne,  
Aus Walhalla rauschten Klageklänge  
Von der Eiche der Druiden her;  
Weh! erscholl's, wie aus dem Schooß der Gräfte,  
Und ein Jammerton zerriß die Lüste:  
»Weint! der hohe Sänger ist nicht mehr!»

»Ach kein Gott gibt ihn der Erde wieder,  
»Nimmer weht des Genius Gefieder

---

Aus Thudnelda, Unterhaltungsblatt für Deutsche, 1816.  
Nro. 16. 1. D. S. 127 — 128.



„Und auf ewig schweigt nun der Gesang.  
 „Alles, was zum Himmel euch entrückte,  
 „Alles Schöne, was euch einst entzückte,  
 „Starb mit ihm und seiner Lyra Klang.“

Sel'ger Geist, du hast die Palm' errungen,  
 Zu den Sternen dich emporgeschwungen,  
 Wo ein Seraph deinen Lorber flücht;  
 Wo die Kränze ew'ger Harmonien,  
 Wo die Lenz ew'ger Schönheit blühen,  
 Wo die Geister wandeln in dem Licht.

Von den Sternen kamst du einst hernieder,  
 Von der Gottheit stammen deine Lieder,  
 Auf zu ihr schwang deine Seele sich:  
 Nicht für uns, des bleichen Staubes Söhne,  
 Nicht für uns sind diese heil'gen Töne,  
 Denn die Menschheit war zu arm für dich.

Dir ist wohl! du bist vorangegangen,  
 Wo verwandte Geister dich empfangen,  
 Wo kein Mistlaut, keine Fehde wohnt,  
 Wo kein Haß die Herzen mehr entzweiet,  
 Wo der Wahrheit Licht den Wahn zerstreuet,  
 Wo der Friede und die Freiheit thront.

II.

Der erste Morgen an Schillers Grabe.

Eine Dichtung allen seinen Verehrern gewidmet von  
Friedrich Heermann.

---

— — Mußten wir's erleben,  
Den Anbruch dieses Tages zu seh'n?

Maria Stuart V. II. 1. Sc.

\* \*

Dies eine fühl' ich, und erkenn' es klar,  
Das Leben ist der Güter höchstes nicht.

Die Braut von Messina. V. Sc.  
11. Schluß-Chor.

\*\*\*\*\*

Quantas tandem Tibi Athenae gratias de-  
bebunt!

Valer. Max. V. 6. ext. 2.

\* \*

Almost all men have been taught to call life  
a passage, and themselves the travellers.  
The similitude still may be improved,  
when we observe, that the good are joy-

---

ful and serene, like travellers that are  
going towards home.

Goldsmiths Vicar of Wakefield, ch. 13.

+++++

Glocke, die von Schmerz und Lust durch-  
drungen,

Er im hohen Lied besungen,  
Deiner Schläge letzter ist verhallt!  
Ha! begrüße tausend junge Leben,  
Jauchze, wann mit leichtem Widerstreben  
Zum Altar der Bräute schönste wallt —  
Ewig klagen mit verschlossnen Ohren  
Wir verarmt um den geraubten Schatz.  
Für das Göttliche, das wir verloren,  
Gibt kein Endliches Ersatz.

Nach verstummt sind schon die Chorgesänge,  
Und des Trauerzugs Gepränge  
Weicht zurück im Graun der Mitternacht.  
Heiliges Gebein, das endlos Lieben  
Fröhlich regte, du bist hier geblieben,  
Wo zerstörend die Verwesung weht!  
Dumpe Stille sitzt am frischen Hügel,  
Die die Weste selber schweigen heißt.  
Nur der Tod, der seine Rabenflügel  
Rastlos schüttelt, schreckt den Geist.

O des Schicksals! dem die spröde Laute  
Den verstecktesten Reiz vertraute,

Der in seelenvoller Melodie  
 Eure Würde, Frauen, rächt' und ehrt,  
 Ideal' erhebend schauen lehrte,  
 Und mit unnachahmlicher Magie  
 In des Griechen Gotterfüllte Fluren  
 Uns entführte, wo die Ahnung wohnt,  
 Den umschleicht, voll müßiger Naturen,  
 Starr die Nacht, die er entthront.

Aber ihn hat höhere Macht gerufen!  
 Hesper's Kerker ist zerbrochen,  
 Und hernieder sinkt sein zitternd Licht.  
 Horch! was regt sich durch das öde Schweigen  
 In der Ulme frischbegrüntem Zweigen,  
 Wo die Hoffnung still Gestonen steht?  
 Aus der Ferne lehret Philomele  
 Wieder, und erhebt und sinnt,  
 Und die Klage um die Schwesterseele,  
 Die sie noch umschwebt, beginnt.

Durch die Büsche, die in Frühlingsläste  
 Strömen ihre süßen Düfte,  
 Nähern sich, wie zwischen Schilf ein Bach,  
 Schleichend, mit des Trauerns Flor behangen,  
 Sinnige Gestalten, und gelangen  
 Zu dem Grab, und stöhnen manches Ach!  
 Hingesunken auf die dunkle Schwelle,  
 Wo sich Wahrheit mit dem Traum versöhnt,  
 Streun sie rings das Gold der Immortelle,  
 Die, o Genius, dich krönt.

„Jungfrauen, willkommen meinem Herzen!

„Denn in stiller Wehmuth Schmerzen  
 „Findet seufzend es, wie ihr, Gewinn.  
 „Darf ich den entzückten Augen trauen,  
 „Die noch zweifelnd hier Thalien schauen,  
 „Des Kothurns erhabne Meisterinn,  
 „Und in dir“ — „Ich bin es, sprach die Holbe  
 „In des Kammers halbersticktem Ton,  
 „Dies bethrante Grab zum würdigen Solde  
 „Sey hinfort mein Helikon.

„In des innern Himmels Penetrale,  
 „Bei verwandter Geister Mahle,  
 „Sigt befriediget der Lieblich nun.  
 „Troph, wie Funken in einander springen,  
 „Werden da die Seelen sich durchdringen,  
 „Aber einsam soll die Asche ruhn!  
 „Aus ihr soll ein Eichbaum sich erheben,  
 „Und für Tausende erquickend seyn!  
 „Dort mag Schwäche sich durch Kraft beleben!  
 „Hier schläft Briareus allein!

„Wie die Spuren der Natur verlassend,  
 „Falschen Schimmer tödlich lassend,  
 „Schwang zu Sternen sich der Nar empor,  
 „Riß mit sich dahin im kühnen Fluge,  
 „Hüllte Ewigwahres aus dem Truge,  
 „Rief im Sterblichen den Gott hervor,  
 „Senkte jenen in des Schicksals Tiefen,  
 „Diesen ließ er nimmer untergehn.

„Beckte Kräfte, die im Busen schliefen,  
 „Lehrte sterbend widerstehn.

„Zwei hat es von Deutschlands Söhnen allen  
 „Zu berufen mir gefallen,  
 „Beide sich durch Lieb' und Kunst vertraut.  
 „Beiden lähmte Schmerz die edlen Glieder,  
 „Stehend fiel ich vor den Parcen nieder —  
 „Rettung ist auf einen nur gethaut!  
 „Köanten sie noch diese Blume brechen,  
 „Wie der Raphtha Düste, süß und zart,  
 „Mit zerstückter Maske würd' ich sprechen:  
 „Solch ein Raub ist allzuhart.“

„Du, Kalliope, mit irren Sinnen  
 „Lehnst dich auf die Huldgöttinnen,  
 „Und die Thräne sinkt vom Aug' herab!“  
 „Ist nicht billig um den Schwan die Klage,  
 „Der den Scherz zu bald entflohner Tage,  
 „Sanft durch Ernst gemildert, wiedergab?  
 „Der mit frommem, kindlichem Gemüthe  
 „Zu des Schönen reinem Urquell drang?  
 „Jede Blume, die verborgen blühte,  
 „Fand, und selbst Apoll bezwang?

„Wie in Rosengluth des Mädchens Wange,  
 „Ist im ewigen Gesange  
 „Jeder Laut in süße Huld getaucht.  
 „Körper gebend dem aus Gott Gebornen,  
 „Hat verständig er in sich verlornen  
 „Sinnen Lieb' und Ahnung eingehaucht.

»Doch verwandelte die dichtern Massen  
 »Schwerer Erd' in Geist sein Talisman.  
 »Selbst, die Unnenbares stolz umfassen,  
 »Blickten sie mit Wollust an.«

»Deine Rolle muß dich wohl verrathen,  
 »Alto, Muse großer Thaten,  
 »Theilst auch du der hangen Menschheit Schmach?  
 »Höbern Dank, als Marmor könnte geben,  
 »Weißt' er Gustavs rühmlichem Bestreben,  
 »Der das harte Joch des Stolzes brach.  
 »Wilhelms Kraft, des Spaniers Phantome,  
 »Alba's Wuth, Granvilla's schänd'ge List,  
 »Mahlte sein Werk in schöner Rede Ströme,  
 »Das, selbst Torso, Wunder ist.«

»Deffnest, in der Horen Schooß getragen,  
 »Zu der Pieriden Klagen  
 »Sternumkränzte Kunst, selbst du den Mund?« —  
 »Unaufhaltsam soll die Thräne rinnen!  
 »Keiner diene mir mit zarterm Sinnen,  
 »Keine reine Lieb' umschloß mein Bund.  
 »Zum Erhabnen hat er sich geschwungen,  
 »Es durchkreuzt, wie Tempelgraun ein Blitz.  
 »Kühn aus Propyläen vorgebrungen  
 »Ist er bis zu meinem Sig.«

»Was erscheint dem betroffenen Blicke?  
 »Tief gebeuget vom Geschehe,  
 »Siehest welken du den Rosenkranz? —  
 »Ich erkenne dich, du bleiche, du entstellte!

»Bist du nicht, die oft das Herz mir schwellte?  
 »Rasch mich trieb zum Becher, Kuß und Tanz? —  
 »Freude, Freude, du zerbrichst die Feier,  
 »Deren Zaubermacht die Herzen band?  
 »Und verwechselt mit dem Trauerschleier  
 »Ist dein purpurnes Gewand?«

»»Irren will ich mit zerstörten Focken,  
 »»Wo des Lebens Pulse stocken,  
 »»Gleichen Scherz und Spiel und Saitenklang.  
 »»Denn der Sänger, der im Lied der Lieder  
 »»Mich gestaltet, ging und kommt nicht wieder,  
 »»Lebt als Todter nur im Rundgesang.  
 »»Ungerufen ist oft nachgeschlichen  
 »»Meinen Spuren der ergrimnte Harm.  
 »»Ach! der Orkus hat uns ausgeglichen,  
 »»Frei sink' ich ihm in den Arm.

»»Und an seinem Busen will ich weilen!  
 »»Nimmer soll die Wunde heilen,  
 »»Die mir süßlos Wallen tödtlich schlug!  
 »»Dunkel färb' ich nun die frischen Rosen,  
 »»Die aus stuthender Geschichte Losen  
 »»Mit sich fort im Gleich Erinnerung trug.  
 »»Es vermische heiß bei jedem Walle,  
 »»Wo das Schöne nie beleidigt wich,  
 »»Mit dem Gold' im schäumenden Pokale  
 »»Eine Silberthräne sich!««

Tief im Osten hebt es an zu tagen,  
 Dämmerung eilt vor dem Wagen





Wahrheit ist in Sternen zwar gefunden,  
Doch entströmt noch Blut den Wunden,  
Ernst und feierlich naht Wallenstein.

»Nimm zu Deiner meine Lorberkrone!  
»Ehrenretter, tritt zum hohen Lohne  
»In den Glanz, der mich umfließt, herein!  
»Was ich groß mit Götterkraft begonnen,  
»Weil ein stärkres Herz sich selbst gehört,  
»Hielt versinkend träge Lüg' umspinnen,  
»Du hast das Gespinnst zerstört.«

»Wer bist du, ätherisch Wesen? — Saugen,  
»Thekla, die verweinten Augen  
»Nun aus Maren's Blicken Seligkeit?«  
Seht entgegen sie dem Freunde kommen,  
Der sie aus der Geisterwelt vernommen!  
»Er ist mein! Im Schooß der Ewigkeit  
»Blüht des Liebens Blume unvergänglich,  
»Viel zu gärtlich für der Erde Reif.  
»Und mit Wonnen, heilig, überschwänglich,  
»Treibt kein Sinn hier Unterschleif.

»Hier umfängst Du, was Du unten träumtest,  
»Wenn Du Land mit Gold besäumtest,  
»Wahrheit leuchtet auf der Sel'gen Pfad.  
»Hier stehst Du im Lande stolzer Gleichheit,  
»Mit der Seelen anerschaffnen Weichheit  
»Treibt kein grausam Spiel Fortunens Rad.  
»Nach des Bruders Braut und Habe strecket  
»Kein verruchter Räuber frech die Hand,  
»Und versöhnt, von Schranken ungeneckt,  
»Liebt Luise'n Ferdinand.«

Auch Johanna eilt den Dank zu zollen,  
 Und die Flammenaugen rollen,  
 Und die schlanken Glieder deckt noch Erz.  
 Doch im Geist hat endlich sanftre Triebe  
 Ewigkeit entfesselt, und voll Liebe  
 Drückt sie ihn, der sie verlieh, an's Herz.  
 »Küsse bringt die Jungfrau Dir entgegen,  
 »Eine Flamme hat in uns geglüht.  
 »Innrer Gottheit ist mein kräftig Regen,  
 »Ist Dein Spiel voll Ernst entblüht.«

Blasser Schatten mit dem Diademe,  
 Vor'ger Herrlichkeit Embleme,  
 Pächle dankend ihn durch Thränen an!  
 Seit er dich an blinder Wuth gerochen,  
 Deinem Jammer schön das Wort gesprochen,  
 Wächst auf's neu du Herzen unterthan.  
 Blicke stolz auf die gelösten Bande,  
 Und auf die entmenschte Gegnerinn,  
 Und 'ergeh' im heitern Jugendlande  
 Dich mit kindlichfrohem Sinn.

An der Hütte hängt der straffe Bogen,  
 Dem der sichere Pfeil entflohen,  
 Zell nimmt den bekannten Fremdling wahr,  
 Rafft sich schnell aus langer Träume Mitte,  
 Reichet ihm nach deutscher Biederfitt,  
 Stillen Erustes, seine Rechte dar.  
 »Freiheit ist des Dichterkranzes Wache,  
 »Sclavenseelen weicht die Muse nicht.  
 »Dankbar ehrtest Du der Freiheit Sache  
 »Im unsterblichen Gedicht.«

Reidlich schließen sich die Himmel wieder,  
 Rosen streut Aurora nieder  
 Auf die schwarze, Enkeln werthe Gruft,  
 Wo indeß mit wild' verstörten Mienen  
 Ein früh waches Knabenpaar erschienen,  
 Das umsonst den theuren Vater ruft.  
 Doch schon träufelst Balsam voll Erbarmen,  
 Engel, du P a u l o n a, in ihr Herz.  
 „Mutter, sprichst du, bin ich Euch, ihr Armen,  
 „Denn auch mein ist Euer Schmerz.“

Hoffend eil' von des Todes Gesilbe,  
 So beglückend, so voll Milde  
 Sind erhabnere Gemüther nur.  
 Vaterland, verschmilz den Schmerz mit Bonne,  
 Denn aus Wolkenschleier lacht die Sonne,  
 Und in's Nichtseyn bringt der Liebe Spur.  
 Ruhiger zur sanftern Klage, Götthe,  
 Stimmest Du die goldne Laute schon;  
 Tröstung athmet Deine Alpenflöte  
 In der Dämmerung, M a t t h i s s o n.

---

## III.

## Sonett auf Schillers Tod.

Von J. Ch. Mellish Esquire.

---

Hörcht diesem Jammer, diesen Klagetönen!  
 Vernehmet die Trauerstimme der Natur!  
 Verödet ist ihr Reich, ein Leichnam nur  
 Ist jetzt der Stolz von ihren liebsten Söhnen,  
 Der Sänger des Erhabenen und Schönen! —  
 Die Ströme fließen nicht, es lechzt die Flur;  
 In wilden Reih'n nach ihres Führers Spur  
 Zieh'n trostlos und vergebens die Gamönen! —  
 Der Keim der Künst'gen ist erstickt,  
 Versiegt der Quell des Lichts, der Bloß zerstoßen,  
 Aus dem die Götterformen sollten sprossen,  
 Hinweg der Talisman, der uns entzückt. —  
 Erstarrt die Hand, vermögend die Gestalten  
 Des schöpferischen Geistes festzuhalten.

---



---

Aus den Gedichten von J. Ch. Mellish. Hamburg  
 1810, S. 64.

## IV.

## Schillers Grab.

Von Friedrich Hind.

Welch tiefe Stille deckt die Frühlingshaine!  
 In düst're Schleier hüllt sich Berg und Flur;  
 Verödet stehn die duft'gen Blumenhaine;  
 An Orpheus Ulme trauert die Natur.  
 Er haucht nicht Leben mehr in todte Steine,  
 Er wallt dahin auf nachtungebner Spur!  
 Verstummt sind sie, der goldnen Lyra Lieder;  
 Er ging dahin, und nimmer kehrt er wieder. —

Diese Strophen, zum ersten Male mitgetheilt in der Zeitung für die elegante Welt (den 18. Mai 1805, Stück 64.) — späterhin auch in der neuen Auflage von seinen Gedichten, Leipzig 1817. II. B., S. 46 u. f. abgedruckt — entstanden wenige Stunden nach Empfang der Nachricht von Schillers am 10. Mai erfolgtem Tode, und waren, so viel dem Verfasser bekannt, der erste Versuch, die Uene des Verewigten mit einem Vergiftmeinnichtkranke von seinen eigenen Fluren dankbar zu umwinden. — Der Name Raphael bezieht sich zuvörderst auf die Drieße zwischen Raphael und Julius in der Thalia.

Ob aber zwischen Schiller und Raphael Sanzio nicht auch mehrere Aehnlichkeiten Statt finden, dieselben dem weitem Nachdenken des Lesers anheim gestellt.

Dort liegt der Sänger! Wenig Steine decken  
 Den Mcht'gen, dessen Ruhm den Pindus fllt,  
 Den Mcht'gen, der des Lasters grause Schrecken,  
 Der Tugend holde Schöne uns enthüllt.  
 Dort liegt der Sänger! Nichts kann ihn erwecken,  
 Ob Philomele stt, Donner brüllt.  
 Jahrhunderte wird noch zu diesen Hallen  
 Die späte Nachwelt still bewundernd wallen!

Ha, was erblick' ich? Lichtgestalten heben  
 Sich an dem heil'gen Grabe still empor.  
 Wie Engel um der Sel'gen Grfte schweben,  
 So schweben sie, ein himmlisch Mädchen: Chor.  
 Ich sehe sie den Sarkophag umweben  
 Mit ew'ger Kränze reichen Blumenflor —  
 Wie nennt ihr euch, aus Ebens lichten Sphären  
 Herab geschwebt, um Raphael zu ehren.

Dich, dich erkenn' ich, liebende Louise,  
 Du frommes Opfer schlauer Schändlichkeit;  
 Ein ses Beilchen auf der Maienwiese,  
 Im frühen Lenz dem Opfertod geweiht.  
 Ob keine Freude dir auf Erden spriee,  
 Ob frühe dir verrinnt der Tropfen Zeit;  
 Du blicktest hoffend auf nach jenen Welten,  
 Wo schöne Thränen für Triumphe gelten.

Du? — Du bist Laura, die im mag'schen  
 Bunde  
 Mit höhern Geistern einst ihr Dichter sah. —

Du Valois! — Du mit der Todeswunde,  
Des Räubers Braut — „Du weinst, Amas-  
lia?“

Es fließen Seufzer von dem blassen Munde;  
Mit tiefer Schwermuth: Zügen stehst du da:  
„Nur zu verlieren, müssen wir erwerben,  
Ach, alles blüht, zu welken und zu sterben!“

und du — bist Thekla! Großen Schmerz  
erfahren

Hast du auf kurzen, dornenvollen Pfad.  
Der Holde sank mit seiner Treuen Scharen,  
Der liebend sich der Liebenden genah. —  
Ich sehe dich, wie in der Vorzeit Jahren...  
Die Wallerinn des Helden Gruft betrat!  
Du seufzest still mit schmerzlicher Geberde:  
„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“

Ja, Alles, Alles sind nur lust'ge Träume;  
Vorüber hallt die Melodie dem Ohr — —  
Doch, welch ein Glanz umröthet jene Bäume?  
Wie? öffnet sich des Himmels goldnes Thor?  
Johanna schwebt herab durch Sonnenräume,  
Sie schwingt die Drißlame hoch empor:  
„Dort floh er hin!“ ... ruft sie im Seraphkleide...  
„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!“

---



## Schillers Grab.

Von Körner (Pendant zu Schillers Grabe, von Kind).

---

Nach ich erblickte himmlische Gestalten  
 Am Rasenhügel, der den Barden deckt:  
 Im Kampfe, wo die hohen Mächte waltten,  
 Lag Talbot . . . der Gewalt'ge, . . . hingestreckt.  
 Das hohe, kühne Riesenhaupt gespalten;  
 Die Echo rief, . . . vom Seufzer aufgeweckt: . . .  
 „Vorüber ist's, ich geb' der Erde, Brüder,  
 „Der ew'gen Sonne die Atome wieder!“

„Dem Streben seines Riesengeistes gnügte  
 „Die Erde nicht!“ . . . seufzt Dunois ins Grab . . .  
 „Der Ort, wo sich sein Adlersittig wiegte,  
 „Sey seine Grabschrift!“ . . . ruft Carl hinab . . .  
 Johanna hört's, ihr heil'ger Busen schmiegte  
 Sich an der Gott geweihten Fahne Stab:  
 „So wahr die Sonne leuchtet in ihrer Klarheit,  
 „So unausbleiblich kommt der Tag der Wahr-  
 heit!“ —

Wen sieht mein Auge dort am Hügel wallen?  
 Bist du's, auf den Natur mit Bittern schaut?

---

Moor's Stimme hör' ich durch's Gewölbe hallen:

„Er hat nun heimgeführt seine Braut!

„Vorüber an den Zauberhunden allen,

„Ward nicht die Ewigkeit vom Wahn' erbaut!

„Zerrissen lieget über dieser Leiche

„Thuislons Handschrift mit dem Wardenreiche!“

Auch Du, erhab'ner Jüngling? — stolzer  
hebet

Sieh Deine Brust, und heller strahlt Dein Blick:

Sey mir begrüßet, Posa! — Sieh, dort schwebet

Dein Schöpfer zu den Seinigen zurück!

Du lächelst? — und von Deinen Lippen bebet

Das Tröstungswort: „Entehrt nicht das Geschick

„Durch herbe Klagen, ihr habt ihn verloren

„Auf viele Jahre, ewig nennen's Thoren!“ —

Wer ist's, der dort die hingeworfne Leier  
Durchstößt, . . . ein Windstoß in dem Eichen-  
thal? . . .

„Verlieren mag bei seiner Todtenfeier

„Das Leben der Anbeter frohe Schar!

„Wie eine Braut im goldverbrämten Schleier

„Glänzt die Verwesung hier am Todtenmahl!“ —

. . . Fiesko rief's . . . „Ha! stürz' in deine  
Fluthen!

„Verloschen, . . . Freund, . . . sind unsre Feuer-  
gluthen.“ —

Und wer bist Du, Du Pöher? Durch die Thore  
Der Warden wallst Du in Thuislons Pain! —

Suchst Deinen Barben, ... Deutscher Heros? ...

lehre

Hin nach Walhalla, Vater Wallenstein.

Bedeutend blickst Du nach des Himmels Sphäre:

„Kein Sternbild glänzt, — nach jenem seinen  
Schein.

Dorthin steht Jupiter, — doch jetzt — jetzt —

Wehe! —

— Bedeckt auch ihn — ihn auch Gewitternähe!“

Am Himmel ist geschäftiges Bewegen —

Des Thurmes Fahne jagt des Kirchhofs Lust.

Die Mondesichel wankt, und Seufzer regen

Sich in umnebelter Zypressen Duft.

„Was wir uns ferner auch erstreben mögen:

„Weg ist das Schöne, steigt nicht aus der Gruft.

„Die Blume ist hinweg aus unserm Leben,

„Und kalt und farblos sehn wir's vor uns schweben.“ —

O Du, der uns die Zukunft lichter mahlte,

Uns war so wohl, wenn Dich das Aug' erblickt.

Du warst der Stern, der unserm Leben strahlte,

Dein Anblick hat uns wunderbar erquickt!

Doch — Heil! — Er, der dem Staub die Schuld  
bezahlte,

Er hat vollendet, Heil! — Er ist beglückt.

Weg ist Er über Wunsch und Furcht getreten,

Gehört nicht mehr dem wankenden Planeten.

## Schillers Todtenfeier.

An edle Frauen und Mädchen, von Wilh. Müller,  
geborne Maish (1805).

---

Kommt Schwestern, holt die sturmwundne Feier  
Von jenem Weidenast herab,  
Die mir zu dieser großen Todtenfeier  
Die Pelikoniade gab! —  
Sie soll heut ernster, feierlicher schallen,  
Als je ihr tiefes Moll erklang —  
Schon bebt ihr Ton: Er ist, Er ist gefallen,  
Der Mann, der Frauen Würde sang.

Kommt, bring nun, wie Moguntina's Frauen,  
Ein Opfer unserm Frauenlob!  
Dank ihm, der einst zu Muth und Selbstvertrauen  
Das duldbende Geschlecht erhob!  
Verehrung Ihm! der höheren Naturen  
Den Geist des Weibes angereicht —  
Wir ahnden nun auf seinen Ruf die Spuren,  
Die Höhe künft'ger Gütlichkeit.

Er rief uns in das Reich der Ideale  
Rief seine Welt zum hellern Licht —

---

Aus Wilhelmine Müller, geborne Maish Gedichte.  
Zweite Auflage. Karlsruhe 1806, S. 140 — 144.

Er gab Genuß!! So bietet ihn die Schale,  
 Die Hebe Jovis reichet nicht!  
 Er hob die Poesie zu neuer Ehre,  
 Er hat ihr Glorie verliehn!  
 Da strahlt uns Hellas' Geist! Da sind Homere  
 Wo seiner Worte Flammen glühn.

Nur laßt uns nicht durch kindisch = weiche Klage  
 Das Grab des Herrlichen entweihn;  
 Nein, Reime laßt uns um die Sarkophage  
 Erhabner Musensöhne streun!  
 Ha! Reime, die sich auf zu Bäumen schwingen,  
 Zum Schatten für die Enkel = Schar,  
 Auf deren Zweigen Nachtigallen singen,  
 Die ihr geweihter Staub gebär.

Was sollen doch auch Seufzer, Klagen, Thränen,  
 Sie fallen jedem Aschenkrug —  
 Dem Schöpfer des Erhabnen und Schönen  
 Dem Mann, der Phöbus' Harfe schlug? —  
 Hoch im Olympos thront der Gott der Lieder  
 Hell strahlt er in Cronions Blick!  
 Was er dem Sohn der Erde lieb, kehrt wieder  
 Zu seinem Element zurück. —

Den großen Mann muß nie das Alter schwächen,  
 Der Winter starret, nur Lenze blühn!  
 Nie soll der Genius vor dem Gebrechen  
 Des Siechthums scheu von bannen ziehn!  
 Wo die Harpnen der Gewohnheit drohen  
 Schwingt sich der Liedergeist empor —

Das Grab allein schafft Menschen zu Heroen,  
Verwesung hebt zum Götter - Chor.

Die Sonne spendet Wärme, Licht und Leben,  
So lang' uns Lenz und Sommer blüht.  
Sie schafft die Frucht, lockt süßen Wein aus  
Reben,  
Pflanzt liches Gold auf dunkles Grün!  
Blick auf! Sie läuft in schönere Gefilde  
Bricht unsrer Winter Toben ein!  
Ihr großes Wirken sehn wir jetzt im Wisbe,  
Nun, laßt und leuchtet nur ihr Schein.

Und ließ uns Schillers Geist, die hehre Sonne  
Nicht auch ihr mildes Licht zurück?  
Ist er nicht noch des geist'gen Lesers Sonne,  
Der höherr Bühnen Stolz und Glück?  
Sieh! ewig st. amt ihr reines, heil'ges Feuer,  
Verweht es doch kein Sturm der Zeit;  
Horch! ewig tönt der Nachhall seiner Leier,  
Ihr Name heißt: Unsterblichkeit!

Schlägt seiner Glocke herrliches Geläute,  
Nicht noch zur Lust an unser Ohr? —  
Sein Hymnus an die Freude rauscht noch heute  
Durch ihrer Söhne lauten Chor!  
Noch stärkt aus seinen heil'gen Glaubensworten  
Der Müde sich zu neuem Lauf;  
Noch schließt durch ihn Melpomene die Pforten  
Zu geistigen Genüssen auf.

Fast forbern uns in die Cypresse winden,  
 Die bald sein Monument umhüllt,  
 Dieß Denkmahl soll dem Ausland es verkünden,  
 Was Deutschland Geistesgröße gilt!  
 Zu Königen bringt ihren Staub der Britte,  
 Der Franke ihn in's Pantheon,  
 Sieh! Fremder! auch in unsers Landes Mitte  
 Wird dem Talente Ruhm und Lohn.

## VII.

## Der Tod Schillers.

Eine Vision von Kose.

Der Maitag ging mit trübem Blick \*) zur Ruh;  
 Am fernen Wald erlosch des Abends Schimmer.  
 Der Dämm'ung grauer Nebelschleier hielt  
 Die winterliche Frühlingsflur umfangen.

Aus dem Frauentaschenbuche für das Jahr 1810. Nürnberg, Seite 115 — 118.

\*) Der Maimonat 1805, der Schillern der Erde entriß, war einer der kältesten und freudlosesten, die man in Deutschland je erlebt hat. Es schien, als ob die Natur selbst den Dichter bedaure. Schiller hatte, wie in der Monatsschrift Emma, Januar 1819, erzählt wird, noch kurz vor seinem letzten Krankenslager die schönsten Hoffnungen auf diesen Frühling gegründet, die auf Erden nicht erfüllt werden konnten.

Dampfbrausend wälzte sich die schwarze Fluth  
Des Bergstroms her in unbegrüntem Ufern,  
Aus idem Waldgesträuch erhob sich matt  
Die Nachtigall mit halb erstickten Tönen.

Da saß ich einsam noch im dunkeln Hain.  
Ein Winterlüstchen schwirrt' in meiner Locke.  
Ernst schaut' ich die verwaiste Frühlingsflur  
Und Wehmuth regte sich in tiefer Seele.

Was zürnt der Lenz so feindlich der Natur?  
Was hüllt die Schöpfung sich in öde Trauer?  
Kein Lebenshauch erwärmt die Fluren mehr;  
Kein Blümchen sproßt, den jungen Mai zu grüßen.

So klagt' ich, Todesbilder im Gemüth;  
Da kam er laut, noch nie von mir vernommen:  
„Was klag' du, Jüngling, um den schönen Mai?  
Es hüllt mit Recht der Frühling sich in Thränen.“

Und als ich die erstaunten Blicke hob,  
Erschien dem Aug' ein wunderbar Gefilde.  
Vom Lenz war die Gegend schön geschmückt,  
Und hell vom reinen Aetherstrahl umflossen.

Und wo der Strahl am Wolkensaum erlosch,  
Glänzt' ein Altar, wie Abendsonnenschimmer.  
Elysische Gebild' umringten ihn,  
Dem Herzen längst verwandte Lichtgestalten.

Johanna, mit dem Siegerkranz im Haar,  
Von lichter Glorie das Haupt umflossen,



Und Agnes, hehr, im Festesprunk geschmückt,  
Und Max, nicht mehr entstellt vom Staub der  
Schlachten.

Maria, weiß, im festlichen Gewand,  
Und Zell, das freie Männeraug' erhebend,  
Und Carlos, Frieden im gesaßten Blick,  
Und Wallenstein, verhüllt die blut'ge Wunde.

Und Thelia, bloß und mit gelöstem Haar,  
Doch schön, wie einst der trunkne Max sie schaute;  
Ein hohes Lächeln auf der Wang' und mehr  
Denn Erdenreiz in den verklärten Blicken.

Und als ich staunend das Gesicht erwog,  
Entstieg dem Wolkensaum ein fremder Schatten.  
Ernst war sein Blick, die hohen Schläfe dicht  
Umwunden mit des Lorbers heil'gem Laube.

Ich sah' die Lustgebild' erheben sich;  
Ein hohes Lächeln glänzt' auf ihren Wangen.  
Voran, im wehenden Gewande tritt  
Johanna hehr dem Kommenden entgegen.

Nicht zagend; wie sie einst die Fahne trug —  
Erfüllt mit himmlischer Begeisterung Weihe,  
Wie sie zu Chenon vor den Dauphin trat,  
Und vorgeeilt in das Gewühl der Schlachten.

Sie nimmt den Siegerkranz vom hohen Haupt;  
— Hell durch die Lüfte strahlt der Glorie Schim-  
mer —

„Nimm hin die Krone, die Johanna heut;  
Kein Erdenlorber soll dein Haupt mehr schmücken.

Ich habe deines Glaubens Kraft geschaut;  
Vernommen hab' ich deine reinen Töne.  
Wie keins erhaben, klang dein irdisch Lieb,  
Und als du schiedest, mocht' es keiner erben.

Beweinen wird ihr feuchtes Auge dich; —  
Doch konnten sie dir ew'gen Frühling bieten?  
Aus allen Blicken spricht der tiefe Schmerz.  
Doch du bist unser, jedem Leid entnommen.“

Sie hat des Dichters bloße Stirn umkränzt,  
Und wie die Glorie sein Haupt umstrahlte,  
Verjüngt, in sel'zer Blüte stand er da  
Und hohe Freu' thront in Aller Blicken.

Maria's Antlitz lächelt Himmelstruh;  
Ein Strahl des Glückes glänzt auf Friedland's  
Wangen.

Den freien Blick hebt Piccolomini,  
Und neigt sich still zu Hezla's reinem Busen.

Noch sah' ich staunend der Erscheinung zu,  
Als die Geblü' im Dufte wölke verschwanden.  
Da wehte schwer die Rittersnacht mich an,  
Und auf der Wang' erlosch die Sehnsuchts-  
thräne.

Run will kein Frühlings die verwaiste Flur,  
 Kein Lenzhauch will die starre Erde grüßen.  
 Am Hügel sproßt kein junges Grün; im Hain  
 Verstummt ist der Gesang der Nachtigallen.

---

### VIII.

#### Blumen auf Schillers Grab.

Von H. Seidel.

---

#### Der Wanderer.

Warum blüht ihr, wo die Todten schlafen,  
 Holde Blumen? Warum wurdet ihr  
 Nicht des Feldes oder Gartens Bier?  
 Wollte zürnend die Natur euch strafen?  
 Hier im Moberdust, an Grabessteinen  
 Lächelt ihr, wo Schmerz und Sehnsucht weinen?

#### Die Blumen.

Lächeln, Wanderer? Nein, wenn Klagen hallen,  
 Beugt sich trauernd unser Haupt hinab,  
 Küßt das heilige geweihte Grab.  
 Schöner konnte nie das Loos uns fallen!  
 Thränen, die Trünn'ung opfert, geben  
 Düste uns, und Glanz und frisches Leben.

Alle Blumen müssen bald vergehen;  
 Rosengluth und süßer Beilschen Schar,  
 Alles, was ein milder Lenz gebor,  
 Fällt in Staub, wenn kalte Norde wehen.  
 Wir allein, die den Altar umblühen,  
 Dufsten ewig, werden nie verglühen! —

## IX.

## Nekropompe auf Schillers Tod.

Gedichtet auf der Fahrt über den Bochnischen Meerbusen,  
 unter dem Getöse der Wogen, im August 1805  
 von J. G. Seume.

Wir erglänkten traulich und durchliefen  
 Noch ehmals das Leben Jahr für Jahr,  
 Da erschien ein Freund, und seine tiefen,  
 Hohlen, ernsten Trauertöne riefen  
 Uns die Botschaft, die gekommen war.

Schiller ist gestorben! Alle schwiegen  
 Drei Minuten feiernd, bis empor  
 In des Schmerzes schweren Athemzügen  
 Unserm Liebling Todtenopfer stiegen,  
 Und die Pressung ihr Gewicht verlor.

Schiller ist gestorben! scholl's in allen  
 Birkeln an der Rêwa auf und ab,  
 Von dem Marmor in den Kaiserhallen.  
 Freund, so schöne Blumenkränze fallen  
 Selten nur auf eines Dichters Grab.

Aber selten heiligen die Musen  
 Einen Geist auch so sich zum Altar,  
 Wohnen himmlisch so in einem Busen,  
 Wie vom Griechen bis zu dem Tongusen  
 Unser Liebling stets ihr Liebling war.

Von dem Rheine bis zum Obp haben  
 Tausende sich oft durch ihn erfreut,  
 Reicher sich gelebt durch seine Gaben,  
 Die er, ihren Seelendurst zu laben,  
 Unerschöpflich um sich ausgestreut.

Mächtig klang dem Delier die Laute,  
 Wenn er ihre Saiten Schillers hand,  
 Ihre Lieder seiner Brust vertraute;  
 Und die dichte stille Menge schaute  
 Dann durch ihn sich in das Geisterland.

Seine Zauber öffneten die Pforte,  
 Daß der Blick in neue Welten ging;  
 Blumen schuf er, wo die Flur verdorrte,  
 Und der Sturm besflügelte die Worte,  
 Die er flammend von dem Gott empfing.

Groß und mit der Tugend hohem Muthes,  
 Die den Männerwerth in Lumpen ehrt,

Sprach er kühn und offen für das Gute,  
 Unbekümmert ob der Thor verblute,  
 Der vom Mark der stillen Einsalt zehrt.

Wenn nicht er des Himmels Göttersfunken  
 Aus des Wesens letzter Tiefe schlägt,  
 Wenn er göttlich singt und feuertrunken  
 Bleibet, in des Stumpfsinns Nacht versunken,  
 Zu den Seelenlosen hingelegt.

Liebenswürdig war der Mann als Dichter;  
 Und der Dichter es noch mehr als Mann,  
 Glücklich, wer wie er so viel Gesichter,  
 So viel Herzen, auch als strenger Richter,  
 Auf den guten Weg erheitern kann.

Schiller wird mit seinem Posa leben;  
 Leben wenn der Undank ihn vergift  
 Niemand kann ätherischer uns heben,  
 Niemand besser zu genießen geben,  
 Was der Silberblick des Lebens ist.

---

## X.

## Friedrich Schillers Parentation.

Der sechsten Stunde des 9. Mai 1805, der Sterbestunde  
Friedr. Schillers, geweiht von  
Amalie, Fide von Silberberg.

---

Du warst es, die mit Fittigen der Wonne  
Den hohen Sänger zu den Sternen trugst;  
Es neigte trüber sich die Abendsonne,  
Als du der Menschheit diese Wunde schlugst.

Er sank hinab, um hier nicht mehr zu steigen,  
Soll Sehnsucht schmerzlicher zu ihm sich neigen?  
Ist unerbittlich streng das Geschick?  
„D gib den großen Todten uns zurück!!“ —

Auch Ihn besiegten die gewalt'gen Stunden;  
Der Endlichkeit gebühret dieser Zoll.  
Er wellte früher, weil Er tief empfunden,  
Weil Ihm begeisterter der Busen schwell.

Nur zu gewohnt im höchsten Raum zu schweben,  
Warf Er dahin das enge spanne Leben,

---

Gefördert von der Weimarischen Dichter: Societät durch  
des Präsidenten Göthe's Ausspruch mit 60 Louisd'ors;  
eingedruckt in das Journal für deutsche Frauen, von  
deutschen Frauen. Jahrgang 1806, Monat Julius.

Ihm arm und klein, warf er es sorglos hin,  
Und göttlicher entzog der Göttersinn !!!

Sein warmes Herz schlug nicht durch fremdes  
Feuer,

Im eignen Guten ward es schnell verzehrt.  
Sein Flammensinn, dem Genius getreuer,  
Ward uns zum Opfer; — doch des Opfers werth.

Was hätten Stunden, Schön'res Ihm zu  
geben? —

Die Dichtung war des Geistes höchstes Leben!  
Sie, die der Sphären Harmonien mißt,  
Und Raum und Zeit, die Welt um sich vergift.

Ihn hielt kein Band, Ihn fesselt' nicht die  
Schranke

Der Endlichkeit; Er floh die Sternenbahn.  
Aet'rischer entschwebte der Gedanke.  
Nur Geister durften Seinem Fluge nah'n!

Und klang Sein Lied, wie Aeol's Harfentöne.  
So gart entfaltet er das höchste Schöne,  
Er war es, dem die Muse Melodie,  
Den schönsten Zauber ihrer Feier lieh.

Wo Jartes nur, sich im Gebiet' des Schönen  
Mit jeder Grazie der Kunst vermählt,  
Lockt er aus todt'ner Brust, der Wonne Sehnen,  
Die sich vergeblich Ihm mit Kälte stählt.



Er fühlte tief, die Hörenden empfanden,  
 Er löste sie aus ihrer Dumpsheit Banden.  
 Selbst Schönheit, Wahrheit und Gefühl,  
 Veredelte des hohen Sängers Spiel.

Wo Göttliches, mit stiller, hoher Würde,  
 Erhabner der Empfindung sich vertraut,  
 Warf Er weit hinter sich der Sinnen Bürde,  
 Hat nur Sein Geist, des Geistes Höh' beschaut.

Verwundernd fühlten wir mit ernstem Schweigen

Das Göttliche zu uns herniedersteigen —  
 Der Schauer, der durch unsre Wesen flog,  
 War Pfand, daß uns die Phantasie nicht log.

Verstummt sind dieser Feier zarte Lieder,  
 Entflohn der mächt'ge Hauch, der sie beseelt,  
 Nie kehrt der reine Geist zu uns hernieder,  
 Mit Seiner Urkraft ist Er neu vermählt.

Im fessellosen All, in ew'gen Räumen,  
 Ist er erwacht, von schöner Dichtung Träumen,  
 Zu höh'ren Sonnen, rein'rer Lust entschwebt  
 Wo er ganz Geist, am Quell der Geister lebt.

Berhülle Deutschland Dich, in tiefe Trauer;  
 Sie sind dahin, die Du mit Stolz genannt;  
 Erbebe, Brust, vom herbsten Wehmuth-Schauer,  
 Sie welken schon, die Ihnen gleich verwandt.

... Ihr Abend naht, die, so wie diese sangen  
Im höchsten Flug Unsterblichkeit errangen.  
D blieb' vom Feuer Ihrer Götter-Lust  
Ein Funke nur in jeder Dichter-Brust! —

---



## Zweite Sammlung.

### 2. Theatralische Todtenseier auf einigen der vorzüglichsten Bühnen Deutschlands.

#### XI.

Auf dem Theater zu Berlin.

Ein Prolog von Bernhardt und Pellegrin  
(De la Motte Fouqué) 1806.

---

Schiller, als ein Knabe.

Gestalten: Ein Räuber, Fiesco, Ferdinand, Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, die Mutter der Braut von Messina, Tell.

---

Eine Gewittersymphonie.

(Felsengegend. Sturm; ferner Bliz; nahendes Gewitter.)

Schiller, kommt in größter Angst.

Wohin bin ich, o armes Kind! gerathen,  
Wie hab ich mich in dieses Thal verirrt?  
Ermattet lauf ich Stunden lang umher,  
Den Rückweg immer doch vergebens suchend.  
Ich kenne diese wilde Gegend nicht,  
Und schaudre in der tiefen Einsamkeit,

Wo nirgend tönet eine Menschenstimme.  
Hört Niemand —

Echo.

Niemand — Niemand — Niemand.

Entsetzlich! spottend gibt das Echo mir  
Die letzten Sylben meines Angstgeschrei's zurück.  
O Gott! was soll ich armes Kind beginnen?  
Es rast der Wind, ein Wetter nähert sich;  
Die Klippen stehen drohend um mich her;  
Der Giesbach tobt und wie mit Geisterstimmen  
Spricht mir das Rauschen dieser Eichen zu.  
Es ist, als schloße die Natur ihr Inneres auf,  
Und spräche Worte schweren, tiefen Inhalts.  
Der Regen rauscht herab — Ist denn kein Schutz  
In dieser Oede? Ist kein Klippenbach,  
Ist keine Höhle, wo ich mich verbergen kann?

Nach einigem Umherirren.

Gef. aben! Ja, hier will ich bleiben, hier  
Dr. Busens Angst mit Muth bekämpfend weilen.  
Die Kraft verläßt mich und ermattet sinkt  
Auf diesen Stein mein müder Leib dahin.

Auffahrend.

Wie Geisterchöre schwebt es um mich her,  
Verworrne Töne summen um mein Ohr,  
Die Knie wanken, und mein schweres Haupt  
Hält nur die Angst, hält nur der Schrecken auf-  
recht. —

Ja ich will beten. Fromme Kinder, sagte  
Mein Lehrer, sind bei Gott und Menschen ange-  
nehm.

Das Ohr der Allmacht neigt sich gütig ihnen,  
Wenn sie sich nahn mit gläubigem Gebet.

Er betet, das Gewitter entfernt sich etwas.

Es ist geschehn; ich fühle mich gestärkt,  
Und sanfte Ruhe kehrt dem Busen wieder.  
Der Donner droht nicht ferner schreckvoll mir,  
Ein leises Murmeln scheint er dem betäubten Ohr.  
Wie ist mir! Vor dem müden Auge spielt  
In wunderbaren Farben eine neue  
Und bunte Welt. Ihr freundlichen Gestalten  
Verweilt! — Sie flattern hin in buntem Tanz —  
Der Schlaf — unwiderstehlich muß ich folgen.

Er entsläft; das Gewitter verstärkt sich; der  
Knabe schläft unruhig.

Ein Räuber, aus dem Boden steigend.

Ein Räuber heiß ich, doch der Gotttheit Funken  
Blieb glühend in der edlen Brust zurück.  
Von Stolz und Kraft und Muth und Liebe trunken,  
Zerstörte der Gehefte vieler Glück.  
Dem Pöbel schien in Schande ich versunken,  
Mit Abscheu wandt' er von mir seinen Blick.  
Auch da noch wagte Frechheit mich zu höhnen,  
Als ich gebüßt, die Frevl zu versöhnen.

Dir öffne sich der Blick in jene Schlünde  
Der wilden, schauerhaften Menschenbrust,  
Was ich dir jetzt geoffenbart, entzünde  
Den Mann zu wildem Schmerz und trüber Lust.  
Mit sich'rer Kraft und frechem Geis: verkünde  
Des Göttersunkens Kampf im Erdenwust,

Wie Schande glänzet, wie die Rache weilet,  
und Strafe endlich doch die Schuld ereilet.

**Verfinkt.**

Wieco, eben daher.

Schön, jung und reich sah ich den Purpur  
bligen,  
Und die verwegne Hand griff nach der Krone,  
Nicht Schwerter schreckten mich, nicht Fängen-  
spigen;

Es fiel der Feind, und ich klettert' auf zum Throne.  
Doch durst' ich nicht, was ich erstrebt, besigen,  
Dem Frevler ward ein niedrer Tod zum Lohne,  
Von frechem Stolz und eitlen Wahn' trunken,  
Bin ich vom Thron in Meeresgrund gesunken.

Kannst du sie hören, diese Zammerkunde,  
Bewegt sich nicht in Leid dein edles Herz?  
Wie kann gebirge dieser stillen Stunde,  
Der Enkel mahle meinen herben Schmerz,  
De Gattinn Gram, ein grauser Tod verwunde  
Der späten Hörer menschlich - fühlend Herz.  
Durch ihre Thränen wirst du sie entzücken,  
Und ihre Thränen sollen mich beglücken.

**Verf.:**

Verbind, von der Seite.

Mit sanftem Sinn, von hohem Rang geboren,  
 Bog zu Louise mich der Liebe Gluth.  
 Sie hatte mich, ich hatte sie erkoren,  
 Und durch Verfolgung wuchs der stolze Muth.

Durch List und Trug ging all mein Glück ver-  
loren,

Aus Bärtlichkeit entsprang der Rache Wuth.  
Sie starb durch mich; bin ich durch mich gestorben,  
Hab ich das Recht auf Thränen mir erworben!

Wer liegt hier auf dieser Trauerbahre?  
Wer schlägt so hart das schmerzenvolle Haupt?  
Wer raust mit Wuth die alten grauen Haare?  
Es ist der Vater, dem ich sie geraubt —  
Unschuldig war sie. Weh! daß ich erfahre,  
Was ich der Bosheit einst im Wahn geglaubt.  
Will keine Thräne meinen Jammer mitdern?  
Kein Wort mein Leid und meine Neue schildern?

Auf der andern Seite ab.

Es hört auf zu donnern, ist aber noch finster.  
Der Knabe schläft sanfter.

Carlos, tritt auf.

Aus Fürstenstamm, der nächste an dem Throne,  
Tag mir das Leben herrlich aufgeschossen.  
Mit Reid sah'n alle nach dem Königssohne;  
Doch hab' ich nicht der Herrschaft Glück genossen,  
Noch krönte mich das Schicksal mit dem Lohne  
Getreuer Liebe. Unaufhaltsam flossen,  
Seit ich die Braut als Mutter mußte ehren,  
Des Kammers und der Liebe heiße Zähren.

Da sehnt' ich mich für jenes Volk zu streiten,  
Das sich entzog dem Joch der Herrscherwuth;

Kein Freund stand mir in meiner Qual zur  
Seiten,

Und sänsftigte die unvorsicht'ge Gluth.

So muß die eigne Hand mein Grab bereiten,  
Der König fordert seines Sohnes Blut;  
Mich und die Kön'ginn eilt er zu verderben,  
Durch seiges Gift läßt er uns beide sterben.

Unsterblich dichtend, magst Du es besingen,  
Nicht was ich war, nein, das was ich erstrebte,  
Wie ich die höchsten Kronen wollt' erringen;  
Der Tugend, Freundschaft, Liebe einzig lebte;  
Wie ich Verehrung wußte zu erzwingen  
Vom stolzen König, und wie der erbehte,  
Da, als mein Freund, von hoher Tugend trunken,  
Für seinen Freund in's Grab hinabgesunken.

Geht von der andern Seite ab.

Wallenstein, hinter dem Kopfe des Knaben er-  
scheinend.

Ein graues Bild aus jenen wilden Zeiten,  
Die Deutschland dreißig Jahr mit Blut getränkt,  
Steh' ich im Traum, o Knabe, Dir zur Seiten,  
Dem die Natur erhab'nen Sinn geschenkt.  
Von meinem Leid magst Du ein Lied bereiten,  
Das mächtig sich in aller Seelen drängt;  
Der Name Wallenstein soll laut ertönen,  
Der Enkel sich mit mir durch Dich versöhnen.

Von frechem Spiel und kühnem Stolz getrieben,  
Führt mich dem Abgrund zu mein wilder Scherz.



Zur Rache muß der äupre Ruhm zerfließen,  
 Mir eigen blieb und treu das große Herz.  
 Lehr' Du die Welt den tief Verirrten lieben,  
 Enthülle meine Trauer, meinen Schmerz,  
 Wie ich zuletzt, durch Mörderhand gestorben,  
 Ein schlechtes Grab statt einer Kron' erworben.

Die Sterne, die ich oft zu Rath gezogen,  
 Sie haben meinen Untergang gewollt;  
 Mir hat ein Peer, mir hat ein Freund gelogen,  
 Ein Freund sey Dir bei Deinem Liebe hold,  
 Und alle meine Sterne Dir gewogen.  
 Und haben Fürsten Thränen mir gezollt,  
 Dann schmücke Dich, statt meiner Königskrone,  
 Ein ewig grüner Lorberzweig zum Lohne.

Versinkt.

Maria Stuart, aus dem Boden steigend.

Mein Frankreich, Land voll süßer Lieder  
 bekleiden,

Voll Galant'rie und ritterlicher Kunst,  
 Was muß' ich dich und deine Lieder meiden,  
 Hinübergieh'nd in Schottlands Nebeldunst!  
 Zwar auf den weiten jagdburchstürmten Heiden  
 Entglühte mir ein Lustbild zarter Gunst —  
 Doch Wolken dunkeln, droh'nde Donner rollen —  
 Daß Rebel täuscht, ich hätt' es ahnen sollen.

Von Nacht erschreckt, vom Irlicht schlimm  
 betrogen,  
 Stand ich mit eins auf feindlichem Gebiet,

Zwar blieb der süße Zauber mir gewogen,  
 Der siegend durch Gemüth und Sinne zieht.  
 Den Stürmen trotzend, spottend grimmer Wogen,  
 That rasche Jugend, wie ihr Schönheit rieth.  
 O treuer Retter! Zweifach kühn begeistert!  
 Und vom Geschick feindselig doch bemeistert!

Was halb nur kaum so frühem Muth glückte,  
 Das führ', o Knabe, Du als Mann hinaus!  
 Mit allem Reiz, der einst mich siegend schmückte,  
 Steig' ich herauf aus meines Hügel's Graus.  
 Dich ruf' ich an: trotz ihr, die mich bedrückte,  
 Der Neidischen, sey mir des süßen Thau's,  
 Den Lieb' und Leid aus milden Augen spendet,  
 Durch deine Kunst manch Opfer zugewendet.

Versinkt.

Der Mond gehet auf. Wolken bleiben am Horizont.

Juno-frau von Orleans, vom Himmel  
 schwebend.

Nich wiegend auf des Mondes kühlen Strahlen,  
 Den feiernden, jungfräulichen Geleitern,  
 Die Fels und Wald zum keuschen Tempel mahlen,  
 Komm' ich, ein strebend Herz noch zu erweitern.  
 Es soll nicht an der Erde kleinen Qualen,  
 Nicht an feindsel'ger Sterne Lenkung scheitern,  
 Drum künd' ich ihm, kraft meiner hohen Weihung,  
 Der fernern Zeit wahrhaft'ge Prophezeiung.

Der Kronen Glanz, fürstlicher Waffen Blinken,  
 Des Adels Schilde sind erhabne Zeichen

Von inn'rer Macht, von ew'gen Götterwinken.  
 Und Gleiches naht sich, schnell erweckt, den  
 Gleichen;  
 Wenn niedre Geister, bald vergessen fallen,  
 Prangt hoher Geist auch hoch in äußern Reichen.  
 Nicht nur, wo Trommeln rufen, Schild  
 hallen,  
 Wo Freund und Feind im blut'gen Schmutz  
 glühn,  
 Für ew'gen Ruhm zeitlich in Gräbern wallen,  
 Nicht da nur, wo ich andachtsvoll und lühn  
 Für meinen Herrn und meinen Gott gestritten,  
 Mag allverehrt des Geistes Blum' erblühn.  
 Hat wer, dem innern Winken treu, erlitten  
 Standhaft und siegreich für das Höchste, Streit,  
 So krängt ihn Vorber in des Friedens Mitten.

Ein Herzog wandt' in seiner Herrlichkeit  
 Die Blicke froh und glaubend mir entgegen,  
 Den König labte meiner Kraft, Geleit.

Auch du wirst Freud' und Wehmuth noch er-  
 regen

In eines Herzogs kriegerisch edler Brust,  
 Ein König will hildreich den Säng' pflügen,  
 Und Deutschlands Adel fühlt sich froh bewußt  
 Zu alten Schilden deinen Schild zu zählen,  
 Der Nachwelt Herrlichkeit und Schirm und Lust.  
 Denn nimmer kann's dem Stamm an Helden  
 fehlen,

Dess' Ahnherr Vieder singt, die alle Zeiten  
 Mit Heldenkraft, mit Tod'verachtung stählen.

Du sollst, und Du allein sollst Dich bereiten,  
 Mich, die verklärte Krieg'rinn, zu besingen;  
 Karl, Dünnois, Baudricour! tauscht seinen Saiten!  
 Dem Ritter wird ein Ritterlied gelingen.

In Träumen lag ich unterm Runenbaume,  
 Da sprach mich an ein feierlich Gebot.  
 So liegst auch Du allein im düstern Raume,  
 Von Nacht beschirmt, die Andern schaurig droht.  
 Heil meinem Traum! Heil nun auch Deinem  
 Traume!

Er bleib Dir treu im hellen Morgenroth,  
 Und seinen Bildern werden roß'ge Strahlen  
 Am ersten Schluß die reine Glorie mahlen.

Sie schwebt empor. Eine Wolke tritt vor den Mond.

Die Mutter der Braut von Messina,  
 Steigt aus dem Boden.

Ort unten in des Todes dunkeln Haus  
 Liegt Alles freudelos das enge Mund,  
 Bethörend herrscht bei Schatten nicht'ger Graus;  
 Kein Licht, kein Leben wird den Armen kund,  
 Nur einzig Grimm und Zwietracht brechen aus,  
 Doch nicht, wie oben, mit der Kraft im Mund.  
 Nein! Alles bleibt ein ängstliches Betäuben,  
 Ein dumpf Geroll, ein schauerlich Zerstäuben.

Wer ruft den Geistern alte Nacht hervor?  
 Die Vorwelt that's mit reinem Opferblut.  
 Nicht Blut für uns! Denn unser's Hauses Flor  
 Ward blutbeneht und welk von eigener Wuth.

Doch schläge Lieberklang an Plutons Thor,  
 So würd' uns wohl erneut eh'mahl'ger Muth,  
 Und schaurig zwar, doch weckend fromme Thränen,  
 Durchspielten wir des Lebens Jammer-scenen.

Hier in das Felsenthal zieht's mich herauf,  
 Hier zu den Schlummernden lockt's mich heran.  
 Ihr Wolken drängt euch tiefer noch zu Hauf,  
 Ihr Lüfte müßt ihn flüsternder umfahn;  
 Nicht wachend seh' er meinen graus'gen Lauf,  
 Im Traume nur darf Schuld dem Sänger nah'n.  
 Da mag ihn wohl mein trüb Versinken rühren,  
 Daß seine Chöre neu an's Licht uns führen.

Verstüßt.

Die Gegend wird hell. Morgenroth. Man hört den  
 Aubreigen.

I e l l, kommt aus den Bergen.

Mit frischem Hauch, begrüßt von Hirten-  
 Liedern,

Ersteht der Morgen auf begras'ter Flur.  
 Nun gilt's, den Wäldern rüstig zu besiedern,  
 Zu spä'h'n bergan der Gemse leichte Spur.  
 Des Jägers Gruß in Freuden zu erwiedern,  
 Liegt Wiederhall in Thälern wartend nur;  
 Mit freien Stimmen liebt er frei zu ringen,  
 Und durch's Gebirg wetteifernd sich zu schwingen.

Wohl billig stäng' altväterlichen Klüften  
 Von alter That stets neuer Siegerklang,

Vertraut mit lichten Wolken, keuschern Lüften,  
 Kühn rauschend von dem schroffsten Felsenhang,  
 Froh tönend zwischen eisbedeckten Grüften,  
 Stark fliegend öde Schneegeseid' entlang;  
 Doch gibt's nur wenig heut von solchen Sängern,  
 Die Brust und Lied auf Bergen nicht verengern.

Hier schläft ein Knab' als wie zu Haus an  
 Stellen,

Die banger Schwindel niederm Volk verschließt.  
 Solch freiem Busen muß Gesang entquellen,  
 Der sehnend hehm nach ew'ger Freiheit fließt.  
 Wohlauß, mein Knab! Du mußt Dich aufrecht  
 stellen!

Es eilt die Zeit! Ein blühend Reis entsproßt,  
 Um sich am Ziel, nach heil'gen Siegerrechten,  
 Zur himmlischfreien Krone Dir zu flechten.

Verswindet zwischen den Bergen.

Der Knabe, erwachend.

So gib der Freiheit heiß ersehnten Kranz,  
 Den ewig blüh'nden, unvergänglichen!  
 Gib, daß er mein verklärtes Haupt umschlinge!  
 Ich sang Dein Lied! Die Bitter tönt mir noch  
 Im Arm — nein — ohne Saitenspiel, verstummt  
 Bin ich allein im wilden Felsgeblä.  
 War Alles das ein Traum? Und ist noch keins  
 Von jenen Liedern meiner Lipp' entschollen?  
 O welch ein reiches Pilgerleben wacht  
 Vor meinen Blicken auf! Welch' heil'ge Stellen,  
 Die ich lobpreisend noch besuchen soll,

Am Ziel die heiligste, der Freiheit Stätte,  
 Die Baldkapelle, Denkmal frommer That.  
 Ich tret' ihn an, den wundersamen Weg,  
 Ich folg' ihr gern, der Gluth in meiner Brust.  
 Zwar, wo der Pfad sich um den Abhang schlingt  
 Im leichtesten Bogen, wo das Thal hinab  
 Er durch die blühendsten Sträucher sicher führt,  
 Wo er entlängst den kühlsten Bächen geht —  
 Wer wüßte das, dem Reisen fremd noch ist  
 In diesem Land, dem bunten, liebervollen?  
 Doch bau' ich auf mich selbst und meinen Traum.  
 Ein kühner Sprung den Fels hinab gelingt,  
 Ein dreist Anklimmen zu den Bergen siegt,  
 Wenn Muth und Kraft sich in den Gliedern regt.  
 Ach Eines wüß' ich, hohes, vielschntes Glück,  
 Des Lebens Blüte, schöner Wiederhall  
 Der Zithersaiten — einen edlen Freund,  
 Gleich mir der Kunst und ihren Spielen hold,  
 Der schon am hellen Tag' und wachend sah,  
 Was mir im nächt'gen Taumel heut erschien;  
 Ein Sänger, mit des Lebens Freuden wohl  
 vertraut,  
 Wie ich mit seinen Schmerzen — liebend dann  
 Schritt' ich an meines Trauten Hand hinaus,  
 Und zög' im Festgesang durch goldne Aehren,  
 Durch thau'ge Palme, Gärten, Städte fort,  
 Und sände rings erquickendes Gewähren.

Dann mir willkommen, bestes Gut der Güter,  
 Du, zwischen roll'aden Jahren unvergänglich,  
 Du Siegerpreis, stets junger, neu erblühter,

An Ehren groß, an Freuden überschwänglich.  
 Stellt endlichen, raubfah'gen Schätzen Hüter!  
 Mir ward ein Schatz, nur hohem Sinn erdentlich,  
 Ein sichres Heil, mir treu zu allen Tagen,  
 So lang' an Herzen glüh'nde Herzen schlagen.

O Dichterruhm, Du zeigst Dich fern am Ziele,  
 Doch, weil ich's ahne, wird der Sieg auch mein.  
 Die frei'ste Lust entspringt dem frei'sten Spiele,  
 Du willst mein eigen, ich Dein eigen seyn.  
 Im kurzen Lauf schau' ich der Zeiten viele,  
 Vorwelt geht stolz in meine Kreise ein.  
 Die Bühne glänzt von neuen Lebensblüthen,  
 Und Völker lauschen auf gebrängten Sigen,

Voran die Fürsten, hier auch ihnen Leiter,  
 Und Schönheit, noch verschönernd jeden Thron —  
 Wie schweb' ich auf! Zu höhern Sphären weiter!  
 Vorher bekränzt blick' ich vom Himmel schon.  
 „Erden glänzen Hallen licht und heiter;  
 Es gilt mein Fest. Mit dankerfültem Ton  
 Deckt Euch mein Bild zum feiernden Erheben:  
 In unsrer Liebe Schillern ew'ges Leben!“

Der Vorhang fällt.

Eine Siegesymphonie schließt.

---



Ein Blumenkranz entsproß, ein Laubgehänge,  
 Durch Hellas Kunst den ersten Sarkophagen;  
 Auf Indiens Flur von Gluthen kühn getragen  
 Entschwebt der Geist lichterhell aus dunkler Enge.

Man hört die Krieger durch Trompetenklänge  
 Fahr wohl! den todtten Schlachtgenossen sagen,  
 Und an der Fürsten Gräber liebt zu tragen  
 Andächt'ge Kerzen die verwais'te Menge.

Wer bringt in's tiefe Dunkel unsrer Trauer,  
 Zum höchsten Preis des Helden, den wir feiern,  
 Den Freudenbliß aus sel'gen Höhen entnommen?

Du, o Prophet! Kraftvoll vom Todeschauer  
 Den Frühling sel'ger Welten zu entschleiern,  
 Sey uns als Laub, Gluth, Festklang, Licht ent-  
 glommen.

---

## XII.

Auf dem Theater zu Bremen.

Dramatische Dichtung von H. Mayer 1806.

~~~~~  
Der Gattinn F. v. Schillers geweiht.  
~~~~~

## P r o l o g.

Still ist die Nacht, wenn Schimmer goldner  
Sterne  
Vergessenheit in unsre Seele streut! —  
Wirßt Du's verzeihn, wenn Dir aus weiter  
Ferne,  
Der Freunde Wort den stillen Schmerz erneut?  
Ja! Du verstehst uns, und Du nimmst es gerne  
was treuen Sinns gewohnte Ehrfurcht heut.  
Verweilend noch am ernstern Sarkophag,  
Empfangst Du, spät noch, gern der Freunde Klage.

Nicht Du allein hast Ihn so früh verloren,  
Es ist ein ganzes Volk das mit Dir weint;  
Uns allen ward der Herrliche geboren!  
Der uns mit Dir am Sarkophag vereint.  
Zu früh entführt' Ihn uns der Flug der Horen  
Dahin, wo Ihm kein Wandel mehr erscheint —  
Aus seines Lebens Schmerz erfülltem Thale  
Entfloh Er in das Reich der Ideale!

-Dir allein war das schöne Loos beschieden,  
 Den rauhen Pfad mit Blumen Ihm zu streun;  
 Dich fand er unter Tausenden hiernieden,  
 Um sich in Dir des Lebens zu erfreun.  
 Dir ward das Glück, den edlen Mann dem Frieden,  
 Dem stillen Glück' im kleinen Kreis zu weihn.  
 Du knüpftest Ihn mit Liebe an das Leben,  
 Hast Ihm ein neues Vaterland gegeben.

Doch hat Natur uns feindlich viel entzogen  
 Und grünen uns des Lorbers Kränze nicht,  
 So lauschten doch der Weser gelbe Bogen  
 Nicht süßlos Seinem göttlichen Gedicht.  
 Auch unsre Klage ist Ihm nachgesungen,  
 Denn wir erglühten auch in Seinem Licht;  
 Und in des Ernstes würdevollem Spiele,  
 Zeigt unser Herz wie tief mit Dir es fühle!

Drum laß uns gern den Schmerz in Dir er-  
 neuen,

Der nicht so schnell vom wunden Herzen flieht!  
 Es soll mit stillem Troste Dich erfreuen,  
 Daß auch in uns Sein Angebenken glüht.  
 Dir wollen wir dieß kleine Denkmal weihen —  
 Und wenn Dein Blick es schmerzlich gerne sieht,  
 So laß uns nicht den süßen Trost entbehren,  
 Daß wir im ew'gen Schmerz Dir angehören!

## Drama. Thespis.

---

### P e r s o n e n.

**Drama** — **Thespis**; dann aus dem dritten und vierten Aufzuge von Wallensteins Tod (Zwischenspiele als dritte und fünfte Scene): **Wallenstein** — **Thessa** — **Mar Piccolomini** — **Herzoginn** — **Gräfinn Terzky** — ein schwedischer Hauptmann — Kürassiere vom Regiment Pappenheim.

---

### E r s t e S c e n e.

**Nacht**: große dunkle Säulenhalle. Im Vordergrund ein Monument. **Drama** unterhält die Flamme.

#### **Drama**, hervortretend.

Mich ruft ein ernsthaft trauriges Geschäft  
Aus meiner Freude buntem Zauberlande,  
Wo Schmerz befreundet nur im Bild' erscheint,  
In diese finstre, Graun erfüllte Halle,  
Die meinen Gram dem wilden Lärm entzieht.  
Hier wo des Scherzes gaukelnde Gestalt  
Der Freude Rosen fruchtlos suchen würde,  
Wo selbst die Liebe, die das Höchste wagt,  
Der finstren Mauern ödes Dunkel flieht,  
Hier näh'r' ich meines Grams Erinnerung.  
— Ihr! die des Lebens heit'rer Genius  
Mit Blumen reicher Gegenwart bekränzt,  
Die ihr mit heit'ren Blicken euch genäh't,

Und spähend meiner Trauer Ernst belauscht, —  
 O flieht den Gramerfüllten finstren Ort!  
 Ins Reich der heitren Freude lehrt zurück,  
 Daß nicht Erinnerung, mit gewalt'ger Hand,  
 Den leichten Rausch euch feindlich ernst entreiße!  
 Doch wenn ihr gern des Lebens buntes Spiel  
 Mit ernstem Sinnens stiller Feier würzt,  
 So zürnet nicht, wenn nun die Gegenwart  
 Der Freude Blick in finstren Schleier hüllt.

Kennt ihr mich nicht? Ich bin es, die euch  
 oft

Durch schöner Täuschung holbe Zauberei,  
 Des Lebens widerstrebendem Geräusch  
 Entführet, in das Licht umglänzte Reich  
 Des Idealen, das der Geist beherrscht.  
 Ich bin es — Drama — deren hohem Wort  
 Ihr gern gelauscht, wenn das Bedürfniß oft  
 Aus der Gemeinheit niedrem Wirkungskreis,  
 Den Geist zum edleren Genuß geführt.  
 Und wie ich oft zum schönen Mitgeföhlt,  
 Als Thekla und Maria Stuart, euch  
 Für fremdes Leid gerührt, in euer Auge  
 Des inn'gen Mitleids zarte Thräne rief,  
 So mögt ihr meinem eignen Schmerze nun  
 Des schönen Mitleids stille Zähre weihn.

Denn hier, in ruh'ger Einsamkeit der Nacht,  
 Näh'r' ich den ew'gen bittren Schmerz um ihn,  
 Der nur zu früh für mich und euch, des Lebens  
 Bedeutungsvoller Wirksamkeit entfloß,

Um in des Lichtes heitren Regionen,  
 Was ihm der hohe Sinn im Geist gezeigt,  
 Des Ideales Wirklichkeit zu sehn.

Ihr kennt ihn — Schiller. Dessen kühner  
 Geist

Auf ungebahntem Pfade, festen Schritts  
 Mich auf den Gipfel der Vollendung führte,  
 Den jedes Volk vergebens noch erstrebt.  
 Der des gebiegnen Sinnes kräft'ges Wort  
 Verständig in des Wohlkauts Zauber hüllte,  
 Und was ihr nie gesehn, und nie gehört,  
 Aus einer Welt, die er sich selbst erschuf  
 In Red' und That vor euer Auge führte. —  
 Kein neues Bild aus dieser schönen Welt  
 Wird euer Herz mit holdem Zauber rühren;  
 Den hohen Sängern ist er zugesellt,  
 Die ihn mit Stolz in ihrer Mitte führen.  
 Wie er in schöner Dichtung sich ergoß,  
 Verkünden euch des edlen Sängers Lieder,  
 Die Hülle die den kühnen Geist umschloß,  
 Gab er der Erde Mutter-Busen wieder.

### Zweite Scene.

Ihesus Geist — steigt im Hintergrunde empor.

Drama.

Wer stört mit frechem Schritt' die nächt'ge  
 Stille?

Wer ist der Kühne, dessen Uebermuth

Der stillen Trauer schügend Siegel bricht?  
 Doch keines Irdischen ist die Gestalt,  
 Es würde seines Blickes kalter Ernst,  
 Die Sterbliche mit bangem Schauer füllen;  
 Mich nicht! Und Strafe sey dem Frevelnden!  
 — Wer rief dich, Kühner! daß du es versucht,  
 Der Trauer ödes Dunkel zu durchbrechen,  
 Und in des Grammes stilles Heiligthum  
 Strafbarer Neugier kühnen Schritt zu wagen?  
 Wer bist du? Rede! Fürchte meinen Zorn  
 Wenn feindlich dich ein böses Schicksal treibt!

### I h e s p i s .

Kennst du mich nicht? Hat das Vergessen dir  
 Mit dichtem Schleier deinen Blick umhüllt,  
 Daß du des alten Vaters Angesicht  
 Nicht mehr erkennst? Dem Führer deiner Jugend  
 Der sorgend dich auf treuen Armen trug,  
 Gleich einem frechen Gast die Schwelle wehrst?  
 Ich bin es! 'Ihespis Geist! Die Blumenfluren  
 Elisiums durchwandelt' längst mein Fuß,  
 Doch freundlich gönnte mir Persephone  
 Die kurze Rückkehr in die Oberwelt,  
 Daß ich des Baumes, den ich einst gepflanzt,  
 Bereifte Früchte selber sehen möge.  
 Und du verkennst des Vaters Angesicht?  
 Entbietet nicht der Freude milden Gruß  
 Dem Lang'entbehrten? Hat ein eitler Stolz  
 Des Kindes Herz mir feindlich abgewendet?

## D r a m a.

Verzeih der Trauernben, die dich verkannt!  
 Wie konnt' ich, da Jahrhunderte entflohen  
 Seit Hella's Flur den theuren Leib empfing,  
 In dir des Vaters theure Züge finden?  
 Doch sey willkommen, der du Schöpfer einst  
 Des zarten Kindes, und Erzieher warst,  
 Das nicht unwürdig deiner, kühnen Muth's  
 Auf rauher Bahn, in stolzer Kraft erwuchs.

## T h e s p i s.

Wer hat, wie ich dich ungern ließ, mit Sorge  
 Für dich gewacht? Wer führte deine Jugend,  
 Daß sie in üpp'ger Fülle sich erschloß? —  
 Oft nahte sich im Hain' Elisiums  
 Manch frecher Bube mir, mit eittem Truge  
 Mich als Verwandten grüßend, weil du ihm  
 Der jungfräulichen Sitten Schutz vertraut.  
 Doch viele kannten deinen Namen nur,  
 Und deiner Gunst sich rühmend, hatten sie  
 Dein anmuthvolles Antlitz kaum gesehn.  
 Doch wer dich kannte rühmte deine Schöne,  
 Den holden Reiz der zarten Weiblichkeit,  
 Vereinet mit des Mannes hoher Jugend.

Und wie ich dich erblicke, scheinst du mir  
 Ein höh'res Wesen, keine Irdische,  
 Genährt von Götternectar und Ambrosia.  
 Nur diese Hoheit deiner Stirne sagt's,  
 Der schönen Züge nicht vergeßner Adel,  
 Daß du es sey'st, die ich auf Hella's Flur,



Ein zartes Kind mit freud'ger Sorg' erzog.  
 O sprich! Wer trug dich sanft auf rauher Bahn?  
 Wer hat mit treuer Sorge dich genährt?  
 Wer führte schirmend dich zum schönen Ziel,  
 Das mir ein dichter Schleier noch verbarg?

### Drama.

Wohl sprichst du recht! Mich hat Ambrosia  
 Der Himmlischen, und Nectar nur genährt.  
 Aus ew'ger goldner Schale goß Apoll  
 Des Wunderquell's Begeist'ung segnend hin  
 Auf jener Dichter Glanz-umgebnes Haupt,  
 Die meiner Jugend strenge Führer einst,  
 Mich auf den Gipfel der Vollendung, jetzt  
 Im eigenen Triumphe siegreich führten.  
 Denn sorgsam wie die Mutter noch das Kind  
 In strenger Regel des Gesetzes leitet,  
 Wie die erwachte Kraft das Kindische  
 Nicht ferner achtet, kühner sich erhebt,  
 Frei da steht, selber sich Gesetze schafft,  
 Und herrschend sich ein neues Reich erkämpft,  
 So floh auch ich den Zwang der Sklaverei,  
 Der Schleier sank, die Fesseln fielen nieder,  
 In hoher Freiheit strebt' ich fort zum Ziele,  
 Das leuchtend mir im Morgenglanz erschien.

### Thesis.

Doch welch ein feindlich waltendes Geschick  
 Verhüllt dich einsam jetzt in diese Halle,  
 Die dich des Lichtes heit'rem Glanz' entzieht?  
 Hat ungerecht des Volks beengter Sinn,

Der mühsam nur des Ernstes Hoheit faßt,  
 Verachtend, dich aus seinem Blick verbannt?  
 Hat der Gemeinheit leeres Gaukelspiel,  
 Den Beifall dir der Menge abgewendet?  
 O traure nicht! Es ist der Dinge Lauf,  
 Und wo die Menge nicht entscheiden darf,  
 Führt im Triumph der Bess're dich zurück!

### D r a m a.

Wie des bewegten Meeres ew'ge Wellen  
 Im steten Wechsel, nie besänftigt, ruhn,  
 Das Ufer fliehen das sie kaum gesucht,  
 Und immer der Bewegung Spiel erneu'n, —  
 So wogt der Menge unbeständ'ger Sinn,  
 Der Schönheit Gegenwart entzückt sie leicht,  
 Und fliehend suchet sie das Neue bald.  
 Doch wie der Berge Wolken-tragend Haupt  
 Im dichten Kranz die Meeresbucht umzieht,  
 Des ruh'gen Hafens sichere Heimath schüßt,  
 Und wen'ge Wellen sich zum Spiegel ebnet, —  
 So schafft der Kunst erhabne Schönheit sich  
 Der klein'ren Menge ruhig sichres Reich,  
 Und in dem reinen Spiegel ihrer Seele  
 Leb't des Erhabnen unvergänglich Bild.  
 Nicht traur' ich um des leichten Beifalls Gunst,  
 Den mir ein'schneller Augenblick geraubt,  
 Denn was im ew'gen Wechsel leicht vergeht,  
 Das wohnet nicht in meiner treuen Brust.  
 Unwandelbar erhebt das Große sich,  
 Das aus des Ideales lichtigem Reich  
 Der kühne Geist der Wirklichkeit vertraut; —

Doch, daß der Schöpfer seines ew'gen Ruhms,  
 Dem strenge waltenden Geschick erliegt,  
 Daß selbst des Sängers Lorberreiches Haupt  
 Dem Irdischen vergänglich angehört,  
 Daß mit der Hülle, die die Erde birgt,  
 Die Welt versinkt, die seine Götterkraft  
 In Bildern schön den Sterblichen gezeigt; —  
 Das ist es, was mein Herz mit Trauer füllt.

### I h e e p i s.

Run deut' ich mir des Freudenrufes Laut,  
 Der schallend weit Elisium durchslog,  
 Wie mir Persephone's gefäll'ger Wink  
 Die Rückkehr in die Oberwelt erlaubt.  
 Nicht zögern durst' ich, denn der Alte rief,  
 Doch sah ich fern im drängenden Gewühl,  
 Die Ankunft eines edlen Schatten feiern.  
 Es führten Sophokles und Aeschylus  
 Terenz und Shakespeare, Voltair, und Racine  
 Zu Lessing ihn, im herrlichen Triumph,  
 Und aller edlen Sänger stolze Schar  
 Empfang ihn jauchzend. Selbst der Tartarus  
 Vernahm der Menge lauten Freudenruf; —  
 Ist er es, den du trauernd hier beweinst?

### D r a m a.

Du irrst nicht! Er war es, den ich hier  
 In abgeschiedner Einsamkeit beweine!  
 Er war es — Schiller — der an's schöne Ziel  
 Auf ungebahntem Pfade mich geführt.  
 Ihm dank' ich was ich bin. Der Slaverei,

In die mich der beschränkte Geist geführt,  
 Hat er zur edlen Freiheit mich entrißen,  
 Und mir die Bahn zum Schönen Ziel gezeigt.  
 Ihm dank' ich es und seinem großen Freunde,  
 Der mit mir weinet um den Treflichen.  
 Laß mir der Thränen lindernden Genuß,  
 Die unaufhaltsam von der Wange rinnen!  
 Laß mir des herben Schmerzes stille Klage,  
 Und wenn du's ahnden kannst, was er mir war,  
 So stimm' in meine Klage tröstend ein!

### A h e s p i s.

Nicht kenn' ich seines hohen Geistes Kraft,  
 Bis in des Erebus verhaßte Nacht  
 Drang seiner Schöpfung schönes Leben nicht.  
 Doch willig theil' ich deines Busens Schmerz,  
 Und stimm' in deine Klage traurend ein,  
 Denn nicht gewöhnliches bewegt so sehr  
 Des edlen Weibes männlich kräft'gen Sinn.

### D r a m a.

Du kennst ihn nicht? — O könnt' ich schals-  
 lend dir

In eines Wortes nie gehörter Kraft,  
 Des Sängers mannigfalt'ge Größe zeigen,  
 Die, wie der Baum, aus einem Stamme sich  
 In kräft'ger Zweige wundervollen Kreis  
 Umher verbreitet, und in ihrem Schatten  
 Mit milder Kühle jeden Wandrer labt,  
 Wenn sie des Gipfels hoherhabnes Haupt  
 Im Aether badet, göttlichen Genuß  
 In ew'ger Sonnen lichter Glanze fühlt.

Doch, warum zöger' ich, mächt'gen Zaubers  
Kraft,

Die du dem Kinde liebend schon vertraut,  
In ganzer Fülle herrschend anzuwenden,  
Daß deinem ungewohnten Auge sich  
Das schöne Leben magisch hell entfalte,  
Und sich' des Sängers ideale Welt  
Vor dir in schöner Wirklichkeit gestalte.  
Laß uns der Traller ödes Dunkel fliehn,  
Im lichten Glanze zeige sich das Leben!  
Wenn edle Bilder dann vorüberziehn,  
Soll dir das Herz in süßer Freude beben.  
Dir soll das Ziel im Strahle hell erglühn,  
Und hast du dich dem Zauber hingegeben,  
Dann flieh zurück, um in Elisiums Gründen,  
Was du gesehn, dem Sänger zu verkünden.

Sie verschwinden. Der Vorhang fällt. Eine sanfte  
Trauermusik beginnt. Schnell geht der Vorhang auf.

### D r i t t e S c e n e.

Zwischenspiel aus Wallensteins Tod.

Dritter Aufzug, achtzehnter Auftritt  
Wallenstein. Thessa. Max Piccolomini. Herzoginn.  
Gräfinn Terzky. Kürassiere von Pappenheim.

Max, hereintretend.

Ja, Ja, da ist er! Ich vermags nicht länger  
Mit leisem Schritt um dieses Haus zu schleichen,

Den günk'gen Augenblick verstoßen zu  
Erlauern — Dieses Harren, diese Angst  
Geht über meine Kräfte!

Auf Thekla zugehend.

O sieh mich an! Sieh nicht weg, holder Engel!  
Bekenn' es frei vor Allen, fürchte Niemand.  
Es höre wer es will, daß wir uns lieben.  
Wozu es noch verbergen? Das Geheimniß  
Ist für die Glücklichen; das Unglück braucht,  
Das Hoffnungslose, keinen Schleier mehr,  
Frei, unter tausend Sternen kann es handeln.

Zur Gräfinn.

Nein Base Tergly! Seht mich nicht erwartend,  
Nicht hoffend an! Ich komme nicht zu bleiben.  
Abschied zu nehmen komm' ich. — Es ist aus.  
Ich muß, muß dich verlassen, Thekla — muß!  
Doch deinen Haß kann ich nicht mit mir nehmen,  
Nur einen Blick des Mitleids göune mir,  
Sag' daß du mich nicht hassest. Sag' mir's Thekla!

Indem er ihre Hand faßt, heftig bewegt.

O Gott! — Gott! Ich kann nicht von dieser  
Stelle.

Ich kann es nicht — kann diese Hand nicht lassen.  
Sag Thekla, daß du Mitleid mit mir fühlst!  
Dich selber überzeugst, ich kann nicht anders.

Thekla zeigt mit der Hand auf ihren Vater.

Du hier? — Nicht du bist's den ich hier gesucht.  
Dich sollten meine Augen nicht mehr schauen.  
Ich hab' es nur mit ihr allein. Hier will ich

Von diesem Herzen frei gesprochen seyn,  
An allem andern ist nichts mehr gelegen.

Wallenstein.

Denkst du ich soll der Thor seyn, und dich ziehen lassen,  
Und eine Großmuthsscene mit dir spielen?  
Dein Vater ist zum Schelm an mir geworden,  
Du bist mir nichts mehr als sein Sohn, sollst nicht  
umsonst in meine Macht gegeben seyn.  
Denk' nicht daß ich die alte Freundschaft ehren  
werde,  
Die er so ruchlos hat verlegt. Die Zeiten  
Der Liebe sind vorbei, der zarten Schonung,  
Und Haß und Rache kommen an die Reihe.  
Ich kann auch Unmensch seyn, wie er.

Mar.

Du wirst mit mir verfahren wie du Macht hast,  
Bohl aber weist du, daß ich deinem Zorn  
Nicht troge noch ihn fürchte. Was mich hier  
Zurück hält, weist du.

Thella bei der Hand fassend.

Sieh! Alles — Alles wollt' ich dir verdanken,  
Das Loos der Seligen wollt' ich empfangen  
Von deiner väterlichen Hand. Du hast's  
Zerstört. Doch daran liegt dir nichts. Gleichgültig  
Trittst du das Glück der Deinen in den Staub;  
Der Gott, dem du dienst, ist kein Gott der Gnade.

Wie das gemüthlos blinde Element,  
 Das furchtbare, mit dem kein Bund zu schließen,  
 Folgst du des Herzens wildem Trieb' allein.  
 Weh denen, die auf dich vertraun, an dich  
 Die sichere Hütte ihres Glückes lehnern,  
 Gelockt von deiner gastlichen Gestalt!  
 Schnell, unverhofft, bei nächtlich stiller Weile  
 Währt's in dem tückischen Feuerschlunde, ladet  
 Sich aus mit tobender Gewalt, und weg  
 Treibt über alle Pflanzungen der Menschen  
 Der wilde Strom in graufender Zerstörung.

### Wallenstein.

Du schildest deines Vaters Herz. Wie du's  
 Beschreibst, so ist's in seinem Eingeweide,  
 In dieses schwarzen Heuchlers Brust gestaltet.  
 O mich hat Höllenkunst getäuscht. Mir sandte  
 Der Abgrund den Verstocktesten der Geister,  
 Den Lügenkundigsten herauf, und stellt' ihn  
 Als Freund an meine Seite. Wer vermag  
 Der Hölle Macht zu widerstehn? Ich sog  
 Den Basilisken auf an meinem Busen,  
 Mit meinem Herzblut nährt' ich ihn, er sog  
 Sich schwellend voll an meiner Liebe Brüsten,  
 Ich hatte nimmer Arges gegen ihn,  
 Weit offen ließ ich des Gedankens Thore,  
 Und warf die Schlüssel weiser Vorsicht weg —  
 Am Sternenhimmel suchten meine Augen  
 Im weiten Weltenraum, den Feind, den ich  
 Im Herzen meines Herzens eingeschlossen.  
 Wär' ich dem Ferdinand gewesen, was



Octavio mir war — Ich hätt' ihm nie  
Krieg angekündigt — Nie hätt' ich's vermocht.  
Er war mein strenger Herr nur, nicht mein  
Freund,

Nicht meiner Treu vertraute sich der Kaiser.  
Krieg war schon zwischen mir und ihm, als er  
Den Feldherrnstab in meine Hände legte,  
Denn Krieg ist ewig zwischen List und Argwohn,  
Nur zwischen Glauben und Vertraun ist Friede.  
Wer das Vertrauen vergiftet, o der mordet  
Das werdende Geschlecht im Leib der Mutter!

Max.

Ich will den Vater nicht vertheidigen.  
Weh mir, daß ich's nicht kann!  
Unglücklich schwere Thaten sind geschehen,  
Und eine Frevelhand faßt die andere  
In enggeschlossener Kette grausend an.  
Doch wie geriethen wir, die nichts verschuldet,  
In diesen Kreis des Unglücks und Verbrechens?  
Wem brachen wir die Treue? Warum muß  
Der Väter Doppelschuld und Frevelthat  
Uns gräßlich wie ein Schlangenpaar umwinden?  
Warum der Väter unversöhnter Haß  
Auch uns, die Liebenden zerreißen und scheiden?

Er umschlingt Thekla mit heftigem Schmerz.

Wallenstein, hat den Blick schweigend auf ihn  
gerichtet, und nähert sich jetzt.

Max, bleibe bei mir! — Geh' nicht von mir,

Max!

Sieh, als man dich im Prag'schen Winterlager

In's Zelt mir brachte, einen garten Knaben,  
Des deutschen Winters ungewohnt, die Hand  
War dir erstarrt an der gewichtigen Fahne,  
Du wolltest männlich sie nicht lassen, damals  
nahm ich

Dich auf, bedeckte dich mit meinem Mantel,  
Ich selbst war deine Wärterinn, nicht schämt' ich  
Der kleinen Dienste mich, ich pflegte deiner  
Mit weiblich sorgender Geschäftigkeit,  
Bis du von mir erwärmt, an meinem Herzen  
Das junge Leben freudig wieder fühltest.  
Wann hab' ich meinen Sinn seitdem verändert?  
Ich habe viele Tausend reich gemacht,  
Mit Ländereien sie beschenkt, belohnt  
Mit Ehrenstellen, — dich hab' ich geliebt,  
Mein Herz, mich selber hab' ich dir gegeben.  
Sie alle waren Fremdlinge, du warst  
Das Kind des Hauses — War du kannst mich nicht  
verlassen.  
Es kann nicht seyn, ich mag's und will's nicht  
glauben,  
Dass mich der War verlassen kann.

902 a. k.

D. Gott.

Ballenstein.

Ich habe dich gehalten und getragen  
Von Kindesbeinen an — Was that dein Vater  
Für dich, das ich nicht reichlich auch gethan?  
Ein Liebesnetz hab' ich um dich gesponnen,  
Ed. G. D. 7

Zerreiß' es, wenn du kannst — du bist an mich  
 Geknüpft mit jedem zarten Seelenbunde,  
 Mit jeder heiligen Fessel der Natur,  
 Die Menschen an einander ketten kann.  
 Geh hin, verlaß mich, diene deinem Kaiser,  
 Laß dich mit einem goldnen Gnadenkettlein,  
 Mit seinem Widderfell dafür belohnen,  
 Daß dir der Freund, der Vater deiner Jugend,  
 Daß dir das heiligste Gefühl nichts galt.

*M a r, in heftigem Kampf.*

O Gott, wie kann ich anders, muß ich nicht?  
 Mein Eid, — die Pflicht —

*Wallenstein.*

*Pflicht? Gegen wen? Wer bist du?*

Wenn ich am Kaiser unrecht handle, ist's  
 Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörst  
 Du dir? Bist du dein eigener Gebieter,  
 Stehst frei da in der Welt wie ich, daß du  
 Der Thäter deiner Thaten könntest seyn?  
 Auf mich bist du gepflanzt, ich bin dein Kaiser,  
 Mir angehören, mir gehorchen, das  
 Ist deine Ehre, dein Naturgesch.  
 Und wenn der Stern auf dem du lebst und wohnst  
 Aus seinem Gleise tritt, sich brennend wirft  
 Auf eine nächste Welt, und sie entzündet,  
 Du kannst nicht wählen ob du folgen willst,  
 Fort reißt er dich in seines Schwunges Kraft,  
 Sammt seinem Ring, und allen seinen Monden.  
 Mit leichter Schuld gehst du in diesen Streit,

Dich wird die Welt nicht tabeln, sie wirb's loben,  
 Daß dir der Freund das meiste hat gegolten.  
 Soll diese Stadt zum Schlachtgesilde werden,  
 Und brüderliche Zwietracht feuerarmig  
 Durch ihre Straßen losgelassen toben?  
 Dem tauben Grimm, der keinen Führer hört,  
 Soll die Entscheidung übergeben seyn?  
 Hier ist nicht Raum zum Schlagen, nur zum  
 Würgen,

Die losgebundnen Furien der Wuth  
 Ruft keines Herrschers Stimme mehr zurück.  
 Wohl! Es mag seyn! Ich hab' es lang bedacht,  
 So mag sich's rasch und blutig denn entladen.  
 Du Max gewendet.

Wie ist's? Willst du den Gang mit mir versuchen?  
 Freiheit zu gehen hast du. Stelle dich  
 Mir gegenüber, führe sie zum Kampf.  
 Den Krieg verstehst du, hast bei mir etwas  
 Gelernt, ich darf des Gegners mich nicht schämen,  
 Und keinen schön'ren Tag erlebst du, mir  
 Die Schule zu bezahlen.

Max.

Das ertrag' ich nicht.  
 Ich kam hierher mit fest entschiedner Seele,  
 Ich glaubte recht und tadellos zu thun,  
 Und muß hier stehen, wie ein Passenswerther,  
 Ein roh unmenschlicher, vom Fluch belastet,  
 Vom Abscheu Aller, die mir theuer sind,  
 Unwürdig, schwer bedrängt die Lieben sehn,  
 Die ich mit einem Wort beglücken kann —

Das Herz in mir empört sich, es erheben  
Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust,  
In mir ist Nacht, ich weiß das Rechte nicht zu  
wählen.

O wohl, wohl hast du wahr geredet, Vater!  
Zu viel vertraut' ich auf das eigne Herz  
Ich stehe wankend, weiß nicht was ich soll.

Gräfinn.

Sie wissen nicht? Ihr Herz sagt's Ihnen  
nicht?

So will ich's Ihnen sagen!

Ihr Vater hat den schreienden Verrath  
An uns begangen, an des Fürsten Haupt  
Gefrevelt, uns in Schmach gestürzt, daraus  
Ergibt sich klar, was Sie, sein Sohn, thun sollen:  
Gut machen, was der Schändliche verbrochen,  
Ein Beispiel aufstellen frommer Treu,  
Daß nicht der Name Piccolomini  
Ein Schandlied sey, ein ew'ger Fluch im Haus  
Der Wallensteiner.

Mar.

Wo ist eine Stimme

Der Wahrheit, der ich folgen darf? Uns alle  
Bewegt der Wunsch, die Leidenschaft. Daß jetzt  
Ein Engel mir vom Himmel niedersteige,  
Das Rechte mir, das Unversälfchte, schöpfe  
Aus reinem Lichtquell mit der reinen Hand.

Indem seine Augen auf Thekla fallen.

Wie? Such' ich diesen Engel noch? Erwart' ich  
Noch einen andern?

Nähert sich ihr, den Arm um sie schlagend.

Hier, auf dieses Herz

Das unsichtbare, heilig reine, will  
Ich's legen, deine Liebe will ich fragen,  
Die nur den Glücklichen beglücken kann,  
Vom unglücklich Schuldigen sich wendet.  
Kannst du mich dann noch lieben wenn ich bleibe?  
Erkläre daß du's kannst, und ich bin euer.

Gräfinn.

Bedenk! —

Mar, unterbricht sie.

Bedenke nichts. Sag' wie du's fühlst.

Gräfinn.

An Euern Vater denkt —

Mar.

Nicht Friedlands Tochter,

Ich frage dich, — dich, die Geliebte frag' ich!

Es gilt nicht eine Krone zu gewinnen,

Das mügest du mit klugem Geist bedenken.

Die Ruhe deines Freundes gilt's, das Glück

Von einem Tausend tapfrer Heldenherzen,

Die seine That zum Muster nehmen werden.

Soll ich dem Kaiser Eid und Pflicht abschwören?

Soll ich in's Lager des Octavio

Die vatermörderische Kugel senden?

Denn wenn die Kugel los ist aus dem Lauf,

Ist sie kein todt's Werkzeug mehr, sie lebt,

Ein Geist fährt in sie, die Erinyen  
Ergreifen sie, des Frevels Rächerinnen,  
Und führen tückisch sie den ärgsten Weg.

*Thella.*

*O Mar —*

*Mar, unterbricht sie.*

Nein, überleide dich auch nicht.  
Ich kenne dich, dem edlen Herzen könnte  
Die schwerste Pflicht die nächste scheinen. Nicht  
Das Große, nur das Menschliche geschehe!  
Denk' was der Fürst von je an mir gethan,  
Denk' auch wie's ihm mein Vater hat vergolten.  
D auch die schönen freien Regungen  
Der Gastlichkeit, der frommen Freundestreue  
Sind eine heil'ge Religion dem Herzen,  
Schwer rächen sie die Schauder der Natur  
An dem Barbaren, der sie gräßlich schändet.  
Leg' Alles, Alles in die Wage, sprich  
Und laß dein Herz entscheiden.

*Thella.*

*O das deine  
Hat längst entschieden, folge deinem ersten  
Gefühl —*

*Gräfinn.*

Unglückliche!

Thella.

Wie könnte das  
Das Rechte seyn, was dieses zarte Herz  
Nicht gleich zuerst ergriffen und gefunden?  
Geh und erfülle deine Pflicht. Ich würde  
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,  
Du würdest edel stets, und deiner würdig  
Gehandelt haben — Aber Reue soll  
Nicht deiner Seele schönen Frieden stören.

Mar.

So muß ich dich verlassen, von dir scheiden!

Thella.

Wie du dir selbst getreu bleibst, bist du's mir;  
Uns trennt das Schicksal, unsre Herzen bleiben  
einig.

Ein blut'ger Haß entzweit auf ew'ge Tage  
Die Häuser Friedland, Piccolomini,  
Doch wir gehören nicht zu unserm Hause.  
— Fort! Eile! eile, deine gute Sache  
Von unsrer unglückseligen zu trennen.  
Auf unserm Haupte liegt des Himmels Fluch,  
Es ist dem Untergang geweiht. Auch mich  
Wird meines Vaters Schuld mit ins Verderben  
Hinabziehn. Traure nicht um mich! mein Schicksal  
Wird bald entschieden seyn. —

Mar faßt sie, heftig bewegt, in die Arme. Man hört  
hinter der Scene ein lautes, wildes, lang ver-  
hallendes Geschrei: Vivat Ferdinandus, von  
kriegerischen Instrumenten begleitet. Mar und  
Thella halten sich unbeweglich umschlungen.



Wallenstein, tritt zwischen beide.  
Scheidet!

Mar.

Gott!

Kürassiere mit gezogenen Gewehren treten in den Saal, und sammeln sich im Hintergunde. Zugleich hört man unten einige muthige Passagen aus dem Pappenheimer Marsch, die Mar zu rufen scheinen.

Wallenstein, zu den Kürassieren.

Hier ist er. Er ist frei. Ich halt' ihn nicht mehr. Er steht abgewendet, und so, daß ihm Mar nicht beisommen, noch sich dem Fräulein nähern kann.

Mar.

Du hassst mich, treibst mich im Jorn von dir. Zerreißen soll das Band der alten Liebe, Nicht sanft sich lösen, und du willst den Riß, Den schmerzlichen, mir schmerzlicher noch machen! Du weißt, ich habe ohne dich zu leben Noch nicht gelernt — in eine Wüste geh' ich Hinaus, und Alles was mir werth ist, Alles Bleibt hier zurück — O wende deine Augen Nicht von mir weg. Noch einmahl zeige mir Dein ewig theures und verehrtes Antlig! Verstosß mich nicht —

Er will seine Hand fassen. Wallenstein zieht sie zurück. Er wendet sich an die Gräfinn.

Ist hier kein andres Auge,  
 Das Mitleid für mich hätte — Base Terzky —  
 Sie wendet sich ab, er kehrt sich zur Herzoginn.  
 Ehrwürd'ge Mutter —

### Herzoginn.

Gehen Sie, Graf, wohin  
 Die Pflicht Sie ruft — So können Sie uns einst  
 Ein treuer Freund, ein guter Engel werden.

### Max.

Hoffnung geben Sie mir,  
 Sie wollen mich nicht ganz verzweifeln lassen.  
 O täuschen Sie mich nicht mit leerem Blendwerk.  
 Mein Unglück ist gewiß, und Dank dem Himmel,  
 Der mir ein Mittel eingibt, es zu enden.

Max versucht es noch einmal sich Ithella zu nähern. Wallenstein verhindert es. Er steht unschlüssig, schmerzvoll. Der Saal füllt sich mehr mit Gewaffneten, die Hörner ertönen unten aufrfordernd in immer kürzern Pausen.

### Max.

Blas't! Blas't! O wären es die schweb'schen  
 Hörner,

Und ging's von hier gerad' in's Feld des Todes,  
 Und alle Schwerter, alle, die ich hier  
 Entblößt muß sehn, durchdrängen meinen Busen.  
 Was wollt ihr? Kommt ihr, mich von hier hinweg  
 Zu reißen — O treibt mich nicht zur Verzweiflung!  
 Thut's nicht, ihr könntet es bereuen!

Der Saal füllt sich noch mehr.

Noch mehr! Es hängt Gewicht sich an Gewicht  
 Und ihre Masse zieht mich schwer hinab. —  
 Bedenket was ihr thut. Es ist nicht wohl gethan,  
 Zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.  
 Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohl an  
 Der Rache Götting weih' ich eure Seelen.  
 Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben,  
 Wer mit mir geht, der sey bereit zu sterben.

Indem er sich nach dem Hintergrunde wendet, ent-  
 steht eine rasche Bewegung unter den Kürassie-  
 ren, sie umgeben ihn, und begleiten ihn im wilden  
 Tumult. Wallenstein bleibt unbeweglich,  
 Thekla sinkt in ihrer Mutter Arme. Der Vor-  
 hang fällt.

## V i e r t e   S c e n e .

Wie die Musik sich in sanften Tönen auflöst, steigen  
 Drama und Thespis empor. Scene wie im An-  
 fange.

### Thespis.

Wo bin ich? Hatte mich des Götterboten  
 Gebietend Wort in den Olymp geführt,  
 Daß ich vom Wolkenthron Jupiter's  
 Das rege Leben einer großen Welt  
 Bedeutungsvoll zu meinen Füßen sähe?  
 Denn keines Spieles bunte Zauberei  
 Hat täuschend meiner Augen Kraft beherrscht;  
 Ich sah das Leben selber, unverhüllt,

Und was mit Staunen dieses Ohr gehört,  
 Nicht' es dem Herzen schüchtern kaum vertrau'n.

### D r a m a.

Nicht des gemeinen Lebens engen Kreis  
 Umfaßt des Dichters hohe Phantasie,  
 Das Große nur, das Schöne, das ihm selbst  
 Im eignen Busen mächtig waltend lebt,  
 Führt er mit Kraft vor den erstaunten Blick.  
 Das Leben sahst du, sahst die Wirklichkeit  
 Vor dir, in hoher Dichtung lichte Glanze,  
 Und was du nie geahndet, nie gehofft,  
 Siehst du erfüllt in schöner Red' und That.  
 Denn du erblickst die Wunder einer Welt,  
 Die dichter Schleier deinem Blick verhüllte,  
 In holdem Zauber dir vorüberziehn;  
 Und das bewegte Herz vermag es kaum  
 Des Busens enge Fesseln zu ertragen,  
 Wenn auf des Wohllauts ew'ger Harmonie,  
 Das Höchste wie das Schönste, wundervoll  
 Vor deiner Seele herrlich niederschwebt.  
 Was du gesehn, was staunend du gehört,  
 Ist eine Blume nur aus jenem Kranz,  
 Den sich des edlen Dichters hoher Geist  
 Errungen hat, den keine Zeit zerstört.

### T h e s p i s.

O sah' ich dieses Kranzes lichten Kreis  
 In seiner Fülle mir vor Augen stehen!  
 Möcht' ich die Wunder alle schauen, die  
 Der Genius, voll hoher Götterkraft,

Mit unerschöpflich reger Phantasie,  
 Vor die berauschte Seele zaubernd ruft!  
 Gleich dem Prometheus, der mit kühnem Muth,  
 Das ew'ge Feuer dem Olymp entwand,  
 Und Lebensgluth den Sterblichen verlieh,  
 Dringt auch des Dichters' ungemessne Kraft  
 Zum Licht empor, und wo das Irdische  
 In dumpfen Schlummer roh und klar erliegt,  
 Erhebt der Genius mit lichter Fackel  
 Das todte Chaos — eine neue Welt  
 Ersteht zum schönen Daseyn aus der Nacht,  
 Und seinen Götterursprung fühlt der Mensch,  
 Wenn ihn der Dichtung hoher Schwung erhebt.  
 Ach! Warum ruft zum stillen Schattenreich  
 Des Schicksals Strenge feindlich mich zurück!  
 Die Sehnsucht folgt zum Orkus mir hinab,  
 Und Lethe's ew'ge Fluth erlöscht sie nicht.  
 Doch zögr' ich nimmer, diesen Augenblick  
 Der mein noch ist, mit Weisheit zu benützen;  
 Vergönne mir des Anschau's süße Lust,  
 Eh Charon's Rachen wieder mich empfängt,  
 Und mir der Phlegeton die Rückkehr wehrt.

### D r a m a.

Wie gerne führt' ich dir im schnellen Fluge  
 Der schönen Bilder hehren Kreis vorüber,  
 Um deinem Auge hell das lichte Ziel,  
 Das ich errang, im vollen Glanz zu zeigen.  
 Doch schnell entflieht der rasche Augenblick,  
 Schwer ist die Wahl, aus diesem vollen Kranz  
 Der Blumen schönste sicher zu erwählen,

Denn jede strahlt von gleichem inn'ren Werth.  
 Drum laß in den bekannten Kreis zurück  
 Dich wieder führen; die du kaum gesehen  
 Noch ein Mahl soll sie deinem Blicke nah'n,  
 Und wie dem unerbittlichen Geschick  
 Die Schönheit sinkt, wie zarte Liebe fäh't,  
 Soll deine Brust mit süßer Wehmuth füllen!  
 Sie verschwinden.

---

### F ü n f t e S c e n e.

Zwischenspiel aus Wallensteins Tod.

---

Vierter Aufzug, zehnter und zwölfter  
 Auftritt.

*Thella.* Der schwedische Hauptmann.

*Hauptmann,* naht sich ehrerbietig.

Prinzessin! — ich — muß um Verzeihung  
 bitten,

Rein unbesonnen rasches Wort — Wie konnt' ich —

*Thella.*

Sie haben mich in meinem Schmerz gesehen,  
 Ein unglücksvoller Zufall machte Sie  
 Aus einem Fremdling schnell mit zum Vertrauten.

*Hauptmann.*

Ich fürchte daß Sie meinen Anblick haßen:  
 Denn meine Zunge sprach ein traurig Wort.

Thella.

Die Schuld ist mein. Ich selbst entriß es Ihnen,  
Sie waren nur die Stimme meines Schicksals,  
Mein Schrecken unterbrach den angefang'nen  
Bericht. Ich bitte drum, daß Sie ihn enden.

Hauptmann.

Prinzessin, es wird Ihren Schmerz erneuern.

Thella.

Ich bin darauf gefaßt — Ich will gefaßt seyn  
Wie sing das Treffen an? Vollenden Sie!

Hauptmann.

Wir standen, keines Ueberfalls gewärtig,  
Bei Neustadt schwach verschanzt in unserm Lager,  
Als gegen Abend eine Wolke Staubes  
Aufstieg vom Wald her, unser Vortrab fliehend  
Ins Lager stürzte, rief: der Feind sey da.  
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns schnell  
Aufs Pferd zu werfen, da durchbrachen schon,  
Im vollen Rosseslauf daher gesprengt,  
Die Pappenheimer den Berhack, schnell war  
Der Graben auch, der sich um's Lager zog,  
Von diesen stürm'schen Scharen überflogen.  
Doch unbesonnen hatte sie der Muth  
Vorausgeführt den andern, weit dahinten  
War noch das Fußvolk, nur die Pappenheimer  
waren  
Dem kühnen Führer kühn. gefolgt —

Thella macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis sie ihm einen Wink gibt fortzufahren.

### Hauptmann.

Von vorn und in die Flanken saßen wir  
 Sie jezo mit der ganzen Reiterei,  
 Und drängten sie zurück zum Graben, wo  
 Das Fußvolf, schnell geordnet, einen Reih'n  
 Von Piken ihnen starr entgegen streckte.  
 Nicht vorwärts konnten sie, auch nicht zurück,  
 Gekleidt in drangvoll fürchterliche Enge.  
 Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,  
 In guter Schlacht sich ehrlich zu ergeben;  
 Doch Oberst Piccolomini —

Thella schwindelnd, faßt einen Stuhl.

### Ihn machte

Der Helmbusch kenntlich und das lange Haar,  
 Vom raschen Ritte war's ihm losgegangen —  
 Zum Graben winkt' er, sprengt, der erste, selbst  
 Sein edles Ross darüber weg, ihm stürzt  
 Das Regiment nach — doch — schon war's ge-  
 schehn!

Sein Pferd von einer Partisan durchstoßen, bäumt  
 Sich wüthend, schleudert weit den Reiter ab,  
 Und hoch weg über ihn geht die Gewalt  
 Der Kasse, keinem Zügel mehr gehorchend.

Thella, welche die letzten Reden mit allen Zeichen  
 wachsender Angst begleitet, verfällt in ein hefti-  
 ges Zittern. Sie will sinken, Fräulein Neu-  
 brunn eilt hinzu und empfängt sie in ihren  
 Armen.



Hauptmann.

Ich entferne mich.

Thella.

Es ist vorüber — bringen Sie's zu Ende!

Hauptmann.

Da ergriff, als sie den Führer fallen sahn  
Die Truppen wüthend grimmige Verzweiflung.  
Der eignen Rettung denkt jetzt keiner mehr,  
Gleich wilden Tigern sechten sie, es reizt'  
Ihr starrer Widerstand die Unsrigen,  
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende  
Als bis der letzte Mann gefallen ist.

Thella.

Und wo? — wo ist? — Sie sagten mir nicht  
Nies.

Hauptmann, nach einer Pause.

Heut früh bestatteten wir ihn. Ihn trugen  
Zwölf Jünglinge der edelsten Geschlechter,  
Das ganze Heer begleitete die Bahre.  
Ein Forber schmückte seinen Sarg, drauf legte  
Der Rheingraf selbst den eignen Siegerbogen,  
Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht,  
Denn viele sind bei uns, die seine Großmuth  
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,  
Und alle rührte sein Geschick. Gern hätte  
Der Rheingraf ihn gerettet, doch er selbst  
Vereitelt' es, man sagt, er wollte sterben.

Thella.

Wo ist sein Grab.

Hauptmann.

In einer Klosterkirche  
Bei Neustadt ist er beigesetzt, bis man  
Von seinem Vater Nachricht eingezogen.

Thella.

Wie heißt das Kloster?

Hauptmann.

Sanct Kath'rinenslist.

Thella, tritt an den Tisch, und nimmt aus dem  
Schmuckkästchen einen Ring.

Sie haben mich in meinem Schmerz gesehen,  
Und mir ein menschlich Herz gezeigt. — Empfangen Sie  
Ein Andenken dieser Stunde. Sehn Sie.

Hauptmann, bestürzt.

Prinzessin! —

Thella, winkt ihm schweigend zu gehen, und verläßt  
ihn. Der Hauptmann zaudert und will reden.  
Fräulein Neubrunn wiederholt den Wink. Er  
geht.

Thella, allein.

Sein Geist ist's der mich ruft. Es ist die  
Schar  
Der Treuen, die sich rächend ihm geopfert,

Uebler Säumniß klagen Sie mich an.

Sie wollten auch im Tod nicht von ihm lassen,  
Der ihres Lebens Führer war. — Das thaten  
Die rohen Herzen, und ich sollte leben?

— Nein! Auch für mich ward jener Lorberkranz,  
Der deine Todtenbahre schmückt, gewunden,  
Was ist das Leben ohne Liebesglanz?

Ich werf es hin, da sein Gehalt verschwunden.

Ja, da ich dich, den Liebenden, gefunden,

Da war das Leben etwas! Glänzend lag

Er vor mir da, der neue goldne Tag;

Mir träumte von zwei himmelschönen Stunden.

Du standest an dem Eingang in die Welt,

Die ich betrat mit köstlichem Jagen,

Sie war von tausend Sonnen aufgeheilt,

Ein guter Engel schienst du hingestellt,

Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen,

Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen;

Mein erst Empfinden war des Himmels Glück,

In dein Herz fiel mein erster Blick.

Sie sinkt in Nachdenken, und fährt dann mit Zeichen  
des Grauens fort.

— Da kommt das Schicksal — Roth und kalt  
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt,  
Und wirft ihn unter'n Hufschlag seiner Pferde.

— Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Sie geht ab.

---

# Sechste Scene.

Säulenhalle wie zuerst. Drama und Theatervor-  
herin.

Drama, nach einer Pause.

— Das ist das Loos des Schönen auf der Er-  
de —

Wohl sprach er wahr, des Dichters hoher Mund,  
Auch seiner eignen Schönheit Götterkraft,  
Zerstörte früh des Schicksals kalte Hand.

— Was unterscheidet vom Gemeinen nun,  
Vom Niedrigen, den Werth der innern Kraft,  
Wenn Eines gleich dem Andern, schnell zerstört,  
Dem ew'gen Wechsel jeder Zeit erliegt?

Ja, hat das Daseyn selber einen Werth,  
So scheint es besser, niedrig und gemein  
In stiller Ruh, durch vieler Jahre Frist,  
Des Lebens Klein're Reize zu genießen,  
Als durch der inn'ren Kraft gewalt'gen Kampf  
Des Lebens Dauer feindlich zu verkürzen.

— Denn wie mit ewig kämpfender Gewalt  
Im tiefen Herzen des Vulkans, die Flamme,  
Ihn selbst zerstörend, wüthet, wenn sie weit  
Umher den Boden fruchtbar wärmet, — so  
Vernichtet schnell des Geistes rege Gluth  
Der schwachen Hülle leicht zerstörten Bau,  
Wenn neben ihm der unfruchtbare Fels,  
Der Zeiten Wandel fühllos lange troßt.

## I h e s p i s .

Nicht des Vulkans vernichtende Gewalt  
 Darfst du des Geistes Flammengluth vergleichen!  
 Zerstörung thront auf hohem Gipfel ihm,  
 Und zitternd an dem unwirthbaren Rande  
 Verweilt das Leben, das er, schnell genährt,  
 Mit überströmender Gewalt verwüftet,  
 Im eignen Sturze feindlich selbst begräbt.  
 — Erwärmend, gleich der Sonne lichtem Strahl,  
 Erzeugt der Geist das Leben weit umher;  
 Die goldnen Blumen einer schön'en Welt  
 Bepflanzt er auf der Erde kühlen Boden,  
 Und seiner Schöpfung wundervolles Reich,  
 Gehört dem Staube nicht, vergänglich, an.  
 Denn wie aus eines Baumes stolzer Frucht  
 Von neuem sich der rege Kern entfaltet,  
 Empor treibt mächtig, eine reiche Saat,  
 Sich stets vermehrend, noch der fernsten Zeit  
 Zum lieblichen Genuß heut, so strebet  
 Des Geistes kühnes Werk erschaffend fort,  
 Und was durch ihn, in ferner Zeiten Lauf,  
 Den edlen Sinn zu hoher That entflammt,  
 Gehöret ihm, ist seiner Ausfaat Frucht! —  
 Drum zürne nicht dem ewigen Gesez,  
 Das ohne Wandel die Natur erhält;  
 Wenn es, zerstörend, aus dem Leben selbst  
 Des Lebens schön're Flamme schaffend ruft.  
 Vergänglichkeit ist aller Wesen Loos,  
 Doch der Vernichtung nur gehört allein  
 Das Niedre das Gemeine ewig an. —

O! Hemme deiner Thränen Lauf, und Klage  
 Nicht um den edlen Abgeschiednen mehr!  
 Er lebet! Schiller lebet! — Ewig lebt  
 Der Säng' er fort in seiner Schöpfung Werken.

D r a m a.

Du mahnest mit gerechtem Troste mich,  
 Und fñhrest mit erfahrner Hand mich wieder  
 In regen Lebens wundervollen Kreis. —  
 Ja freudig stimm' ich in dein hohes Wort,  
 Er lebet! Schiller lebet! Ewig lebt  
 Der Säng' er fort in seiner Schöpfung Werken!  
 Nicht' ferner weil' ich an dem finstren Orte,  
 Unthätig ihn mit Thränen still beklagend,  
 Dem Leben, das er kräftig selber schuf,  
 Gehör' ich! Seiner werth will ich mich zeigen!  
 Gehorchet meinem Ruf! Das reinste Licht  
 Soll seines Namens schönem Denkmal leuchten.

Die Scene verwandelt sich plötzlich in einen prächtigen Wolken-Tempel, in hellem Sonnenlichte. Genien schweben rund umher in den Wolken. Schillers Büste steht im Mittelgrunde.

D r a m a.

Was vermag ich opfernd dir zu weihen?  
 Deine eignen Strahlen streuen  
 Ueber mich des Himmels lichten Glanz.  
 Opfernd nah' ich mit beschämtem Blicke,  
 Bring' e, was du selber gabst, zurück,  
 Drama krönt dich mit dem eignen Kranz.

Ach! kein Denkmal darf ich dir erbauen,  
Denn du selber schufst es hell und hehr.  
In des Ideales lichten Auen  
Rührt den Geist das Irdische nicht mehr.

Ewig klar und spiegelrein und eben  
Fließt das zephyrleichte Leben  
Im Olymp den Seligen dahin.  
Monde wechseln und Geschlechter fliehen,  
Ihrer Götterjugend Rosen blühen  
Wandellos im ewigen Ruin.  
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden  
Schwankt dem Menschen nur die bange Wahl.  
Auf der Stirn des hohen Uraniden  
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

### I h e s p i s .

Wollt ihr schon auf Erden Völkern gleichen,  
Frei seyn in des Todes Reichen,  
Brecht nicht von seines Gartens Frucht.  
In dem Scheine mag der Blick sich weiden,  
Des Genusses wandelbare Freuden  
Mäcket schleunig der Begierde Frucht.  
Selbst der Styr, der neunfach sie umwindet,  
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht,  
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet  
Ewig sie des Orkus Pflicht.

### D r a m a .

Nur der Körper eignet jenen Mächten,  
Die das dunkle Schicksal flechten. —

Iber frei von jeder Zeitgewalt,  
 Die Gespielinn seliger Naturen,  
 Wandelt oben in des Lichtes Fluren,  
 Göttlich unter Göttern, die Gestalt.  
 Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,  
 Werft die Angst des Irdischen von euch,  
 Fliehet aus dem engen dumpfen Leben,  
 In des Ideales Reich!

### I d e o p i d .    □

Wenn es gilt zu herrschen und zu schützen,  
 Kämpfer gegen Kämpfer stürmen  
 Auf des Glückes auf des Ruhmes Bahn,  
 Da mag Kühnheit sich an Kraft zer schlagen,  
 Und mit krachendem Getöse die Wagen  
 Sich vermengen auf bestäubtem Plan.  
 Muth allein kann hier den Dank erringen,  
 Der am schönen Ziel dem Kämpfer winkt,  
 Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,  
 Wenn der Schwächling unter sinkt.

### D r a m a .

Iber der, von Klippen eingeschlossen,  
 Wilt und schäumend sich ergossen,  
 Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß  
 Durch der Schönheit stille Schattenlande,  
 Und auf seiner Wellen Silberbrende  
 Mahlt Aurora sich, und Hesperus.  
 Aufgelöst in zarter Wechseliebe,  
 In der Amuth freien Bund vereint,



Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,  
Und verschwunden ist der Feind.

### I h e s p i s.

Wenn das Todte bildend zu befeelen,  
Mit dem Stoff sich zu vermählen  
Thatenvoll der Genius entbrennt,  
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,  
Und beharrlich ringend unterwerfe  
Der Gedanke sich das Element.  
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,  
Kauft der Wahrheit tief versteckter Vorn;  
Nur des Meißels schwerem Schlag erweicht  
Sich des Marmors sprödes Korn.

### D r a m a.

Aber bringt bis in der Schönheit Sphäre,  
Und im Staube bleibt die Schwere,  
Mit dem Stoff, der sie beherrscht, zurück.  
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,  
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts ents-  
sprungen,  
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.  
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen  
In des Sieges hoher Sicherheit,  
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen  
Menschlicher Bedürftigkeit.

### I h e s p i s.

Wenn ihr in der Menschheit armer Blöße  
Steht vor des Gesetzes Größe,

Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,  
 Da erlasse vor der Wahrheit Strahl  
 Eure Tugend, vor dem Ideale  
 Fliehe muthlos die beschämte That.  
 Kein Erschaffner hat dieß Ziel erschlagen,  
 Ueber diesen grauenvollen Schlund  
 Trägt kein Rachen, keiner Brücke Bogen,  
 Und kein Anker findet Grund.

### Drama.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken  
 In die Freiheit der Gedanken,  
 Und die Furchterscheinung ist entflohn,  
 Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;  
 Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,  
 Und sie steigt von ihrem Weltenthron.  
 Des Gesetzes strenge Fessel bindet  
 Nur den Sclavensinn, der es verschmäht,  
 Mit des Menschen Widerstand verschwindet  
 Auch des Gottes Majestät.

### Thespis.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfängen,  
 Wenn dort Priams Sohn der Schlangen  
 Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz —  
 Da empöre sich der Mensch! Es schlage  
 An des Himmels Wölbung seine Klage,  
 Und zerreiße euer sühlend Herz.  
 Der Natur furchtbare Stimme siege,  
 Und der Freude Wange werde bleich,

Und der heil'gen Sympathie erlege  
Das Unsterbliche in euch!

*D r a m a.*

Aber in den heitren Regionen,  
Wo die reinen Formen wohnen,  
Kauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.  
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,  
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,  
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.  
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer  
Auf der Donnerwolke lust'gem Thau,  
Schimmert durch der Wehmuth düstren Schleier  
Hier der Ruhe heitres Blau.

*I h e s u s.*

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte  
Ging im ewigen Gesechte  
Einst Alzib des Lebens schwere Bahn;  
Klang mit Hybern und umarmt den Leuen,  
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,  
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.  
Alle Plagen; alle Erdenlüssen  
Wälzt der unversöhnten Göttinn List  
Auf die will'gen Schultern des Verhassten,  
Bis sein Lauf geendigt ist — —

*D r a m a.*

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,  
Flammend sich vom Menschen scheidet,

Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.  
 Froh des neuen ungewohnten Schwebens  
 Flieht er aufwärts, und des Erdenlebens  
 Schweres Traumbild sinkt; und sinkt, und sinkt.  
 Des Olymps Harmonien empfangen  
 Den Verklärten in Chronions Saal,  
 Und die Göttinn mit den Rosenwangen  
 Reicht ihm lächelnd den Pokal!

Der Vorhang fällt.

### XIII.

Z u h a m b u r g ,  
 auf dem deutschen Theater.

Schiller's Todtenfeier,  
 gedichtet von J. Schint, und gehalten am 7. Junius  
 1805.

G e h o r.

Leise weht, Lüfte des Frühlings, \*)  
 Um des Vollendeten Grab!  
 Reigt euch, Blüten des Lenzes  
 Lieblich duftend herab.

\*) Der Verfasser hat als Einleitung das Bild des Frühlings aus der Ursache gewählt, weil der Verewigte in den ersten Tagen des Mai's starb.

Schweiget, ihr Sänger des Haines!  
 Rings kein Lebenslaut wach',  
 Halle der Nachtigall Klage  
 Leise das Echo nur nach.

Stille nur sei're den Todten,  
 Stummer, unendlicher Schmerz!  
 Thränen nur opfre, nur Thränen  
 Gib ihm verwundetes Herz.

---

Eine Stimme.

Der Frühling haucht aus jungen Blüten-  
 zweigen,

Es drängt im Hain sich Laub an Laub hervor;  
 Und weit umher, aus tausend Kelchen steigen  
 Wie leicht Gewölk, der Blumen Dst' empor.  
 Den Quell, den Bach umtanzt der Elfen Reigen,  
 Von Melodie gefesselt lauscht das Ohr  
 Des Wanderers, in ses Schau'n verloren  
 Steht er entzückt, und glaubt sich neu geboren.

Es regt sein Herz ein wundersel'ges Sehnen,  
 Der Himmel sinkt in seine Brust herab,  
 Ihm sagt der Lenz: „Es ist kein Traum, kein  
 Whnen,  
 Zum schönern Seyn reist uns der Tod, das Grab!“  
 Und nur des Danks, der Freude trunkne Thränen,  
 Kst Cephys's Hauch sanft seinen Wangen ab.  
 „Ja,“ jauchzt er laut, „was auch das Grab ver-  
 schlinge,  
 „Einst regt den Staub des neuen Lebens Schwingen.“

O habe Dank, des schönen Glaubens Wote,  
 Dank, holder Lenz, der diesen Trost uns bringt!  
 Du gleichst dem Licht' im frühen Morgenrothe,  
 Das aus der Nacht, ein Strahl des Tages, bringt.  
 Auch er, auch er, der hohe, große Todte,  
 Ach! dessen Urn' ein Trauerflor umschlingt,  
 Um dessen Grab heut unsre Klagen tönen,  
 Auch er reist fort in seines Geistes Schönen.

Im Blütenduft', umhüllt von Nachtigallen,  
 Entschwung sein Geist der Erde Frühling sich,  
 Hehr' schwebt er auf, und Engelharfen hallen,  
 Des Himmels Lenz begrüß't ihn feierlich;  
 Und rein're Düft', aus rein'ren Kelchen wallen  
 Auf ihn herab; — des Staubes Hüll' entwich —  
 Sie schmiegen sich, entkeimt der reichen Fülle  
 Des höhern Lichts, um ihn, als neue Hülle.

Es drängen sich, den Hohen zu empfangen,  
 Der Vorwelt große Geister um ihn her,  
 Der Strahlenschmuck, in dem sie leuchtend prangen,  
 Er wird auch ihm — und glänzend steht auch er  
 Verklärten Blicks, mit hocherglühten Wangen!  
 Nicht Abnung mehr, Erfüllung um sich her  
 Sieht trunken er den Inhalt seiner Lieder,  
 Und Hoffnung, dich, als schöne Wahrheit wieder.

Wir aber, noch des Erdenlebens Schwächen,  
 Der Welt des Wahns, der Träume nicht entrückt,  
 Stehn trauernd da — des Schmerzes Thränen brechen  
 Aus unserm Aug' — ach! auf sein Grab gebückt!

Es hebt mein Mund, den Namen auszusprechen,  
 Der dieses Grab, der diese Urne schmückt;  
 Nur schmerzlicher heißt er die Wunde bluten,  
 Zu viel nennt er des Schönen und des Guten.

Ich nenn' ihn nicht — Ihn nennen laut die  
 Jähren,  
 Die der Geschied'n aus jedem Auge preßt;  
 Wer von uns ging, was wir mit ihm entbehren,  
 Verkündet rings, zeugt rings ein Trauerfest.  
 Ach! Jeder senkt den grambeladen, schweren  
 Umwölkten Blick. Des Lenzes lauer West  
 Trägt Klage laut aus Deutschlands fernsten Auen  
 Hin auf sein Grab, das Lieb und Schmerz be-  
 thauen.

Wer wird, wie er, die Leier wieder schlagen?  
 Mit seinem Zauber, seiner Geisteskraft,  
 Ihm gleich, den Flug ins Land der Dichtung  
 wagen,  
 Nie, seit er reist', im Adlerschwung' erschlaft!  
 So hohen Sinn in Bild und Fabel tragen,  
 So tief erschöpfen Kunst und Leidenschaft?  
 So neu und kühn der Vornehm Hochgestalten  
 Aus grauer Zeit, vor unsern Blick entfalten.

Wer schöpft, wie er, sich aus der Hippokrene  
 Begeisterung so lauter und so rein?  
 Wer wird, wie er, so Meister jeder Scene  
 Der Darstellung, der Kunst der Bühne seyn?

Wen wieder so zum Günstling Melpomene  
Mit allen Gaben süßer Täuschung weihn?  
Ach! was er gab, wird keiner wieder geben,  
Er wird nur fort in seinen Werken leben.

Es ruht erstarrt die Meisterhand im Grabe,  
Die uns so treu des Lebens Spiegel wies;  
Die schöpferisch, wie mit dem Zauberstabe,  
Johanna, Thekla, Posa werden hieß;  
Vergangenheit, entwinkt dem alten Grabe,  
Wie Gegenwart, sich uns enthüllen ließ:  
Don Carlos' Nord, Mariens Dulderkrone,  
Durch Gessler's Tod die Freiheit auf dem Throne.

Bereicher Schmerz, den keine Worte sprechen,  
Berweine dich an seinem Grabe dann!  
Und du, entrückt des Erdenlebens Schwächen,  
Vergib den Schmerz, der sich nicht zähmen  
kann,

Die Thränen, die aus unsern Augen brechen,  
Rimm sie als Zoll wehmüth'gen Dankes an!  
Des Danks, der nie — gilt uns die Kunst der  
Musen —

Verstummen wird, in eines Deutschen Busen.

Sieh, leiser schon entfließt der Strom der  
Thränen,

Und heit'rer streun wir Blumen auf sein Grab;  
Es regt das Herz ein wundersel'ges Sehnen,  
Die Hoffnung sinkt in unsre Brust herab,



Und sagt der Lenz: „Es ist kein Traum, kein  
Bäumen,

„Der Tod streift nur des Staubes Hülle ab.“

Laut jauchzen wir: „Was auch das Grab ver-  
schlinge,

„Einst regt den Staub des neuen Lebens Schwinge.“

C h o r.

Erhabner Geist, in lichte Fernen  
Entschwebtest Du, hoch über Raum und Zeit!  
Dein Name bleibt, ihn schmückt Unsterblichkeit,  
Hell leuchtend unter Deutschlands Sternen!  
Und dauernd soll, wie seiner Strahlen Schein,  
Uns feierlich Dein Andenken seyn.

XIV.

Zu Carlruhe,

auf dem churfürstlichen Hoftheater.

Prolog bei der Aufführung der Cantate für Schillers  
Andenken am 25. März 1806.

Von Wilhelmine Müller, geb. Maisch.

Es ist der Kunst erhabenster Triumph,  
Das Große und das Schöne zu erheben.

Aus der zweiten Ausgabe ihrer Gedichte. Carlruhe  
1806, S. 173 — 174.

Dem bessern Menschen wird es süße Pflicht,  
 Dem Geistigen, dem Edeln sich zu weihen —  
 Heil dieser Bühne, die zum Tempel wird,  
 Zum Hochaltar der höhern ernsten Muses!  
 Der Achtung Zoll den edeln Wenigen,  
 Die hellen Geistes Hochgefühl im Busen,  
 Zu allem Guten freudig sich verstehn!  
 Die für das wahre Schöne kräftig glühen,  
 Und nie, nach kleiner stumpfer Seelen Art,  
 Sich länglich geistigem Genuß entziehen. —  
 Mit frommer Ehrfurcht wagt die Muse heut  
 Des großen Mannes Feier zu begehen,  
 Der, ach! sich unsrer Erde schon entschwang!  
 Den zu der Allvollendung Sonnenhöhen  
 Unsterblichkeit auf Seraphs Flügeln trug.

O, daß der Harmonie es jezt gelänge,  
 Der sanften Nührung heiliges Gefühl,  
 In aller Hörer Herzen anzufachen!  
 Daß, wenn der hehre Name: Schiller! tönt,  
 Elektrisch sich der Ehrfurcht Gluth entflamme,  
 In jeder Brust sich Schmerz mit Bonne paart,  
 Der Schmerz: Ach unser Schiller ist nicht  
 mehr!

Entlocke jedem Aug' der Wehmuth Zähren.  
 Die Bonne: Er war unser! Deutsch war Er!  
 Entströme feierlich des Liebes Hören!

Ist dann der schöne reine Zweck erreicht?  
 Hat Ihn die Kunst dem innern Blick gegeben —  
 Und ist der Herrliche den Seinen jezt

Der Muse Ruf gehorchend neu erschienen?  
 Wird auch die reinere Tendenz erfüllt —  
 Fällt vom Altar, der Ihm ein Opfer lobet,  
 Hülfloser Armuth eine Gabe zu —  
 Und träufeln Ihm dann auch in niedrer Hütte  
 Des Dankes Thränen — Lohnt Sein Name da,  
 Wo mit dem Mangel sich die Einsalt gattet,  
 Wohin Cultur nie Seine Werke trug.

Dann blickt Sein Geist aus höhern Regionen  
 Mit Wohlgefallen auf dieß Opfer hin! —  
 Ein seliges Bewußtseyn wird die lohnen,  
 Die Ohr und Herz der schönen Stunde liehn —  
 Ein süßer Nachhall folgt den heil'gen Tönen,  
 Zum Tempel wird für sie das enge Haus —  
 Denn wo sich Edles einet mit dem Schönen,  
 Da spricht sich Schillers Geist noch deutlich aus.

---

## XV.

Zu Magdeburg,  
auf dem städtischen Theater daselbst.

~~~~~  
Schillers Todtenfeier.

Von Friederike Lohmann.

~~~~~

Er ist nicht mehr! —

Germania, dein Stolz!

Apollo's Liebling, und Ithalias Auserwählter,

Er ist nicht mehr!

Ach! sie ist gefallen, die höchste von Deutschlands  
heiligen Eichen!

Die hehr ihr Haupt zu den Völkern und hoch es  
empor trug!

Treuend stehn nun im Haine die Barken, und  
hängen die Kränze

Weinend über die Lyra, die kraftvoll und göttlich  
hier läute. —

Schiller!! — Unsterblicher Sänger der Freus-  
de!! — auch du bist entflohen

Zu dem Urstrom der Gottheit, zu der strahlenden  
Heimath,

. . . Der mit feurigen Schwingen Deine Gedan-  
ken sich nah'ten . . .

Kehrete wieder Dein Geist, zu ätherischen Bahnen. —  
 Längst aus dem Reiche der Schöpfung schon trat er,  
 gelieh'n nur der Erde! —  
 Ach! zu wenig der Jahre! — — Und doch wog ein  
 Tag Deines Lebens  
 Jahre der Ewigkeit auf. — Unverloren im Weltall  
 Lebst Du Tausenderten fort!! — — Unzählige  
 Deiner Gedanken,  
 Deiner Gefühle und Lehren, sie schweben im Se-  
 raphs Gewande  
 Durch die dunkle Seyn, mit Ahnungen höherer  
 Sphären!! —  
 Künftiger Schöpfungen Größe! Bürgerglück! lie-  
 bende Weisheit!  
 Sprach uns Dein Posa an's Herz: „Und nie-  
 mals! ... so sagen mit ihm wir, ...  
 „Besatz ein Sterblicher so viel, so göttlich es zu  
 gebrauchen!“  
 Thalia steht hier in Trauer; verhüllt in dreifache  
 Flöre  
 Steht die trübsalige Muse! Stehn die Priester der  
 Hallen  
 Aller! — Aller der Tempel des heiligen Haines  
 der Deutschen;  
 Allmächtig drückt sie der Schmerz; sie fühlen ver-  
 waist sich, und klagen:  
 „Ach! daß er nicht mehr ist!! — — Nicht mehr uns  
 strahlt aus den Sphären  
 „Jupiters flammender Stern!!“ Obgleich ... wie  
 Schatten im Mondlicht...

Sanft aus den Wolken hernieder die Geister seiner  
Gedanken

... Dauern auf ihrer Bahn ... sie klar und  
lichtvoll begleiten. —

O! Du! der mit unsterblichen Blumen Deines  
Geistes uns kränzte,  
Deinen Mannen streu'n wir die letzten heut, auf —  
ein Grab!! —

Leicht verschwindet der Thaten Spur  
Von der Sonnenbeleuchteten Erde,  
Wie aus dem Antlitz die leichte Geberde —  
Aber nichts ist verloren! verschwunden,  
Was hier die Spur der Gottheit gefunden!  
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden  
In den dunkel schaffenden Schoos aufnahmen;  
Die Zeit ist eine blühende Flur;  
Ein großes Lebendiges ist die Natur:  
Dein Geist bringt noch Frucht, Dein Geist ist noch  
Samen! —

O heil'ger Schatten schweb' hernieder!  
Geist! den Natur nur einmahl gab!  
Nimm unsers Danks — der Trauer Lieber,  
Sie tönen endlos um Dein Grab.

---

## XVI.

Zu Weimar,

auf dem großherzoglichen Hoftheater.



Epilog zu Schillers Glocke, v. Göthe.

Wiederholt sei der zum Andenken an Schiller jährlich  
gegebenen Vorstellung von Wallenstein  
am 10. Mai 1805.

Freude dieser Stadt bedeute  
Friede sey ihr erst Geläute.

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange  
Bewegte sich das Land, und segenbar  
Ein frisches Stück erschien; im Hochgesange  
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar,  
Im Vollgewüht, im lebensregen Drange  
Vermischte sich die thät'ge Völkerschar,  
Und festlich ward an die geschmückten Stufen  
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ge Läuten,  
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.

v. Göthe's Werke IX. B. Wien und Stuttgart 1817,  
S. 457 — 461.

Ist's möglich? soll es unsern Freund bedeuten  
 An den sich jeder Wunsch geklammert hält?  
 Den Lebenswürdig'en soll der Tod erbeuten?  
 Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!  
 Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!  
 Nun weint die Welt, und sollten wir nicht  
 weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig  
 Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,  
 Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,  
 Zur Wechsellrede heiter sich geneigt,  
 Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig  
 Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,  
 Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen;  
 Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort  
 Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!  
 Er mochte sich bei uns, im sichern Port,  
 Nach wilhem Sturm zum Dauernden gewöhnen.  
 Indessen schritt sein Geist gewaltig fort  
 In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen;  
 Und heiter ihm, in wesenlosem Scheine,  
 Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmück' er sich die schöne Gartenzinne,  
 Von wannen er der Sterne Wort vernahm,  
 Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne  
 Geheimnißvoll, uns klar entgegen kam.



Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne  
 Verwechselft er die Zeiten wundersam,  
 Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,  
 Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwellen der Geschichte Fluth auf  
 Fluthen,

Verpülend, was getadelt, was gelobt,  
 Der Erbherrscher würde Heeresfluthen,  
 Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,  
 Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten,  
 Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprebt. —  
 Nun sank der Mond und zu erneuter Wonne,  
 Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther,  
 Von jener Jugend, die uns nie entfliehet,  
 Von jenem Muth, der, früher oder später,  
 Den Widerstand der stumpfen Welt bezieht;  
 Von jenem Glauben, der sich stets erhöht,  
 Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,  
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,  
 Damit der Tag dem Eiden endlich komme.

Noch hat er, so geübt, so vollachattig,  
 Dieß breiterne Gerüste nicht verschmäht;  
 Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig  
 Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,  
 Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,  
 Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth er-  
 höht.

Er wendete die Blüte höchsten Strebens,  
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte  
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,  
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und  
Sitte,

Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;  
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte  
In Leiden bangte, kümmerlich genas;  
Das haben wir in traurig-schönen Jahren,  
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle  
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,  
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle  
Der Gegenwart, der stoßenden, entrückt,  
Mit guter Kunst, und ausgesuchtem Spiele  
Den unbelebten, edlen Sinn erquickt,  
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen  
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,  
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.  
So schied er nun, wie er so oft genesen;  
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.  
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen  
Sich hier verklärt, wenn er hernieder schaut.  
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,  
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadebt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,  
 Sein groß' Verdienst unwillig anerkannt,  
 Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,  
 In seinem Kreise willig festgebannt:  
 Zum Höchsten hat er sich empor geschwungen,  
 Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.  
 So feiert Ihn. Denn was dem Mann das Leben  
 Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jah-  
 ren —

Schon gehen sind's! — von uns sich weggekehrt!  
 Wir haben alle segensreich erfahren,  
 Die Welt verdankt ihm, was er sie gelehrt;  
 Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen  
 Das Eigenste, was ihm allein gehört.  
 Er glänz't uns vor, wie ein Comet entschwin-  
 dend,  
 Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

---



### **Dritte Sammlung.**

#### **3. Dramatische Dichtungen zu Schillers Todtenfeier.**

---

#### **XVII.**

#### **Schillers Todtenfeier.**

Ein dramatisches Gedicht von August Sch. Sch.

---

#### **P e r s o n e n.**

Theon, ein Einsiedler, Schillers Freund.

Ein Chor von Jünglingen und Mädchen.

Eine Stimme.

Der Schauplatz stellt einen Eichenwald im Frühlings  
vor, in dessen Mitte ungefähr, ein Altar errichtet ist,  
auf welchem ein Aschentrug steht, worauf folgende Worte  
zu lesen sind: Den Männern des verewigten  
Schillers heilig.

---

**I h e o n**, tritt aus einer bei dem Altare befindlichen Grotte heraus. Sein Blick ist starr gen Himmel gerichtet.

**G e s a n g.**

Zu dem Himmel schwebet der düstere Sinn  
Der Trauer auf rauschendem Flügel.  
Verloren ist meines Lebens Gewinn;  
Ihn birgt ein gründer Hugel.  
Nie lehret der Freude entzückender Blick  
Zu mir — in die einsame Grotte zurück.

Es stürmet in brausenden Wogen die Saat  
Der Zukunft im Menschengeschlechte.  
Gewaltig kettet die rasche That  
Sich an des Schicksals Geflechte;  
Sie lenket nicht Weisheit, nicht hoher Verstand;  
Der Tod nur zertrümmert das schöne Band.

Verschwunden ist bald des Lebens Spiel, —  
Es schwebt auf dem fallenden Würfel;

---

Lübingen 1800. Mit nachstehender Vorrede des Verfassers:

Schüchtern wage ich es, mit diesem meinen ersten Versuche der Art öffentlich hervorzutreten. Meß der Wunsch, durch die entscheidende Stimme des Publicums zu vernehmen, ob ich vielleicht für die Zukunft einige Aufmunterung verdienen möchte, konnte mich zur Herausgabe dieser Schrift, die ich, als den ersten Versuch eines Jünglings zu beurtheilen, bitten muß, bestimmen.

Doch bindet uns mächtig des Daseyns Gefühl,  
 So lange wir Nektar noch schlürfen.  
 Die tobenden Stürme, sie schrecken uns nicht;  
 Auf Rosen ruhet das schwere Gewicht.

Von des Himmels Höhen der Zufall stammt,  
 Ihn beugt nicht der Wille des Menschen.  
 Der Krieger, im blutigen Kampfe gewandt,  
 Versucht es umsonst, ihn zu lenken.  
 Er dient nicht der Erde verächtlichem Gold,  
 Und scheidet vom falschen das echte Gold.

Zum Unsterblichen schwebet des Menschen  
 Geist  
 Empor aus der irdischen Hülle.  
 Er ahnet die Wonnen der Ewigkeit  
 In Elysiums frohem Gesilde.  
 Mag wilder noch stürmen die brausende Fluth —  
 Bewahrt er dort sicher das himmlische Gut.

Von dem Himmel kehrt dann der göttliche  
 Sinn  
 Zurück in der Menschen Gemüther.  
 Zur Flamme sprudelt der Funke hin,  
 Und knüpft die Menschen zu Brüder.  
 Da keimet die Liebe; ihr himmlischer Hauch  
 Hebt über Verwesung zur Gottheit hinauf.

In des Lebens Ströme die Freundschaft  
 quillt,  
 Geweckt durch der Tugend Gefühle.

Wo tiefer Schleier das Schöne hüllt,  
Entschwebt sie dem bunten Gewühle;  
Durch der Leiden stürmenden Wogenbrang  
Erhebt sich dann unser Jubelgesang.

Auf goldenen Schwingen die Liebe ruht;  
Zum Seraph erhebt sie den Menschen.  
Er drängt sich nimmer nach irdischem Gut  
Und lebt nur in höheren Wünschen.  
Da, wo der Unsterblichkeit Quelle rauscht,  
Umwehet ihn der Vollkommenheit Hauch.

Mag stürzen die Welt in wilhem Graus; —  
Es lebt die Freundschaft und Liebe.  
Sie lebt bei des Schicksals Wellengebraus  
Und winkt zu dem schönsten Gefühle. —  
Auf rosigtem Flügel umarmt sie uns  
Und zerstreuet der Erde leichten Dunst.

P a u s e.

Aber weh! — dem auf der Liebe Flügel  
Statt der Wonne nur Verzweiflung glüht.  
Der nur in der Ferne auf dem Hügel  
Seines Grabes endlich Rettung sieht.  
Schwebend in des Todes düstern Gräften  
Athmet er erst wieder hohe Lust;  
Drückt, umflossen von des Himmels Däften,  
Die Geliebte wieder an die Brust.

N e u e P a u s e.

Dann der Tod mit raschem Fluge  
Die gefürchtete Sense schwingt, —

Zu des Himmels hoher Ruhe  
 Der Vollendung Flügel bringt; —  
 Wann er Freund vom Freunde scheidet  
 Und des Lebens Schimmer flieht;  
 Von der Liebe Hand geleitet,  
 Nimmer Brust an Brust sich schmiegt; —

Wann der Trennung trübe Stunde  
 Der Verzweiflung Schauer trägt;  
 Die noch nie gefühlte Wunde,  
 — Bis der letzte Seiger schlägt, —  
 Alle Lebensfreuden tödtet,  
 Unfern Blick zum Grab erhebt,  
 Rosen = Auen uns verödet  
 Und aus Wonne = Träumen weckt; —

Nimmer kann uns Kränze winden  
 Dann der Jugend Feuerblick;  
 Unsres Lebens Blüten schwinden, —  
 Ach! des ganzen Lebens Glück.  
 Nimmer weht der Hoffnung Zauber  
 Kühlung dem Verlassnen zu.  
 Erst des Todes letzter Schauer  
 Schwingt uns über's Grab zur Ruh'.

In Ertause.

Laura, Laura, birgt Dich gleich kein  
 Hügel,  
 Bist Du doch auf immer todt für mich,  
 Bis einst der Vollendung goldner Flügel  
 Neu vereint mich, und Beste! Dich.



Ach, die bangen Schmerzen toben wilder,  
Wann, umglänzt vom Mond, Du vor mir  
stehst,

Und der Trennung schwarz umhüllte Bilder  
Jeden Trost aus meinem Herzen wehn.

Jahre schwinden, eilend stürmen Stunden  
Unaufhaltsam in den Strom der Zeit.

Mit des Dulders Dornenkranz umwunden,  
Schwingt ihr Flug mich rasch zur Ewigkeit.  
Wo des Himmels Silberbäche rauschen,  
Soll ich das Verlerne wieder sehn.

Meine Schmerzen möcht' ich nie vertauschen, —  
Niemahls ohne sie zu Grabe gehn.

Auch der letzte Trost ist mir entschwunden —

Ach! und nimmer kehrt er mir zurück.

Schiller! Schiller! Dich hatt' ich gefunden,

Schon sehnt' mich das zürnende Geschick.

Aber sieh' — des Todes Flügel schwangen

Dich zu früh aus meinem Arm empor;

Von des Erdenlebens Staube drangen

Thränen, heißgeweint um Dich, hervor.

Aus der Göttlichkeit unvermehner Tiefe  
Keimtest Du zum kühnen Bildner auf.

Schönheit, die noch im Verborgnen glühte,

Rief zum Werden Dein entflammter Hauch.

Feuerfunken sprühte, was Du dachtest;

Leichtgeflügelt war der Worte Lauf, —

Als Du aus des Nichtseyns Traum erwachtest,  
Schwang Dein Geist sich zu dem Himmel auf.

Ein Gedanke folgte dem Gedanken  
In des Geistes kühnem Feuerflug;  
Und des Glaubens bange Zweifel schwanden,  
Wann zum Himmel Dein Gesang uns trug.  
Aus der Saiten Goldgewebe rauschte  
Dein Gefühl in reiner Harmonie,  
Wer der Worte hohen Sinn betauschte,  
Sah im Diesseits schon das Jenseits blühen.

Strömet Thränen! Er ist mir verloren,  
Hingeschwunden ist der Erde Glück;  
Alles, was die Erde je geboren,  
Wird zu Staub, und lehret nie zurück.  
Nicht die längst schon heißzeweinte Thräne,  
Nicht des Unglücks stürmendes Gebet —  
Können mit dem Schicksal mich versöhnen,  
Ist Er doch auf immer mir entschwebt.

In dem ersten Sturm der Jugendblüte  
Reimte mir der Liebe goldne Frucht.  
Nektar schürst' ich da in vollen Zügen,  
Atmete des Himmels Götterluft.  
Laumelnd vor Entzücken dacht' ich nimmer  
Zu verlieren das erhabne Gut; —  
Hörte nicht des Unglücks Klaggewimmer,  
Stürzte kühn mich in die wilde Fluth.

Und des Ewig-Schönen Zauber lockte  
Schmeichelnd hin mich an der Freundschaft Brust.  
Unter meines Lebens Stürmen wogte  
Mild der Freundschaft und der Liebe Lust.

Aber, ach! verloren ist auf immer,  
Was mich fest einst an das Leben band.  
Hoffen will ich, — hoffen kann ich nimmer;  
Nin. mer gibt das Grab, was es verschlang.  
Es donnert stark in der Nähe, und bald darauf hört  
man:

### Eine Stimme.

#### Declamation.

Sage nimmer! Unsterblichkeit  
Raht sich dem frommen Dulder  
Und kühlt seine brennende Wunde  
Mit dem Gedanken an Vollendung.  
Auch Du, Sterblicher, Du —  
Dessen bange Zweifel,  
Wie sprudelnde Feuerfunken,  
Zum Himmel emporloberten,  
Wirft in dem Wonnegesüß,  
Das die Unsterblichkeit beut,  
Ewig, ewig Dich freun.

Des irdischen Lebens größtes Leiden  
Ist Trennung.

Des himmlischen Lebens höchste Wonne  
Ist Wiedersehen.

Man hört von Ferne eine melancholische Musik; und  
dazu einen Chor singen.

## G e s a n g.

„Minuten nur dauert der bange Schmerz,  
 Er flieht mit dem fliehenden Leben.  
 Es wogt zwischen Trauer und Freude das Herz,  
 Drum laß Dir den Glauben nie fehlen.  
 Der göttliche Glaube, er tröstet Dich  
 Und hebt einst zu den Unsterblichen mich.“

Die Stimme — fortgehend.

Declamation.

Deine Eaura, sie gleißet  
 Auf dem Wege der Jugend,  
 Wie eine Himmlische selbst,  
 Zu der höchsten Stufe des Göttlichen hin.  
 Einst werdet Ihr,  
 Durch das ewige Gefühl der Liebe  
 Allmächtig an einander gekettet,  
 In den Strahlen-wohnungen des Himmels,  
 Von der säuselnden Palme des Friedens umweht,  
 Wiedervereinigt auf ewig,  
 Die höchsten Freuden der Vollenbung genießen.

Dein Schiller ist nicht todt;  
 Er lebt, umflossen  
 Von dem himmlischen Glanze des Ewigen.  
 Der Genius seines hohen Geistes  
 Fliegt rasch in den unendlichen Sphären  
 umher,  
 Und schlürft aus dem labenden Becher  
 Des unendlichen Wissens.

Was eine geheime Ahnung nur ihm zuflüsterte,  
So lang er noch, mit des Körpers Fesseln  
belastet,

Auf der Erde wallte,  
Steht nun offen vor dem staunenden Blicke  
Des ernststen Beobachters  
Und kühnen Ergründers des Schönen.  
Dort, dort, sollst Du ihn wiedersehn  
Und keine furchtbare Stunde der Trennung  
Wird die Geliebte mehr scheiden.

Man hört in der Ferne wieder den Chor singen:

Gesang von angemessener etwas gedämpfter Musik  
begleitet.

Wirst Du nur harren, Verzagter, die Lüfte  
Wehen im Jenseits erfrischender Dir.  
Blicke hinüber doch über die Grüste;  
Drüben ist's besser zu wohnen,  
als hier.

Pause, und dann mit lebhafterer Musik:

Selbst aus der blutenden Thräne entkeimet  
Hoher Belohnung erquickende Frucht;  
Thränen, von leidender Unschuld geweinet,  
Reifen empor zu der Seligen Lust.

A h e o n.

Gesang.

Ja, ich werde wiedersehen,  
Was des Lebens Sturm mir raubt.

Himmel! Du wirst's wiedergeben  
 Dem, der an die Jugend glaubt.  
 Wiedersehen, wiederfinden  
 Wird' ich, was ich hier verlor.  
 Und auf immer wird verschwinden  
 Meines Unglücks Trauerflor.

Wo die Schatten  
 Erwachen,  
 Werden wir wieder  
 Ewig verbrübert,  
 Frei von dem irdischen Kampf,  
 In der Unsterblichkeit Land,  
 Bester! uns sehen.

Träumend schau' ich in die weiten Räume,  
 Wo für mich ein bessres Leben blüht;  
 Wo die letzte Thräne, die ich weine,  
 Sich an nie empfundene Wonnen schmiegt.  
 Stillen Wehmuth düstre Schatten weichen  
 Vor dem Bild, das mir die Hoffnung zeigt.  
 Dort, wo ewig sich die Zeiten gleichen,  
 Blüht allein die höchste Seligkeit.

Klage nimmer, tiefgestimmte Saite,  
 Wann der bange Trauertön Dich rührt; —  
 Klage nimmer, wenn mir jede Freude  
 Von dem gramumwölkten Antlitz flieht.  
 Meinen Schiller werd' ich wiederfinden, —  
 Trennt uns gleich des Grabes festes Thor; —

Zur Unsterblichkeit werd' ich einst bringen; —  
Ewig schauen dann, was ich verlor.

Freundschaft, dert erst säuselt Deine  
Palme

Kühlung dem erschöpften Wandrer zu,  
Wo entfernt von dieses Lebens Harme  
Nicht umgibt die längst ersohnte Ruh'.  
Eile, mich, o Tod! emporzuflügeln,  
In die Welt, wo nirgends Trauer wohnt,  
Und, von keinen düstern Gefühlen  
Je getrübt, der Freundschaft Sonne thront.

Seh willkommen mir, zum Friedenthale  
Leihst du, Bester! deine Flügel mir; —  
In der Erde Sonnen letztem Strahle  
Will ich senken mich nur kurz noch hier.  
Flüchten will ich mich dann nach dem Lande,  
Wo mir ewig reine Freude blüht,  
Und mein Herz, nach schwer vollbrachtem Kampfe,  
Engelrein für wahre Freundschaft glüht.

Ja, du bist mein Freund und mein Erretter,  
Wenn in Nichts mein Erdenglück zerfällt.  
Du bist mir Erlöser, wann der Spötter  
Krampfhast vor dem Grabe niedersfällt.  
Führt du mich doch weg vom Jammerthale,  
Wo ein Gifthauch alle Freuden füllt,  
In ein Land, wo mir aus goldner Schale  
Die Belohnung meiner Leiden quillt.

Dann werd' ich, o Laura, bei Dir leben.  
 Inaig heiß Dich lieben für und für;  
 Kannst Du Liebe nie im Diesseits geben,  
 Schenkst Du doch sie einst im Jenseits mir.  
 Sieh! dort klirren nicht der Erde Fesseln;  
 Aufgelöst ist jeder steife Zwang.  
 Fester wird uns dann die Freundschaft ketten  
 Und der höhern Liebe Rosenband.

Während der lechtern Strophe naht sich ein Chor  
 von Jünglingen und Mädchen, mit einer sanften  
 Trauermusik dem Altare, welchen sie mit  
 verschiedenen Blumen bekränzen.

### Chor der Jünglinge. Gesang.

Laßt uns mit Rosen den Tempel bekränzen,  
 Der zu der Weissheit Heiligtum führt.  
 Laßt uns mit Blumen die Urne umwinden,  
 Die die geheiligte Asche verhüllt.  
 Ueber die Kiste  
 Und über die Gräfte  
 Schwebet der Dankbarkeit himmlischer Sinn.  
 Säuselnde Winde  
 Heben gelinde  
 Uns zu dem Schönen, dem Göttlichen hin.

### Chor der Mädchen. Gesang.

Dem, der die Bonnen der Liebe sang,  
 Nach unser Gefühl zu dem Ewigen schwang,



Weicht unser klopfendes Herz, —  
 Blutend vom bittersten Schmerz,  
 Daß nimmer die hohen Lieder tönen  
 Und unser Spiel mit Freude bekrönen, —  
 Die ersten Blüten des Frühlings.

### Erster Jüngling.

#### Declamation.

Schiller war's, der in das Heiligthum  
 Des höhern Wissens und des erhabenen  
 Gefühls für das noch verschleierte Schöne  
 Mit des forschenden Geistes Aetherflug  
 Hindrang, und die Fesseln zersprengte,  
 Welche gewaltsam die Helle des Tages  
 In ein nächtliches Dunkel hüllten.  
 In dem kühnen Schwunge seines Geistes  
 Entfalteten sich nie gekannte Bilder  
 Der Schönheit und der höhern Wissenschaft,  
 Der Leben verbreitenden Dichtkunst.  
 Gleich Pygmalions wunderbarem Zauber,  
 Lockte er aus dem rohen Marmor  
 Funken, von Leben sprühend, hervor.  
 Vor dem Strahl seines Feuergeistes  
 Verschwand des Vorurtheiles dichter Schatten  
 Wie die Sonne, welche mit schwarzen  
 Völkern kämpfet, endlich doch Siegerinn  
 Bleibt — und neu vergoldet empor strahlt.  
 Das Licht der Aufklärung, welches endlich  
 Durch die dicht umnachtete Finsterniß  
 Des Aberglaubens und des Bruderhasses  
 In die Gefilde von Europa drang,

Erhielt in seines Geistes kühnem Schritt  
Eine neue Stütze ihres Wachsthum's  
Und seine raschen Forscherblicke  
Erspähten die Tiefen der Schönheit.

### Zweiter Jüngling.

#### Gesang.

Die düstren Schatten weichen, es blühet  
Neuerjüngt die Schönheit in dem Leben.  
Des Herzens brennende Sehnsucht glühet  
Für das Ewige nimmer vergebens.  
Der Künste Harmonie erwacht von neuem;  
Aus dem Staub der Vorwelt geht sie wieder  
Hervor, glänzend — wie die strahlende Sonne  
Aus dem Dunkel der Nacht hervorgeht.  
Das seine Kunstgefühle der Alten,  
In Ruinen kaum noch prangend,  
War in dicke Finsterniß gesunken —  
Und des Aberglaubens drohende Rechte  
Schwang sich in die Gefilde hinüber,  
Wo sonst Weisheit nur und Schönheit walteten.  
Barbarei entkeimte in dem Schooß der Kunst; —  
Traurig schwand des Schönen Genius  
Aus der entschlafften Sieben - Hügel - Stadt  
Wie aus Hella's gesegnetem Lande;  
Und tiefe Finsterniß entkeimte.  
Jahrhunderte schwanden, und nimmer lebete  
Der Aufklärung strahlendes Licht zurück.  
Umnachtet war des Lebens schönstes Gefühl  
Von den blutigen Schatten der Glaubenswuth  
Und der Verfolgungen grau'amer.

Doch plötzlich flammte aus der Finsterniß  
Ein Licht empor, das wohlthätig die dichten  
Schatten endlich zu zerstreuen begann.

Mit der neu hervorgehenden Aufklärung  
Reimten die Künste hell glänzend auf,  
Und neues schön'res Leben erwachte.  
Keine blieb zurück; ihren schnellen Schritt  
Besflügelte der Geister rasches Streben.

Denn nur durch der Künste vereinigt's  
Streben  
Hebt sich empor das verschönerte Leben.

K l l e.

G e s a n g.

Nur durch der Künste vereinigt's Streben  
Hebt sich empor das verschönerte Leben.

Z h e o n.

Declamation.

In ewig neuen Formen reißt das Leben  
Empor; in Staub gehüllt vergeht es wieder.  
Doch wer's vermag, das schön're Seyn zu fassen,  
Das in die Form den Lebensfunken gießt,  
Verweilt nicht beim Alltäglichen; es schwindet  
Vor ihm das Grab, die düst're Schreckgestalt,  
Vor der zwar Schwache — doch nie Weise zittern.  
Er überspringt das Irdische und wandert  
Hinanz zum Licht; in's schön're Vaterland,  
Wo dieses Lebens dunkle Schatten fliehen.

Wer will den Flug des kühnen Geistes hemmen?  
Er süßt schon hier den Funken in sich, lodern,  
Der über's Grab zum bess'ern Leben geht,  
Und wann das Irdische flieht, das schnell Ver-  
gänglichliche,

In dem Unendlichen nun selbst unendlich ist.  
Was schrecken ihn des Körpers schwere Fesseln?  
In ihm wohnt eine Kraft, die von der Gottheit  
kammt,  
Die rasch zersprengt, was ihn an's Irdische bindet,  
Und ihm, das höchste Gut, Unsterblichkeit, vers  
beißt.

Da weicht der Erde Schaum; der Schönheit  
Ideale, —  
(Sie blühen nur im unermessnen Raum,  
In dem sich unser Geist einst fesselfrei erhebt;)  
Umgaulein ihn; er süßt's, er wird unsterb-  
lich seyn!

**Dritter Züngling.**

♂ e f a n g, von einer lebhaften Musik begleitet.

Triumph, Triumph, es ist verschwunden,  
Was uns so lang gefesselt hielt;  
Der Schönheit Licht hab' ich empfunden, —  
Des höhern Lebens schönes Bild;  
Auf ihren Schwingen lähn und rasch,  
Erhebt sich die tiefere Wissenschaft.

Chor der Jünglinge. 3  
Gesang.

Auf den Schwingen der Schönheit, neu er-  
wacht,  
Erhebt sich des Göttlichen Wissenschaft.

Erstes Mädchen.  
Gesang.

Aus dem Felsen der göttlichen Schönheit leimt  
Jugend,  
Umkränzet mit Rosen die blühende Jugend;  
Sie wehet uns, selbst bei dem bittersten Schmerz,  
Die lachende Hoffnung in's jagende Herz.

Es schlängeln durch's Leben sich liebliche Pfade;  
Das blühende Mädchen, der feurige Knabe,  
Die leben in fröhlicher Unschuld dahin  
Und ernten des herrlichsten Lebens Gewinn.

Verwindet nimmer, ihr goldenen Träume!  
In der Vergangenheit lustige Räume;  
Bleibet, ach bleibet dem Mädchen treu,  
Das gern sich der Jugend, der himmlischen, weibt.

Doch hab dich, leider, vergebliche Wünsche;  
Sie fehlen noch mehr, als die großen Gewinne.  
Zur Prüfung ersuche ja liebend uns Gott;  
Schuldig zu leiden, ist dessen Gebot.

Auf eilenden Schwingen entfliehen die Jahre;  
 Rasch rollen sie hin uns zur furchtbaren Bahre.  
 Die Jugend entschwebet in himmlischem Traum  
 Und läßt uns nur der Erinnerung Schaum.

Die Freundschaft und Liebe verschönern das  
 Leben;

Auf rosigtem Flügel der Freude entschweben  
 Minuten und Tage und Jahre uns dann;  
 Das Ewige winkt nach erkauftenem Kampf.

Dich, göttliche Tugend, Dich will ich um-  
 fangen,

Und stets an Dir nur, der himmlischen, hangen,  
 Wann Freundschaft und Liebe verwunden das  
 Herz,  
 So stillt Du mit labender Kühlung den Schmerz.

Es führt die Freundschaft und Liebe durch  
 Dornen,

Die Trennung umfließt uns mit bitteren Sorgen.  
 Dann lächelt die Tugend dem Sterblichen zu:  
 Dort über den Gräbern herrscht ewi-  
 ge Ruh'!

Aus dem Funken der göttlichen Schönheit  
 Keimt Tugend,

Umkränzet mit Rosen die blühende Jugend;  
 Sie wehet uns, selbst bei dem bittersten Schmerz,  
 Die lachende Hoffnung in's jugende Herz.

## Zweites Mädchen.

## Gesang.

Sollen die irdischen Blüten verschwinden,  
 Alter die rosigten Wangen umzieh'n;  
 Wird, um mit Blumen die Schläfe zu kränzen,  
 Nie doch die Schönheit der Jugend verblüh'n.  
 Niemahls vergeht sie; die göttliche waltet,  
 Ewig verjüngend, in himmlischem Schooß;  
 Reicht, wenn die irdische Hülle veraltet,  
 Uns der Vollendung erhabenen Trost.

## Pause.

Drum laßt uns immer dem Schönen uns  
 weihen,  
 Es führt uns in der Unsterblichen Reiden,  
 Es führt uns dahin, wo Schiller jetzt lebt  
 Und die ewigen Tiefen der Gottheit erschaut.

## A l l e.

## Recitativ. Gesang.

Drum u. u.

## Drittes Mädchen.

## Gesang.

Huldigen laßt uns beständig dem Schönen —  
 Und an das Hebe der Tugend gewöhnen.  
 Zur Unsterblichkeit eilt unser Wunsch;  
 Mascher schwingt des Erhabenen Kunst  
 Uns zu der Gottheit strahlendem Thron,  
 Wo des Geistes Vollkommenheit wohnt.

Wo im himmlischen Einklang die Geister leben,  
 Nur nach der Uebung des Göttlichen streben,  
 Dorthin flieht der befreite Geist  
 Und schlürft die Bonnen der Ewigkeit.

Dort, wo jezt der Forscher des Schönen lebt,  
 Und rascher als je nach dem Ewigen strebt,  
 Dort knüpset das Schöne ein himmlisches Band,  
 Es ist — es ist der Unsterblichen Land.

#### V i e r t e s M ä d c h e n .

##### G e s a n g .

Eine Kette bindet alle Glieder;  
 Ohne sie wär' Leben doch nur Tod.  
 Die sich hier geliebt, die sehen wieder  
 Sich im Jenseits, frei von Schmerz und Noth.  
 Wiedersehen, seliges Empfinden,  
 Dort erst wirfst Du Deine Kränze winden,  
 Dort erst führst Du uns zur Seligkeit.  
 Wann unsterblich sich die Geister schwingen  
 Zu der Gottheit goldnem Strahlenthron,  
 Wird' auch ich zu ihm hinüber bringen,  
 Ernten dann der Tugend hohen Lohn.  
 Wiedersehen werd' ich Euch, Verkürzte,  
 Deren Liebeln einst so gern ich hörte,  
 Die noch jezt mein Herz mit Lieb' umfaßt.  
 Wo des Glaubens bange Zweifel schwinden,  
 Ganz sich lösend in der Wahrheit Licht,  
 Wird' ich Euch, Geliebte, wiederfinden



Und umarmen werden Geister sich.  
 Schlägt nicht Trennung mehr die bittren Wunden,  
 Deren Schmerzen ich so tief empfunden,  
 O! dann preiset Alle glücklich mich.

### A l l e.

Der hohe Glaube vereinigt uns  
 Und erfüllt unsern letzten schmachtenden Wunsch.  
 Hier blüht nur das Schöne,  
 Dort reißt es empor;  
 Bezaubernde Töne  
 Umrauschen das Ohr.

### Erster Jüngling.

#### Declamation.

Alles verhallt in dem Schwunge der Zeit,  
 Aber Dein Name, Schiller! wird leben  
 Und der Unsterblichkeit Glanz ihn umgeben.  
 Nicht Colosse von Monumenten,  
 Nicht des Dichters Lorberkranz, mit dem würdig  
 Dich der Gegenwart Staunen umschlang,  
 Werden der Nachwelt Dich überliefern; —  
 Denn auch Unwürdige zieret es  
 Der Erde eitles 'Gepräng' mit Lorbern,  
 Die, vom ersten Sturm schon entblättert,  
 Laut das Schicksal dessen, den sie umgaben,  
 Und der Nachwelt reifres Urtheil verkünden.  
 In deinen Werken wirst Du bei der späten Nach-  
 welt,  
 Von dem reinsten Glanz umstrahlt leben.

Unsterblich wie das, was Du wirktest,  
 Nie vergehend, wie das, was Du sangest,  
 Wird Dich des wahren Verdienstes hohes Vorrecht,  
 Der Edlen innige Achtung begleiten.

## K l i e.

## G e s a n g.

Der des Schönen Geheimniß lüftete,  
 Fester uns an das Erhabene knüpfte,  
 Lebt ewig.  
 Er lebt, wo die Ewigen thronen,  
 Und da, wo die Sterblichen wohnen,  
 Stirbt nie sein erhabener Name.  
 Denn des großen Dichters entflammter Gesang  
 Erhebt sich über der Erde Land.

## R e c i t a t i v.

Denn des großen Dichters entflammter Ge-  
 sang  
 Erhebt sich über der Erde Land.

Der Vorhang fällt.

---

XVIII.

Schillers Todtenfeier.

Eine dramatische Dichtung von  
J. Schwalbopler.

~~~~~  
P e r s o n e n.

Ein Mann — Ein Jüngling — Ein Mädchen — Chor.

J ü n g l i n g.

Dunkle Wolken fliehen am Himmel,  
Traurig rauscht der Wipfel Chor,  
Aus dem wilden Weltgetümmel  
Steigt das Schweigen ernst empor.  
Trübe rollt der Bach die Wogen  
Dort am Wasserfall herab,  
Bleich vom hohen Himmelsbogen  
Blickt der Mond auf Schillers Grab.

C h o r.

Wie Winde verwehen das fallende Laub  
So sinket das Edelste zürnenden Göttern;  
Wie Donner die Wipfel der Eichen zerschmettern,  
So wird es der schellen Vernichtung zum Raub.

~~~~~  
Ueber Friedrich von Schiller und seine poetischen Werke,  
10, von J. Schwalbopler. Wien 1806, S. 159 — 163.

## M ä d c h e n.

Daß er für sich die Gattinn werbe,  
 Schickt Philipp seinen edlen Sohn.  
 Nun steht der länderreiche Erbe,  
 Voll Schwermuth an der Mutter Thron,  
 Er sieht nur sie, die Heißersehnte,  
 An ihm hängt mittheilend ihr Blick;  
 Es fordert, die er sein einst wähnte,  
 Sein schmerzlich trunknes Aug zurück.  
 Und Posa fällt — Die Menschheit trauert,  
 Nur Carlos richtet sich empor,  
 Doch noch von schwerem Sieg durchschauert,  
 Empfängt ihn schon des Orkus Thor.

## E h e r.

Er schilderte der Menschheit Höhen,  
 Im milden Glanz, im Heldentod,  
 Wie Blüten jezt um Blumen wehen,  
 Der blut'ge Mond jezt Völkern droht.

## J ü n g l i n g.

In der Hütte stillen Räumen  
 Weilt Johanna's frommer Sinn,  
 Da ruft Gott von Blütenbäumen,  
 Sie zum wilden Kampfe hin.  
 Und die stolzen Feinde weichen,  
 Wo das Schwert der Jungfrau bligt,  
 Welche ach! das heil'ge Zeichen  
 Doch nicht gegen Liebe schützt.

## G h o r.

Wie die Orgel heit'ges Brausen  
Durch geweihte Hallen zieht,  
Wie in Eedern Winde sausen,  
Tönet das entflammte Lied.

## M a n n.

Ach Marie! an Verbrechen  
Hängt der Reue schwer Gewicht,  
Und die Foltern, die sie rächen,  
Trägt die schön're Seele nicht.  
Wenn des Todes Schrecken drohen,  
Wenn die Hülle bang erbebt,  
Dann erst ist's, wo in dem hohen  
Fluge sich der Geist erhebt.

## G h o r.

Ebler Sänger schöner Reue,  
Ach! zu frühe sankst du hin.  
Lasset uns in frommer Treue,  
Zu des Warden Hügel ziehn.

## M ä d c h e n.

Wenn Deiner Lira Salten klangen,  
Da schwoll das Herz in jeder Brust.

## J ü n g l i n g.

Wenn sie der Frauen Würde sangen,  
Durchfloß den Jüngling Himmelsfluß.

## M a n n.

Wenn wir nach hoher Weisheit rangen,  
Wie stärkte Dein Gesang die Brust.

*Alle drei, allenfalls vom Chor unterbrochen  
und begleitet.*

Verbrochen hat die gold'ne Leier  
Des strengen Schicksals rauhe Hand,  
In deren heil'gen Tönen freier  
Das eng beschränkte Leben schwand.

## M ä d c h e n.

Auf deren Harmoniegebote  
Des Lebens Rißlaut schnell verschwand.

## J ü n g l i n g.

Auf deren Ruf das Ewigtothte  
Im schönsten Lebensschmuck erkand.

## M a n n.

Die durch der Schönheit Machtgebot  
Dem Glück Weisheit fest verband.

*Alle drei.*

Verbrochen hat die gold'ne Leier  
Des strengen Schicksals rauhe Hand,  
In deren heil'gen Tönen freier  
Das eng beschränkte Leben schwand.

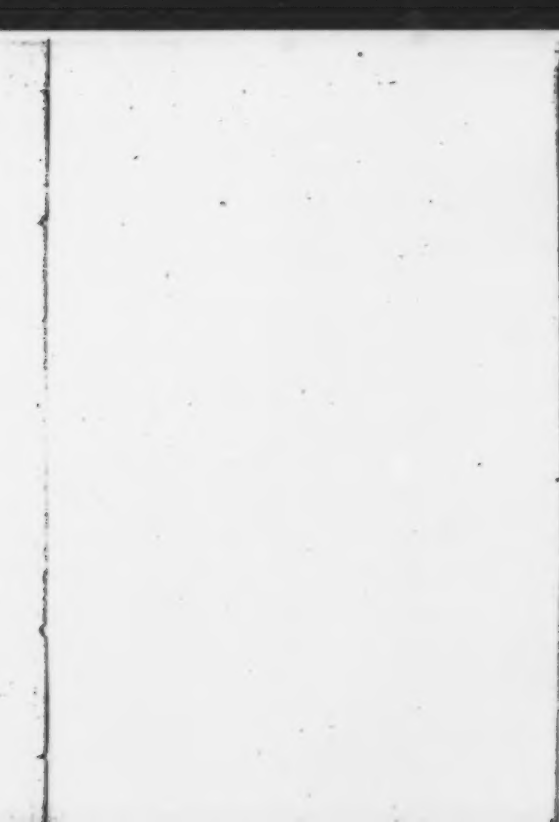
## J ü n g l i n g.

Im Schatten dunkelader Platanen,  
 Wo hohe Lorberwipfel wehn,  
 Da soll des Dichters heil'gen Mannen,  
 Ein Denkmal unsres Dankes stehn,  
 Dann tönet in den heil'gen Bäumen  
 Oft stiller Ahnung Himmelslaut,  
 Wenn aus des Aethers lichten Räumen  
 Verklärt sein Geist die Erde schaut.

## S c h l u ß c h o r.

Ewig währt des Dichters Leben,  
 Strahlet seines Ruhmes Glanz,  
 Und der Menschheit Engel weben  
 Eterne in den Eichenkranz.









Die  
**K e n n t e n**  
aus  
**Schiller's Musenalmanach**  
für das Jahr 1797.

---

Geschichte, Abdruck und Erläuterung  
derselben.

---

Ein  
Supplement zu den Taschenausgaben  
der Werke  
Goethe's und Schiller's.

---

---

D a n i g , 1 8 3 3 .  
Im Verlage der Ewert'schen Buchhandlung.



59-3695

D

[3. Ex.]

Dr. h. c. / Schiller / Xenophon

5v

278

## V o r w o r t.

„Es ist“ — schrieb Schiller am 1. Febr. 1796 in Betreff der Xenien an W. von Humboldt — „zwischen Götthe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen. — Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken.“

Demohngeachtet hat Götthe keins, Schiller nur 34\*) dieser, für die deutsche Literaturgeschichte

---

\*) Nämlich die Xenien: 11, 12, 14, 31, 45, 53, 63, 97, 98, 100 bis 112, 136, 223, 309 bis 318,

so denkwürdigen, Distichen in die Sammlung seiner Gedichte mit aufgenommen; weshalb denn der hiemit erscheinende Abdruck des ganzen Epyllus der Kenien den Besizern der Götheschen und Schillerschen Werke zur Vervollständigung derselben erwünscht kommen muß, und mit vollem Rechte ein Supplement zu diesen Werken genannt werden kann.

Die vorangehende geschichtliche Einleitung und die beigelegten zahlreichen Erläuterungen sind — was der Sachkundige sehr leicht erkennen wird — mit Fleiß und Sorgfalt aus so zuverlässigen Quellen geschöpft, daß es keiner anpreisenden Empfehlung dieser nöthigen Zugabe bedarf.

Danzig.

G. L.

---

320 bis 322, 329 bis 331, 366 bis 368, 371  
bis 412.

## Geschichte der Xenien.

---

Es hat in Deutschland wohl selten ein schriftstellerisches Erzeugniß so großes Aufsehen erregt, so viele Gemüther und Federn in Bewegung gesetzt und auf den Zustand der Literatur einen so entschiedenen Einfluß geäußert, als jene Sammlung satyrischer Xenien<sup>1)</sup>, womit Göthe und Schiller in dem von dem Letzteren herausgegebenen Musenalmanache (für das Jahr 1797)

---

<sup>1)</sup> Xenia, Geschenke, welche Griechen und Römer ihren Gästen zu spenden pflegten. Der römische Epigrammendichter Martial gab dem 13ten Buche seiner Sammlung den Namen Xenien, weil es Distichen enthält, die, unter dem Vorworte irgend eines zum Gastmahl gehörenden Gegenstandes, Lob oder Tadel ertheilen.

über Alles, was auf dem Gebiete der Dichtkunst, Kritik und Philosophie ihren gemeinsamen Bestrebungen offen oder versteckt entgegenarbeitete, ein schonungsloses Strafgericht ergehen ließen. — Was diesen literarischen Kriminalproceß veranlaßte, wie der Plan zu demselben entstand, sich allmählig entwickelte, und zuletzt doch nur theilweise zur Ausführung kam, und welche Anfechtungen die Keniendichter für ihr verwegenes Unternehmen zu erleiden hatten, darüber giebt der „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805 (Stuttg. und Tüb. 1828—29. 6 Thle)“ die genügendste Auskunft. Es kann daher dem neuen Abdrucke der Kenien keine belehrendere und interessantere Geschichte derselben vorausgeschickt werden, als die, welche sich aus einer mit Erläuterungen begleiteten Zusammenstellung alles dessen, was in jenem Briefwechsel über diese vielbesprochenen kritischen Geißelschläge gesagt wird, von selbst ergibt.

---

D. 23. Dec. 1795.

Den Einfall auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Disticho, zu machen, wie die Xenia des Martial sind, der mir dieser Tage zugekommen ist, müssen wir cultiviren und eine solche Sammlung in Ihren Musenalsmanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten auswählen. Hier ein Paar zur Probe. (G.)

D. 29. Dec. 1795.

Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reiche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns



nicht die Stollbergische Sippschaft<sup>2)</sup>, Nach

<sup>2)</sup> Die Brüder Christian (geb. 1748, gest. 1821) und Friedrich Leopold (geb. 1750, gest. 1819), Grafen zu Stollberg. Vornehmlich hatte der Letztere durch das Mystisch-Fräumelnde, das sich sowohl in seinen Gedichten als auch in seiner „Reise nach Italien“ bemerkbar machte, und seinen bald darauf erfolgten Uebertritt zum Katholicismus vorbereitete, den Unwillen der Feinddichter erregt. „Die St. Vorrede,“ sagt Schiller in einem Briefe vom 29. Nov. 1795, „ist wieder etwas horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die gesuchte — offenbar nur gesuchte Frömmelery — auch in einer Vorrede zum Plato Jesum Christum zu loben!“ — Und in einem Briefe vom 23. Juli 1796 erzählt er: „Neulich erfuhr ich, daß Stollberg und wer sonst noch bei ihm war, den (Wilhelm) Meister feyerlich verbrannt habe, bis auf das sechste Buch, welches er wie Arndts Paradiesgärtlein rettete und besonders binden ließ. Er hält es in allem Ernste für eine Anempfehlung der Herrnhuterey, und hat sich sehr daran erbaut.“ Zu der „Stollbergischen Sippschaft“ gehörten vornehmlich Claudius, Friedr. Heinr. Jacobi und Joh. Georg

nitz<sup>3)</sup>, Ramdohr<sup>4)</sup>, die metaphysische Welt,

Schlosser. S. Kenie 16, 23, 26, 52, 72, 116, 117, 118, 125, 279, 357.

- 3) Joseph Friedr. Freiherr von Racknitz (geb. 1744, gest. 1818), königlich sächsischer Hofmarschall, schrieb *Wohreits über Natur- und Kunstgegenstände*. Hier ist vornehmlich seine „Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst (Leipz. 1796)“ gemeint. S. K. 9, 28, auch wohl 27.

- 4) Friedr. Wilh. Basil. von Ramdohr (geb. 1752, gest. 1822), preussischer Gesandter in Neapel, schrieb ebenfalls über Kunst und Natur, und misstiel den Keniendichtern am Meisten durch seine „*Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten*. 2 Tble. (Leipz. 1793).“ — „Haben Sie wohl,“ fragt Götke in einem Briefe v. 4. Sept. 1794, „*Charis* von Ramdohr gelesen? Ich habe mit allen natürlichen und künstlichen Organen meines Individuums das Buch anzufassen gesucht, aber noch keine Seite daran gefunden, von der ich mir den Inhalt zueignen könnte.“ — Schiller antwortet hierauf:

„Mit Ramdohrs Charis ist es mir sonderbar gegangen. Beim ersten Durchblättern hat mir vor seiner nährischen Schreibart und vor seiner horribeln Philosophie gegraut, und ich schickte ihn über Hals und Kopf dem Buchhändler wieder. Als ich nachher in einer gelehrten Zeitung einige Stellen aus seiner Schrift über die niederländische Schule angeführt fand, gewann ich ein besseres Vertrauen zu ihm, und nahm seine Charis wieder vor, welche mir nicht ganz unnütz gewesen ist. Was er im Allgemeinen über die Empfindungen, den Geschmack und die Schönheit sagt, ist freilich höchst unbefriedigend und, um nicht etwas schlimmeres zu sagen, eine wahre reichsfreiherrliche Philosophie; aber den empirischen Theil seines Buches, wo er von dem Charakteristischen der verschiedenen Künste redet, und einer jeden ihre Sphäre und ihre Gränzen bestimmt, habe ich sehr brauchbar gefunden. Man sieht, daß er hier in seiner Sphäre ist, und durch einen langen Aufenthalt unter Kunstwerken sich eine, gewiß nicht gemeine, Fertigkeit des Geschmacks erworben hat. Hier in diesem Theile spricht der unterrichtete Mann, der, wo nicht eine entscheidende, doch eine mitzählende Stimme hat. Aber es kann wohl seyn, daß er den Werth, den er hier noth-

mit ihren Ichs und Nicht-Ichs<sup>5)</sup>, Freund Nicolai<sup>6)</sup>, unser geschworne Feind, die Leipzi-

---

wendig für mich haben mußte, für Sie völlig verliert, weil die Erfahrungen, auf die er sich stützt, Ihnen etwas Bekanntes sind, und Sie also schlechterdings nichts neues bei ihm vorfinden konnten. Gerade das, was Sie eigentlich suchten, ist ihm im höchsten Grade verunglückt, und was ihm geglückt ist, brauchen Sie nicht.“ — S. X. 119.

<sup>5)</sup> Joh. Gottl. Fichte (geb. 1762, gest. 1814), damals Professor in Jena. — Friedr. Wilh. Joseph von Schelling (geb. 1775), damals Privatdocent in Jena, und Andre. S. X. 380.

<sup>6)</sup> Christian Friedr. Nicolai (geb. 1733, gest. 1811), Buchbändler in Berlin, hatte Werthers Leiden in der Spottschrift „Freuden des jungen Werthers (Berlin, 1775)“ persiflirt, in der von ihm redigirte „Allgemeinen deutschen Bibliothek (Berlin 1765 bis 92 und 1800 bis 5)“ gegen Göthe und Schiller manchen Ausfall gethan, und vornehmlich durch seine Aeußerungen über die von dem Letzteren herausgegebenen „Horen (1795—97)“ die Feindbilder erzürnt. „Wir haben,“ schreibt

ger Geschmacksherberge<sup>7)</sup>, Thümmel<sup>8)</sup>), Ge-

Schiller im October 1795, „auch nächstens vom Berliner Nicolai einen heftigen Angriff zu erwarten. Im zehnten Theil seiner Reisen soll er fast von nichts, als von den Hören handeln und über die Anwendung Kantischer Philosophie verfallen, wobei er alles unbesehen, das Gute wie das Horrible, was diese Philosophie ausgeheckt, in einen Topf werfen soll. Es läßt sich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf diese Plattitüden antworten soll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben kann. Nicolai sollten wir aber doch von nun an in Text und Noten, und wo Gelegenheit sich zeigt, mit einer recht insigen Geringschätzung behandeln.“ S. F. 24, 84, 142, 143, 144, 184 bis 206, 218, 238, 254, 334, 355.

<sup>7)</sup> Die von dem Kreissteuereinnnehmer Christn. Felix Weiße (geb. 1726, gest. 1801) und dem Leipziger Buchhändler W. Joh. Gottfr. Dyck (geb. 1750, gest. 1813) herausgegebene „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften (1765 bis 1806).“ S. F. 45, 46, 47, 48 49, 69, 339, 340.

<sup>8)</sup> Aug. Mor. v. Thümmel (geb. 1738, gest. 1817),

schen als sein Stallmeister <sup>9)</sup> u. dergl. dar!  
(Sch.)

D. 26. (?) Dec. 1795.

Mit hundert Xenien, wie hier ein Duzend  
beiliegen, könnte man sich sowohl dem Publico  
als seinen Collegen aufs angenehmste empfeh-  
len. (G.)

Jan. 1796.

Sie haben mich mit dem reichen Vorrathe  
von Xenien, den Sie geschickt haben, recht an-  
genehm überrascht. Die den Newton betreffen <sup>10)</sup>,

---

herzogl. sächsischer Minister. — Seiner ist je-  
doch in den Xenien nicht erwähnt worden; wahr-  
scheinlich aus dem Grunde, den Göthe in einem  
Briefe vom 30. Juli 1795 anführt: „Ich wünschte,  
daß alles wegblicke, was in unserm Kreise  
und unseren Verhältnissen unangenehm wirken  
könnte.“

<sup>9)</sup> Der Leipziger Buchhändler Georg Joachim Göt-  
schen (d. 1830), Verleger der Thümmelschen  
Schriften. S. K. 234.

<sup>10)</sup> F. 164 bis 171.

werden Sie zwar auch durch den Stoff kenntlich machen; aber bei dieser gelehrten Streitsache, die niemand Lebenden betrifft, hat dieses auch nichts zu sagen. Die angestrichenen haben uns am meisten erfreut. Denken Sie darauf, Reichardts<sup>11)</sup>, unsern soi-disant Freund, mit einigen Xenien zu beehren. Ich lese eben eine Recension der Horen in f. Journal Deutschland, welches Unger edirt, wo er sich über die Unterhaltungen und auch noch andere Aufsätze schrecklich emancipirt hat. Die Aufsätze von Fichte und Woltmann sind beide in einem weitsäuftigen Auszuge mitgetheilt, und als musterhaft vorgestellt, Boffens Gedichte, der Rhodische Genius von Humboldt sehr herausgestrichen,

---

<sup>11)</sup> Joh. Friedr. Reichardt (geb. 1751, gest. 1814), Kapellmeister zu Berlin, dann Salinendirektor zu Halle, auch für kurze Zeit Direktor des königl. westphäl. Theaters zu Kassel. Zuletzt lebte er ohne Amt auf seinem Landfuge zu Wiebichenslein bei Halle. S. F. 80, 145, 146, 147, 208 bis 217, 219 bis 229, 251.

und was des Zeuges mehr ist. Es ist durchaus mit einem nicht genug verhehlten Ingrimme geschrieben. Als das wichtigste Werk der neuen deutschen Litteratur wird Heines musikalischer Roman weitläufig, doch hab' ich nicht gelesen wie? beurtheilt. — Wir müssen Reichard, der uns so ohne allen Grund und Schonung angreift, auch in den Horen bitter verfolgen. — Hier wieder einige Pfähle ins Fleisch unserer Collegen. Wählen Sie darunter was Ihnen ansteht. (Sch.)

D. 22. Jan. 1796.

Hier eine kleine Lieferung von Epigrammen. Was Ihnen darunter nicht gefällt, lassen Sie nur gar nicht abschreiben. Es geht mit diesen kleinen Epäsen doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dabei benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als gute Einfälle nicht nehmen lassen. Ich zweifle deswegen, ob ich, bei



meinem Müßigange, Ihnen so weit vorkommen werde, als Sie denken; denn in die Länge geht es doch nicht. Ich muß mich zu größeren Sachen entschließen, und die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen. Doch soll kein Posttag leer sein, und so rücken wir doch in vier, fünf Monaten weit genug vor. (Sch.)

D. 23. Jan. 1796.

In den letzten Epigrammen, die Sie mir senden, ist ein herrlicher Humor, und ich werde sie deshalb alle abschreiben lassen; was am Ende nicht in der Gesellschaft bleiben kann, wird sich wie ein fremder Körper schon separiren. (G.)

D. 24. Jan. 1796.

Hier wieder einige Xenien, daß die Fälschung nicht verlegt wird. (Sch.)

D. 27. Jan. 1796.

Mit der ganzen Sammlung unserer kleinen Gedichte bin ich noch nicht zu Stande; hier kommt einstweilen mein Beitrag von dieser Wo-

che. Wenn wir unsre vorgesezte Zahl ausfüllen wollen, so werden wir noch einige unsrer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen, denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über, und dann ist es eine herrliche Gelegenheit, die Sachen aus der Studierstube und Recensentenwelt in das weitere Publikum hinauszuspielen, wo dann einer oder der andere gewiß Feuer fängt, der sonst die Sache hätte vor sich vorbeistreichen lassen. (G.)

Ohne Datum.

Hier folgen sechsundssechszig Xenien. Ehe sie Weimar erreichen, werden, mit denen, die Sie schon fertig haben, noch an achtzig daraus werden. (Sch.)

D. 30. Jan. 1796.

Die Disticha nehmen täglich zu, sie steigen nunmehr gegen zweihundert. Ich lege das neueste Modejournal bei, wegen der Abhandlung

über die Xenien. Der Verfasser <sup>12)</sup> denkt wohl nicht, daß ihm auch eins fürs nächste Jahr zu bereitet werde. Wie arm und ungeschickt doch im Grunde diese Menschen sind! nur zwei solcher Gedichtchen, und noch dazu so schlecht übersetzt, zur Probe zu geben! Es ist aber als wenn alles geistreiche diesen feuerfarbenen Einband adhe. — Aus Ihrem Briefe sehe ich erst, daß die Monatschriften Deutschland und Frankreich Einen Verfasser haben. — Hat er sich emancipirt, so soll er dagegen mit Karnevals-Gips-Drageen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Verückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange, und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber

---

<sup>12)</sup> Friedr. Justin Bertuch (geb. 1747, gest. 1822), großherzogl. sächsischer Legationsrath, gab von 1786 bis 1822 das „Journal des Luxus und der Moden“ heraus. S. F. 262.

Miene macht, diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschweifsen zuschicken. Ein Duzend Disticha sind ihm schon gewidmet, welche künftigen Mittwoch, giebt es Gott, anlangen werden. (B.)

D. 31. Jan. 1796.

Daß Reichardt der Herausgeber des J. Deutschland ist, darauf können Sie sich verlassen; so wie auch darauf, daß er sich (oder doch der Recensent, welches uns hier ganz Eins ist,) gegen die Unterhaltungen sehr viel herausnimmt, obgleich er Sie bei andern Veranlassungen in der nämlichen Recension mit vollen Backen lobt. Das Product ist unendlich miserabel. Heineses Buch, davon ich die Recension nun näher angesehen, ist sehr getadelt, welches mich ordentlich verdrießt, da eine Dummheit weniger zu rügen ist. — Für unsere Xenien haben sich indessen allerlei Ideen, die aber noch nicht ganz reif sind, bei mir entwickelt. Ich denke auch, daß wenn Sie etwa zu Ende dieser Woche kommen,

Sie ein Hundert und darüber finden sollen. Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen, und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unserer strengen Gesetze, bei einem Monodistichon zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gerichte das er über die Freyer ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch schon zum Theil ausgeführt sind; eben so auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduction Newtons in der Unterwelt — wir müssen auch hierin unsere Arbeiten in einander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie? (Sch.)

D. 4. Febr. 1796.

Die erste Abschrift der Xenien ist endlich fertig geworden, und ich schicke sie sogleich. — Sie sehen zusammen schon ganz lustig aus; nur

---

wird es ganz gut seyn, wenn (wieder einmal eine poetische Alder durch die Sammlung durchfließt. Meine letzten sind, wie Sie finden werden, ganz prosaisch, welches, da ihnen keine Anschauung zum Grunde liegt, bei meiner Art wohl nicht anders seyn kann. (Sch.)

D. 5. Febr. 1796.

Die Sammlung wächst uns unter den Händen, daß es eine Lust ist. Es hat mich gefreut, auch mehrere politische unter den neuen anzutreffen; denn da wir doch zuverlässig an den unsichern Orten confiscirt werden, so sähe ich nicht, warum wir es nicht auch von dieser Seite verdienen sollten. Sie finden 40 bis 42 neue von mir, gegen 80 andere, die zusammen gehören, und in Kleinigkeiten noch nicht ganz fertig sind, behalte ich noch zurück. Reichardt ist gut recommandirt, aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Musiker angreifen<sup>13)</sup>, weil es doch auch da nicht so ganz

<sup>13)</sup> S. F. 145, 146, 147.

richtig ist, und es ist billig, daß er auch bis in seine letzte Festung hinein verfolgt wird, da er uns auf unserm legitimen Boden den Krieg macht. (Sch.)

D. 7. Febr. 1796.

Hier einige Duzend neue Xenien, die seit heute und gestern in Einem Raptus entstanden. Lassen Sie das wandernde Exemplar bald reich ausgestattet wieder zu mir gelangen. (Sch.)

D. 10. Jun. 1796.

Hier folgen die versprochenen Epigramme; es sind noch 30 an der Zahl! Leider ist auch hier der Haß doppelt so stark als die Liebe. So bald Sie mit der Zusammenstellung fertig sind, so schicken Sie mir das Ganze ja gleich; das durch wird manches Xenion, das noch unvollendet da liegt, gewiß völlig fertig, und zu neuen giebt es wieder Anlaß. — Das eine, der Gefährliche, habe ich nach Ihrer Idee gemacht; vielleicht nehmen Sie die Veränderung auf. Ue-

berhaupt wird mich beim Durchgehen der übrigen im Allgemeinen der Gedanke leiten, daß wir bei aller Bitterkeit uns vor criminellen Inculpationen hüten. (G.)

D. 11. Jun. 1796.

Die gestern überschickten Xenien haben uns viel Freude gemacht, und so überwiegend auch der Haß daran Theil hat, so lieblich ist das Contingent der Liebe dazu ausgefallen. Ich will die Musen recht dringend bitten, mir auch einen Beitrag dazu zu bescheren. — Die Xenien hoffe ich Ihnen auf den nächsten Freitag in Abschrift schicken zu können. Ich bin auch sehr dafür, daß wir nichts Criminelles berühren, und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts. (Sch.)

D. 18. Jun. 1796.

Die Xenien erhalten Sie auf den Montag; zur Verknüpfung der verschiedenartigen Mate-



rien sind noch manche neue nöthig, wobei ich auf Ihren guten Genius meine Hoffnung setze. Die Homerischen Parodien habe ich, weil sie sich an das Ganze nicht anschließen wollen, herauswerfen müssen<sup>14)</sup>, und ich weiß noch nicht recht, wie ich die Todtenerscheinungen werde unterbringen können<sup>15)</sup>. Gar zu gern hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn jeder von uns nur noch ein Dugend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig endigen. (Sch.)

D. 22. Jun. 1796.

Xenien habe ich wieder einige Dugend, nur gerade nicht von der nothwendigsten Gattung. (B.)

---

<sup>14)</sup> S. das letzte Xenion.

<sup>15)</sup> S. F. 332 bis 413.

D. 24. Jun. 1796.

Die Fenien erhalten: Sie Montag frühe ganz gewiß. Es sind, nach Abzug der weggebliebenen noch 630 bis 40, und ich denke nicht, daß mehr als 15 oder 20 von diesen werden ausgemustert werden. Da der Zusammenhang und die Vollständigkeit wohl noch 80 neue nöthig machen, so wird die Zahl wohl auf 700 bleiben. (Sch.)

D. 27. Jun. 1796.

Von den Fenien sende ich durch den Boten was fertig ist. Noch 80 sind ungefähr noch zurück, die das Botenmädchen bringen soll. Ich bin eben daran, diese, es sind gerade die freundlichen, mit einigen neuen zu vermehren, die eine glückliche Stimmung mir dargeboten hat. Ueberhaupt hoffe ich, daß der Schluß sehr gut ausfallen soll. Sie werden unter den hier folgenden gegen hundert neue Bekannte finden, und einige ältere vermissen. Warum ich diese wegließ, läßt sich mündlich sagen. Streichen

Sie nun ohne Schonung alles, was Ihnen aus irgend einer Rücksicht anstößig ist, weg. Unser Vorrath leidet eine strenge Wahl. — In das Manuscript lassen Sie Ihren Spiritus nichts schreiben. Ich schicke dasselbe gern an Humboldt, der durch die Verschiedenheit der Handschrift dem Verfasser nicht auf die Spur geführt werden soll. — Fallen Ihnen Ueberschriften ein, so bitte ich sie mit Bleystift zu bemerken. — Um die Zahl der poetischen und gefälligen Xenien zu vermehren, wünscht ich Sie zu veranlassen, daß Sie durch die wichtigsten Antiken und die schönen Italienischen Mahlerwerke eine Wanderung anstellten. Diese Gestalten leben in Ihrer Seele, und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen schönen Einfall darbieten. Sie sind um so passendere Stoffe, da es lauter Individua sind. (Sch.)

D. 28. Jun. 1796.

Hier ist der Rest der Xenien. Was heute folgt, ist wie Sie sehen, noch nicht in dem ge-

hörigen Zusammenhang, und alle meine Versuche, die verschiedenen Gruppen zusammen zu bringen, sind mir mißglückt. Vielleicht helfen Sie mir aus der Noth. Es wäre gar zu schön, wenn wir diese letzte Partie recht reich ausstatten könnten. (Sch.)

D. 29. Jun. 1796.

Die neuen Xenien von der würdigen und zarten Art sind Ihnen sehr glücklich gerathen; — ich habe zu Completirung dieser Sammlung, auch von meiner Seite, allerlei Aussichten, wenn sich nur die Stimmung dazu findet. (W.)

D. 8. Jul. 1796.

Ehe Sie mir das Exemplar der Xenien senden, so haben Sie doch die Güte, darin gerade auszustreichen, was Sie heraus wünschen, und zu unterstreichen, was Sie geändert wünschen. Ich kann dann eher meine Maßregeln nehmen, was noch zu thun ist. (Sch.)

D. 9. Jul. 1796.

Die Xenien erhalten Sie mit meinem Gutachten zurück; die ernsthaften und wohlmeinenden sind gegenwärtig so mächtig, daß man denen Lumpenhunden, die angegriffen sind, mißgönnt, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt wird. (G.)

D. 26. Jul. 1796.

Auf den Sonnabend schicke ich wohl noch ein paar Duzend Xenien. Könnten Sie mir nicht, wie Sie beim Almanach vorwärts rücken, das Manuscript herüberschicken; ich habe in den Xenien manche Stellen verändert, auch hier und da noch Ueberschriften gefunden, vielleicht wäre etwas davon zu gebrauchen. (G.)

Ohne Datum.

Hier die Xenien, welche mir bald möglichst zurückzusenden bitte. Was ausgestrichen ist, bleibt theils weg, theils ist es schon gedruckt oder für den Druck herausgeschrieben. Alendes

rungen in dem Ausgestrichenen sind also entweder unnöthig oder auch schon zu spät. — Die zur Eisbahn gehörigen Xenien (Mittelalter und Individualität abgerechnet) habe ich in ein Gedicht zusammen gerückt und die einzelnen Ueberschriften weggelassen. Dasselbe läßt sich im Kleinen auch noch bei einigen andern thun, und wird die Mannigfaltigkeit der Formen vermehren. Vielleicht haben Sie auch Lust die Newtoniana so zu ordnen. (Sch)

D. 30. Jul. 1796.

Die Xenien kommen sogleich wieder zurück: ich habe nur wenige Anmerkungen gemacht und erinnere nur noch, daß wir in Eudämonia das i lang gebraucht haben, welches wohl nach dem Accent, nicht aber nach der Quantität richtig ist. Wahrscheinlich brauchen Sie diese paar Epigramme nicht. — Ueberhaupt will ich Ihnen nicht läugnen, daß es mir einen Augenblick recht wehe gethan hat, unser schönes Karten- und Lustgebäude, mit den Augen des Leibes, so zer-

stört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen. Die Idee war zu schön, zu eigen und einzig als daß ich mich nicht, besonders da sich bei mir eine Idee, ein Wunsch so leicht fixirt, darüber betrüben sollte, für immer darauf renunciiren zu müssen. Doch mag es denn auch an dem Späße genug seyn, den uns der Gedanke indessen gemacht hat; es mag genug sein, daß nun so viel Stoff da ist, der zu einem andern Körper nun wieder verarbeitet werden kann. Die Zusammenstellung in Ihrem Almanach wird mich schon wieder trösten, nur bitte ich meinen Namen so wenig als möglich unter die Gedichte zu setzen. Die wenigen, welche ich die Zeit hervorgebracht habe, muß ich für den Augenblick liegen lassen; ich bringe sie mit wenn ich komme, und bis dahin wird der neue Körper des Almanachs schon so lebendig und mächtig seyn, um sie sich zu assimiliren. — Noch eins; ich wünschte, daß alles wegbliebe, was in unserm Kreise und unsern Verhältnissen unangenehm wirken könnte; in der ersten Form forderte,

trug, entschuldigte eines das andere; jetzt wird jedes Gedicht nur aus freiem Vorsatz und Willen eingeschaltet und wirkt auch nur einzeln für sich. (G.)

D. 31. Jul. 1796.

Sie können sich von den Xenien nicht ungerner trennen, als ich selbst. Außer der Neuheit und interessanten Eigenthümlichkeit der Idee ist der Gedanke, ein gewisses Ganzes in Gemeinschaft mit Ihnen auszuführen, so reizend für mich gewesen. Aber seyn Sie versichert, daß ich die Idee nicht meiner Convenienz aufgeopfert habe. Zu einem Ganzen, so wie es auch von dem liberalsten Leser gefordert werden konnte, fehlte noch unüberschlich viel; eine mühsame Redaction hat mich mit diesem Mangel gar sehr bekannt gemacht. Selbst wenn wir die zwei Monate ausschließend dazu hätten widmen können, würde weder der satirische noch der andere Theil die nöthige Vollständigkeit erlangt haben. Das ganze Werk ein Jahr lan-



ger. liegen zu lassen, erlaubt weder das Bedürf-  
niß des Almanachs noch wäre es der vielen An-  
spielungen auf das Neueste in der Literatur,  
welches nach einem Jahre sein Interesse verliert,  
zu wagen gewesen; und was dieser Rücksichten  
mehr sind, die ich Ihnen mündlich anführen  
will. Uebrigens ist uns diese Idee und Form  
noch gar nicht verloren, denn es ist noch so er-  
staunlich viel Stoff zurück, daß dasjenige, was  
wir aus dem alten noch etwa dazu nehmen, da-  
rin verschwinden wird. — Ihren Namen nenne  
ich sparsam. Selbst bei denjenigen politischen,  
welche in einander greifen, und vor welchen  
man sich gefreut haben würde ihn zu finden,  
habe ich ihn weggelassen, weil man diese mit  
den andern, auf Reichardt gehenden, in Ver-  
bindung vermüthen könnte. Stolberg kann  
nicht geschenkt werden, und das wollen Sie  
wohl selbst nicht, und Schloffer wird nie ge-  
nauer bezeichnet, als eine allgemeine Satyre  
auf die Frommen erfordert <sup>16)</sup>. Außerdem kom-

<sup>16)</sup> Die Penien, mit denen Joh. Georg Schloffer

men diese Hiebe auf die Stolbergische Secte in einer solchen Verbindung vor, daß jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß; ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde und habe keine Schonung nöthig. Wieland soll mit der zierlichen Zunaufrau in Weimar wegkommen, worüber er sich nicht beklagen kann<sup>17)</sup>. Uebrigens erscheinen diese Odiosa erst in der zweiten Hälfte des Almanachs, so daß Sie bei Ihrem Hiersein noch herauswerfen können, was Ihnen gut dünkt. Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakspeare lauter Schrödersche und Kogebuesche Stücke bezeichnen<sup>18)</sup>. Sie sind wohl so gütig, und

---

(geb. 1739, gest. 1799), Syndikus zu Frankfurt, gemeint war, blieben weg; wahrscheinlich aus dem in Anmerk. 8. erwähnten Grunde; denn Schloffer war Götthes Schwager.

17) S. F. 76.

18) S. F. 404, 405, 406.

lassen mir vom Spiritus das Personal aus fünf oder sechs Kogebueschen Stücken abschreiben, daß ich darauf anspielen kann. (Sch.)

D. 1. Aug. 1796.

Nach langem Hin- und Herüberschwancken kommt jedes Ding doch endlich in seine wahre Lage. Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem Beschlaßen der Sache, die natürlichste Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünsche und die Convenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen. — Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaction in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien; also eben die, welche

in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den anderen Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Zenien und als ein eigenes Ganzes, wie voriges Jahr die Epigramme, dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie sehr vieles von ihrer Bitterkeit, der allgemeine herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, so wie Sie neulich schon bemerkten, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes vor. Auch die Hiebe auf Reichardt wollen wir unter dem Haufen zerstreuen, und nicht, wie erst geschehen war, an die Spitze stellen. Von der einen Seite war die Ehre und von der andern die Beleidigung zu groß, die wir ihm durch diese Auszeichnung anthaten. Und so wären also die Zenien (wenn Sie meine Gedanken gut heißen) zu ihrer ersten Natur zurück gekehrt, und wir hätten doch auch zugleich nicht Ursache, die Abweichung

von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen<sup>19)</sup>. (Sch.)

D. 2. Aug. 1796.

Es freut mich, daß Sie sich einen Weg ausgedacht haben, wie wir den Spaß mit den

---

<sup>19)</sup> Hierher gehören zwei — in „Schillers Leben, aus Erinnerungen der Familie u. s. w. (Stuttg. und Tüb. 1830. 2 Thle.)“ vorkommende Fragmente aus andern Briefen desselben. „Die Einheit kann bei einem solchen Product bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreiten, den Fülle gesucht werden, und damit die Heterogenität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, daran jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wilde Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedanken-Blitzen. Es werden nicht unter 600 solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig,

Fenien nicht verlieren. Ich glaube es ist der ganz richtige, und der Kalender behält seine vorige Form und zeichnet sich vor allen andern

so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann von seiner Manier etwas aufzuopfern suchen, um sich dem andern mehr anzunähern.“ — — „Nachdem ich die Redaction der Fenien gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistischen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des „Meisters“ Göthens eine starke Diversion macht, so sind wir überein gekommen, die Fenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satyrischen folgen unter dem Namen Fenien nach.“

durch Vorspiel und Nachspiel aus; er wird nicht bunt durch Vermischung heterogener Dichtungsarten, und wird doch so mannigfaltig als möglich. (G.)

D. 5. Aug. 1796.

Ich sende Ihnen hier eine Anzahl ernsthafter Xenien, die ich, aus den Ihrigen und den meinigen gemischt, in einen Strauß zusammen gebunden habe, damit doch auch in Absicht auf die ernsthaften Stücke die Idee einiger beiderseitigen Vereinigung in etwas erfüllt werde. (Sch.)

D. 6. Aug. 1796.

Die ci-devant Xenien nehmen sich, in ihrer jetzigen Zusammenstellung, sehr gut aus, und wird diese ernste Gesellschaft gewiß auch gut aufgenommen werden. Könnten Sie noch die paar fehlenden Ueberschriften finden, so würde es sehr schön sein. Mir hat der Geist in diesen kurzen Stunden nichts eingeben wollen. (G.)

D. 13. Aug. 1796.

Bei der Redaction der Xenien hoffe ich gegenwärtig zu seyn und meine neuesten noch unterzubringen. (G.)

D. 8. Octbr. 1796.

Indessen haben unsre mordbrennerischen Füchse auch schon angefangen ihre Wirkung zu thun. Des Verwunders und Rathens ist kein Ende. Ich bitte-Sie um alles, ja kein zweifelhaftes zu gestehen, denn der Sinn der Räthsel wird, wie ich sehe, tausendfach. (G.)

D. 9. Octbr. 1796.

Einen Brief von Körner lege ich bei, weil er einiges über den Almanach enthält. Wir sollten ordentlich Acta über alle schriftliche und gedruckte Urtheile vom Almanach halten, um einmal, wenn es der Mühe werth ist, daraus referiren zu können. (Sch.)



D. 11. Octbr. 1796.

Unterdessen habe ich nichts mehr vom Al-  
manach gehört, als daß unsre gute Freundin S.  
hier die auf Manso<sup>20)</sup> gerichteten Xenien ab-  
geschrieben und an Gottern geschickt hat, wel-  
cher sehr davon soll erschreckt worden seyn.  
(Sch.)

D. 13. Octbr. 1796.

Im Ganzen finde ich nur einerlei Wirkung;  
jedermann findet sich vom Phänomen frappirt;

---

<sup>20)</sup> Joh. Kasp. Friedr. Manso (geb. 1759, gest.  
1826), Rector des Magdalenen-Gymnasiums zu  
Breslau, als Historiker vornehmlich durch seine  
„Geschichte des preuß. Staats, seit dem Tode  
Friedrichs II. 3 Bde. Frankf. 1819. 20“ be-  
kannt. Er beleidigte die Xenienmacher durch ab-  
sprechende Kritiken, die er in die „neue Bibliothek  
der schönen Wissenschaften“ (S. Anmerk. 7.) ein-  
rücken ließ. S. F. 33 bis 40, 89, 335. Man-  
so rächte sich durch seine „Gegengeschenke an die  
Endesböcke zu Jena und Weimar. Leipz. 1797.“

und jedermann nimmt sich zusammen, um mit anscheinender Liberalität und mehr oder weniger erzwungenem Behagen darüber zu sprechen, und geben Sie einmal acht, ob das nicht meist der Fall seyn wird. (G.)

D. 18. Octbr. 1796.

Von den Xenien habe ich weiter nichts erfahren. Schlegel, der wieder angekommen, war zu kurze Zeit in Leipzig, um viel erfahren zu können. Bei seiner Zurückkunft von Dessau sagte er, hätten sie schon sehr in Leipzig rumort. — Ich höre, daß man auch unter andern die Herzogin in W.<sup>21)</sup> unter der zierlichen Jungfrau versteht. — Das Xenion: „Wieland! Wie

---

<sup>21)</sup> S. F. 76. Es war Wieland damit gemeint. S. Anmerk. 17. — Einige deuteten es auf die Herzogin von Weimar, Andre auf Sophie Merreau, geb. Schubart, späterhin Gattin des Dichters Alcmens Brentano.

reich ist Dein Geist u. s. w.“<sup>22)</sup> halten einige für eine Satyre auf Wieland und auf die neue Ausgabe! u. so fort. (Sch.)

D. 23. Octbr. 1796.

Humboldt<sup>23)</sup> ist von unserm Almanach nicht wenig überrascht worden und hat recht darin geschwelgt; auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünschen. Es ist mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich ist. In Berlin, schreibt er, sei zwar großes Reissen danach, aber doch habe er nichts, weder interessantes noch kurzweiliges, darüber erfahren. Die Meisten kämen entweder mit moralischen

---

<sup>22)</sup> S. F. 40.

<sup>23)</sup> Karl Wilh. Freiherr v. Humboldt (geb. 1767) königl. preuss. Staatsminister, privatisirte damals in Berlin.

Gemeinplätzen angestochen, oder sie belachten als  
 les ohne Unterschied wie eine literarische Naze.  
 (Sch.)

D. 23. Octbr. 1796.

Schlegel erzählt, daß der Herzog von  
 Gotha<sup>24)</sup> über die Xenien sehr ungehalten sey  
 und zwar wegen Schlichtegroll<sup>25)</sup>, den er  
 sehr hoch halte. Auch hör ich, daß sich  
 Schüz<sup>26)</sup>, der Recension unser<sup>s</sup> Almanachs

<sup>24)</sup> Ernst II. Ludwig, geb. 1745, kam 1772 zur Re-  
 gierung und starb 1804.

<sup>25)</sup> Adolph Heinr. Friedr. v. Schlichtegroll (geb.  
 1765, gest. 1822) war damals Professor in Go-  
 tha, wo er späterhin Rath und Kondirektor des  
 Münzkabinet<sup>s</sup> wurde. Im Jahre 1807 ging er  
 als Generalsecretair nach München. Der von  
 ihm herausgegebene Nekrolog erschien in den Jah-  
 ren 1790 bis 1806 in 28 Bänden. S. X. 44,  
 77, 178.

<sup>26)</sup> Christian Gottfr. Schüz, damals Professor in  
 Jena, Herausgeber der „Allgemeinen Literatur-  
 zeitung.“

wegen, nicht zu rathen und zu helfen weiß: ich glaub' es wohl. (Sch.)

D. 26. Octbr. 1796.

Mit dem Weimar'schen Publicum bin ich im Ganzen wegen des Almanachs ziemlich zufrieden, doch ist der Gang immer eben derselbe; die Fienien verkaufen die Tabulas votivas und was sonst gutes und ernsthaftes in dem Büchlein stehen mag. Daß man nicht überall mit uns zufrieden sein sollte, war ja die Absicht, und daß man in Gotha ungehalten ist, ist recht gut; man hat dort mit der größten Gemüthsruhe zugeesehen, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartia begegnete, und da das literarische Kaufrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der reinen Befugniß uns selbst Recht zu verschaffen, und den nekrologischen Schnabel zu verrufen, der unserm armen Morig<sup>27)</sup> gleich nach dem Tode die Augen

---

<sup>27)</sup> Karl Philipp Morig (geb. 1757, gest. 1793) war — nach einer fast abentheuerlich zu nennen

aushackte. Ich erwarte nur, daß mir jemand was merken läßt, da ich mich denn so lustig und artig als möglich expectoriren werde. (G.)

D. 28. Octbr. 1796.

Humboldts waren auch in den letzten Tagen, als unser Almanach dahin kam, in Berlin. Er soll gewaltiges Aufsehen da gemacht haben. Nicolai nennt ihn den *Furien-Almanach*. Zöllner und Vießer sollen ganz entzückt darüber seyn. (Sie sehen daß es uns mit Vießern<sup>26)</sup>

den Laufbahn, die mit der Erlernung des Hutmacherhandwerkes begann — zuletzt (mit dem Titel eines Hofrathes, Professor an der Akademie der Wissenschaften, Director der hiesigen Schule zu Berlin und Mitglied der Akademie der Wissenschaften) für die gelungenste unter seinen Schriften hält man den Roman „Anton Reiser“ (Berlin 1785—90, 4 Bde. Den 5ten schrieb K. F. Altschmig).

<sup>26)</sup> Job. Erich Vießer (geb. 1749, gest. 1816) Dr. der Rechte, Bibliothekar und Mitglied der Akademie

gelingen ist.) Dieser findet die Xenien noch viel zu mäßig geschrieben. Ein anderer meinte, jetzt wäre noch eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe. Meyer<sup>29)</sup>, der Poet, meinte, wir beide hätten einander in den Xenien selbst herunter gerissen, und ich habe das Distichon: „Wohlfleile Achtung<sup>30)</sup>“ auf Sie gemacht!! — Woltmann<sup>31)</sup> war gestern

der Wissenschaften zu Berlin. Was „mit ihm gelungen“ war, ist aus dem Briefwechsel nicht zu ersehen.

<sup>29)</sup> Friedr. Ludw. Wilh. Meyer (geb. 1759) privatisirte damals in Berlin. Früherhin war er Professor und Bibliothekar in Göttingen gewesen, hatte aber seine Aemter wegen Kränklichkeit freiwillig niedergelegt. Er dichtete Trauerspiele, ist auch Verfasser der sehr interessanten Lebensgeschichte Friedr. Ludw. Schröders.

<sup>30)</sup> S. F. 92.

<sup>31)</sup> Karl Ludw. v. Woltmann (geb. 1770, gest.

bei mir und wollte wissen, daß Wieland von den Xenien gesagt habe: Er bedaure nur, daß .... darin gelobt sey, weil so viele andre christliche Leute mißhandelt wären. Woltmann glaubt steif und fest, daß mit dem nekrologischen Raben, der hinter Wieland<sup>32)</sup> krächze, niemand als .... gemeint sey. — Endlich ist dann der erste gedruckte Angriff auf die Xenien geschehen, und wenn alle dem gleich sind, so haben wir freilich nichts dabei zu thun. Dieser Angriff steht in dem Reichsanzeiger<sup>33)</sup>. Schüz hat ihn mir communicirt; er besteht aus einem

---

1317), bekannt als Historiker, war damals Professor in Jena, privatisirte zuletzt in Prag.

32) S. F. 77 und Anmerk. 25.

33) Herausgegeben (1791 — 1822) von Rudolph Zacharias Becker (geb. 1751, gest. 1822) herzogl. goth. Hofrath, Verfasser des bekannten Noth- und Hülfsbüchleins. Auch er war in den Xenien nicht geschont worden. S. F. 71, 252, 309 bis 318.



Distichon, wo aber der Pentameter — vor dem Hexameter steht. Sie können sich nichts Erbärmlicheres denken. Die Xenien werden hässlich gescholten. — Die jungen Nepoten hat Schlegel<sup>34)</sup> noch nicht heraus. Er fragte uns heute wieder danach. (Sch.)

D. 29. Octbr. 1796.

Es ist lustig, daß wir durch Humboldt den Kumor erfahren, den der Almanach in Berlin macht; er wird nun auch erzählen können, wie es in Halle aussieht. — Gotha ist auch

---

<sup>34)</sup> Aug. Wilh. v. Schlegel (geb. 1767), jetzt Professor zu Bonn, lebte damals als Privatgelehrter in Jena. Mit den „Nepoten“, die er „nicht heraus hatte“, waren Er und sein Bruder, Karl Wilh. Friedr. v. Schlegel (geb. 1772, gest. 1829, als k. k. Legationsrath und Hoffsecretair), gemeint, und mit den nach ihnen fragenden „Namen“ (E. F. 341) die ihres Rheims, des Trauerspieldichters Joh. Elias Schlegel (geb. 1718, gest. 1749, als Professor zu Soroc).

in großer Bewegung über unsre Verzogenheit.  
— Hier ein Blättchen Distichen von —<sup>35)</sup>,  
der die Sache noch artig genug nimmt.“ (E.)

D. 31. Octbr. 1796.

Die — Epigramme sind zwar noch ganz liberal ausgefallen, aber ich gestehe doch, daß mir diese Art, unsre Sache zu nehmen, gerade die allerfatalste ist. Es blickt nichts daraus hervor, als eine Schonung der Leerheit und Flachheit, und ich weiß nichts Impertinenteres, als von einer Seite dem Erbärmlichen nachzulaufen, und dann, wenn jemand demselben zu Leibe geht, zu thun, als ob man es bloß geduldet hätte; erst es dem Guten entgegen zu setzen, und dann sich zu stellen, als ob es grausam wäre, es mit demselben vergleichen zu wollen.

---

<sup>35)</sup> Wahrscheinlich von dem Roadjutor des Kurfürsten von Mainz, dem Reichsfreiherrn Theodor Anton Maria v. Dalberg (geb. 1744, gest. 1817), nachmaligem Großherzoge von Frankfurt.

Der Pentameter: „Unser Wasser erfrischt u. s. w.“ ist merkwürdig und ganz erstaunlich expressiv für die ganze Classe. (Sch.)

D. 2. Novbr. 1796.

Reichardt soll sich bei den Xenien sehr sentimentalisch benehmen, und weil ihm Schlegel versichert, Sie hätten keinen Antheil an denen, die auf ihn gehen, so soll er sehr getröstet seyn, und Humboldt meint, Sie wären vor seinem Besuche keinesweges sicher. Er glaube bei Ihnen noch immer was zu gelten. Auch hat er Ihre Stücke im Almanach sehr gelobt gegen Humboldt. Sie haben also Ihre Absicht mit ihm vor der Hand noch nicht erreicht, wie es scheint; er ist und bleibt vor der Welt Ihr Freund, wenigstens in seinen Augen, und wird sich auch wahrscheinlich jetzt mehr als je dafür auszugeben suchen. — In Halle soll Wolf<sup>36)</sup> und besonders Eber-

---

<sup>36)</sup> Friedr. Aug. Wolf (geb. 1737, gest. 1824, als

hard<sup>37)</sup> mit den Xenien sehr zufrieden seyn, selbst Klein<sup>38)</sup>, der Verwandte Nicolai's. (Sch.)

D. 13. Novbr. 1796.

Hier des Coadjutors<sup>39)</sup> Brief, die Xenien betreffend. Sie sehen daraus, daß man viel sündigen kann, wenn man sich nur erst in einen recht moralischen Ruf gesetzt hat. — Noch lege ich Ihnen ein Blättchen Hexameter (!) bei,

königl. preuß. Geh. Rath und Professor zu Berlin) damals Professor in Halle, berühmter Philosoph.

<sup>37)</sup> Joh. Aug. Eberhard (geb. 1739, gest. 1809) königl. preuß. Geh. Rath und Professor zu Halle, berühmter Philosoph.

<sup>38)</sup> Ernst Friedr. Klein (geb. 1743, gest. 1810), damals Professor der Rechtswissenschaften zu Halle, späterhin Kammergerichtsrath zu Berlin.

<sup>39)</sup> S. Anmerk. 35.

welche in Breslau von einem Champion des Herrn Manso, gegen Sie oder mich, gemacht worden sind. Es ist doch sonderbar, daß unsere bisherigen Angreifer im Sphärenmaasse schon verunglücken. — Alexander von Humboldt<sup>49)</sup> soll über die Xenien recht entzückt seyn, sagt mir sein Bruder. Das ist doch wieder eine neue Natur, die sich diesen Stoff assimiliren kann. (Sch.)

D. 13. Novbr. 1796.

Die Actenstücke, die ich heute von Ihnen erhalte, kommen sogleich zurück. Bei dem einen ist es wirklich merkwürdig, daß unsere Gegner bis jetzt das Element nicht finden können, worin wir uns bewegen; bei dem an-

---

<sup>49)</sup> Friedr. Heinr. Alexander Freiherr v. Humboldt (geb. 1769) königl. preuß. wirkl. Geh. Rath und Kammerherr, damals Oberbergmeister in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth.

bern<sup>41)</sup> zeigt sich eine gewisse höhere Vorstellungsart, die denn auch ganz gut ist; sähe nur nicht die Neigung zu dem „erquicklichen Wasser“ auch hier so klar mit durch. (G.)

D. 15. Novbr. 1796.

Das Angenehmste, was Sie mir melden können, ist Ihre Beharrlichkeit an Wallenstein und Ihr Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung; denn nach dem tollen Bagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere Prozeische Natur zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln. (G.)

D. 18. Novbr. 1796.

In Kopenhagen ist man auf die Xenien ganz grimmig<sup>42)</sup>, wie wir die Schimmel:

<sup>41)</sup> Dem Briefe des Koadjutors. S. Anmerk. 35 u. 39.

<sup>42)</sup> Wahrscheinlich wegen der Angriffe auf die Grafen Stelberg.

mann<sup>43)</sup> heute schreibt, die zwar eine liberale Sentimentalität hat und — wenn sie nur könnte, gerne gerecht gegen uns wäre. Daran dürfen wir überhaupt gar nicht denken, daß man unser Product seiner Natur nach würdigt; die es am besten mit uns meinen bringen es nur zur Toleranz. — Mir wird bei allen Urtheilen dieser Art, die ich noch gehört, die miserable Rolle des Verführten zu Theil; Sie haben doch noch den Trost des Verführers. (Sch.)

D. 19. Novbr. 1796.

Ich hoffe, daß die Kopenhagener und alle gebildete Anwohner der Ostsee aus unseren Xenien ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Existenz des Teufels nehmen werden, wodurch wir ihnen denn doch einen sehr wesentlichen Dienst geleistet haben.

---

<sup>43)</sup> Gemahlin des dänischen Grafen Schimmelmann.

Freilich ist es von der andern Seite sehr schmerz-  
lich, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer  
und abgeschmact zu seyn, auf eine so unfreund-  
liche Art verkümmert wird. (G.)

D. 5. Dec. 1796.

Ob' ich gleich vermuthete, daß der böse Wille  
unserer Gäste <sup>41)</sup> auch Exemplare nach Jena  
geschafft haben wird, so schicke ich doch hier  
das meinige. Es ist lustig zu sehen, was diese

---

<sup>41)</sup> Die hier erwähnte Schmähschrift des Buchhänd-  
lers M. Dyck (S. Anmerk. 4.) enthält die be-  
leidigendsten Verhöhnungen. — „Für die mitge-  
theilten Leipziger Xenien“, sagt Wieland  
in einem Briefe an Göschen (v. 29. Nov. 1796),  
„danke ich Ihnen, — sie sind zum Theil grob  
und schmutzig genug. Ich für meine Person habe  
so wenig Freude daran, wenn Männer wie G.  
und S. der Welt eine solche Farce geben, und  
durch einen Muthwillen, der in ihren Jahren  
kaum vergeßlich ist, sich selbst eine so pöbelhafte  
Behandlung zuziehen, daß ich darüber eher wei-  
nen als lachen möchte. Ich werde mich sehr hü-



Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist. (G.)

D. 6. Dec. 1796.

Das schmutzige Product gegen uns, dessen Verfasser M. Dyk in Leipzig sein soll, ist mir

---

ten, dieses von der Weisheit zu uns herüberschallende Echo hier jemandem mitzutheilen; ich forge aber, es werde ohne mich bekannt genug werden.“ — Auf ähnliche Weise äußert er sich in einem (ebenfalls an Götzen gerichteten) Briefe v. 5. Dec. d. J. 1796: — „Dem, was Sie über das Dyckische Echo sagen, stimme ich pleno ore bei. Aber hätten Herren Götterbuben (um mit dem Verfasser des Ardinghella zu reden) nicht vorhersehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumbalgt?“

schon vor einigen Tagen in die Hand gekommen. Ich hoffe es sollte Ihnen unbekannt bleiben. Die Empfindlichkeit gewisser Leute kann freilich keinen noblern Ausbruch nehmen; aber es ist doch bloß in Deutschland möglich, daß böser Wille und Rohheit darauf rechnen dürfen, durch eine solche Behandlung geachteter Namen nicht alle Leser zu verscherzen. Man sollte doch da, wo keine Scham ist, auf eine Furcht rechnen können, die diese Sünder im Zügel hielte; aber die Polizei ist so schlecht bestellt, wie der Geschmack. — Das Unangenehme an der Sache ist dieses, daß die wohlweisen Herren Moderatisten, so wenig sie auch ein solches Product in Schutz nehmen können, doch triumphiren und sagen werden, daß unser Angriff darauf geführt habe, und daß das Scandal durch uns gegeben sey. — Sonst sind übrigens diese Distichen die glänzendste Rechtfertigung der unsern, und wer es jetzt noch nicht merkt, daß die Fenien ein poetisches Product sind, dem ist nicht zu helfen. Reinlicher konnte die Grobheit

und die Beleidigung von dem Geist und dem Humor nicht abdestillirt werden, als hier geschehen ist, und die ganze Dyksche Partey sieht sich nun in dem Nachtheil, daß sie gerade in dem einzigen, was sie uns allenfalls hätte vorwerfen können, unendlich weiter gegangen ist. Ich bin doch begierig, ob sich nicht von selbst einige Stimmen auch für die Xenien erheben werden; denn wir können freilich auf so etwas nichts erwiedern. (Sch.)

D. 7. Dec. 1796.

Den Dykschen Ausfall habe ich, da ich die Deutschen so lange kenne, nicht besonders gefunden; wir haben dergleichen noch mehr zu erwarten. Der Deutsche sieht nur Stoff, und glaubt, wenn er gegen ein Gedicht Stoff zurückgäbe, so hätte er sich gleichgestellt; über das Sylbenmaaß hinaus erstreckt sich ihr Begriff von Form nicht. — Wenn ich aber aufrichtig seyn soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht

genug-gekannnte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was halfs manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeicheley, Rücken und Zurechtlegen, einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Gebärde. — Ich hoffe, daß die Fenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Quaal der Negation überlassen. Nicht eher als bis sie wieder ganz ruhig sind und sicher zu seyn glauben, müssen wir

wenn der Humor frisch bleibt, sie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern. (G.)

D. 9. Dec. 1796.

In den nächsten zwey, drey Monaten fürchte ich, kann bei dem Publicum noch keine Stimmung erwartet werden, gerecht gegen die Feinden zu seyn. Die vermeintliche Beleidigung ist noch zu frisch; wir scheinen im Tort zu seyn, und diese Gesinnung der Leser wird sie verhärten. Es kann aber nicht fehlen, daß unsere Gegner durch die Hestigkeit und Plumpheit der Gegenwehr, sich noch mehr in Nachtheil setzen, und die Bessergesinnten gegen sich aufbringen. Alsdann denke ich würde die Elegie den Triumph erst vollkommen machen. — Wie wenig man seinen Röchel gegen uns noch erschöpft habe, werden Sie aus beiliegendem Zeitungsblatte, das der Hamburgischen neuen Zeitung angehängt und mir von Hamburg überschickt worden ist, abermals erschen. Die Verfahrungsart in dieser Repartie wäre nicht unflug aus:

gedacht, wenn sie nicht so ungeschickt wäre ausgeführt worden. Ob vielleicht Reichardt — oder Baggesen? — dahinter steckt? — Was Sie in Ihrem letzten Briefe über die höhern und entfernteren Vortheile solcher Zänkereien mit den Zeitgenossen sagen, mag wohl wahr seyn; aber die Ruhe muß man freilich und die Aufmunterung von außen dabei missen können. Bei Ihnen übrigens ist dieß bloß ein inneres, aber gewiß kein äußeres Bedürfniß. Ihre so einzige, insolirt dastehende und energische Individualität fordert gleichsam diese Uebung; sonst aber wüßte ich wahrlich niemand, der seine Existenz in der Nachwelt weniger zu assuren brauchte. (Sch.)

D. 10. Dec. 1796.

Man hat mir wissen lassen, daß nächstens etwas für den Almanach erscheinen werde; in welcher Form und in welchem Gehalt ist mir unbekannt. Ueberhaupt, merke ich, wird es schon Buchhändler-speculation pro oder contra

etwas drucken zu lassen. Das wird eine schöne Sammlung geben! Von dem edlen Hamburger, dessen Exercitium ich hier zurückschicke, wird es künftig heißen:

Auch erscheint ein Herr F.\* rhetorisch, grimmig, ironisch,

Ecktsam gebärdet er sich, plattdeutsch, im Zeitungsformat. (G.)

D. 12. Dec. 1796.

Hier etwas von dem Neuesten über die Xenien. Ich werde, wenn der Streit vorbei ist, Cotta vermdgen, alles was gegen die Xenien geschrieben worden, auf Zeitungspapier gesammelt drucken zu lassen, daß es in der Geschichte des deutschen Geschmacks ad Acta kann gelegt werden. (Sch.)

D. 25. Dec. 1796.

Reichardt hat sich nun geregt, und gerade so wie ich erwartet hatte; er will es bloß mit mir zu thun haben und Sie zwingen, sein Freund zu scheinen. Da er sich auf dieses Tren-

nungssystem ganz verläßt, so scheint's mir nöthig, ihn gerade durch die unzertrennlichste Vereinigung zu Boden zu schlagen. Ignoriren darf ich seinen insolenten Angriff nicht, wie sie selber sehen werden; die Replik muß schnell und entscheidend seyn. Ich sende Ihnen hier das Concept, ob es Ihnen so recht ist. Sowohl Ihre Abreise als die Nothwendigkeit, bald mit der Gegenantwort aufzutreten, macht die Resolution dringend; daher bitte ich Sie um recht baldige Antwort. Wollen Sie selbst noch etwas thun, so wird es mir desto lieber seyn, und ihm desto sicherer den Mund stopfen. (Sch.)

D. 11. Jan. 1797.

Die Reichardt'sche Sache habe ich mir diese Zeit über aus dem Sinne geschlagen, weil ich mich darein mit Freuden in Ihren Rath ergeben will. Sie übersiel mich in einer zu engen Zimmerluft, und alles was zu mir kommt muß noch dazu beitragen, mir diese Widrigkeiten noch lastender zu machen. — Aber Wie-



land wird nun auch gegen die Xenien aufreten, wie Sie aus dem ersten Stück des Mercur erschen werden. Es wäre doch unangenehm, wenn er uns zwänge, auch mit ihm anzubinden, und es fragt sich, ob man nicht wohlthäte, ihm die Folgen zu bedenken zu geben. (34.)

Ohne Datum.

Haben Sie schon gelesen, was Campe<sup>45)</sup> auf die Xenien erwiedert hat? Es geht eigent-

---

<sup>45)</sup> Joachim Heinrich Campe (geb. 1746, gest. 1818), zuletzt Schulrath und Kanonikus zu Braunschweig. Sein Bemühen, unsre Muttersprache von allen in sie aufgenommenen fremden Wörtern, selbst auch von denen, die bereits ein allgemein anerkanntes Bürgerrecht in ihr erlangt haben, zu reinigen, und an die Stelle der ausgeschlossenen acht deutsche, zum Theil ganz neu erfundene zu setzen, brachte manche spotterregende Verdolmetschungen hervor, wodurch die Sprache mehr entstellte, als bereichert wurde. (So z. B. Geschichtsumstand für Anekdote, Prachtversammlung für Assemblée,

lich nur Sie an, und er hat sich auch höflich benommen, aber den Pedanten und die Waischen nur aufs neue bestätigt. Was das Archiv des Geschmacks<sup>46)</sup> und der Genius der Zeit<sup>47)</sup> zu Markte gebracht, haben Sie wohl schon gelesen, auch des Wandsbecker Woten klägliche Verse<sup>48)</sup>. (Sch.)

---

Bankbruch für Bankerot u. dgl.) S. F. 87, 140, 141, 152.

<sup>46)</sup> „Archiv der Zeit und des Geschmacks,“ ein Journal, welches von Meyer (S. Anmerk. 29.) herausgegeben wurde.

<sup>47)</sup> „Genius der Zeit,“ ein von Aug. Ad. Friedr. v. Hennings (geb. 1746, gest. 1826, als Administrator der Grafschaft Ranzau, damals dänischer Kammerherr und Ober-Kommerz- und Handelsintendant in Schleswig und Holstein) herausgegebenes Journal (1794—1803).

<sup>48)</sup> Matthias Claudius (geb. 1740, gest. 1815, zuletzt Revisor der holsteinischen Bank zu Altona). Er gehörte nicht nur zu der „Etolbergischen Sippschaft“ (S. Anmerk. 2), sondern war auch we-

D. 7. Febr. 1797.

Ohne Zweifel haben Sie jetzt auch die Wielandische Dration<sup>49)</sup> gegen die Xenien gelesen. Was sagen Sie dazu? Es fehlt nichts, als daß sie im Reichsanzeiger stände. (Sch.)

---

gen seiner Uebersetzung des mystischen Buches (von dem Marquis St. Martin) „des erreurs et de la verite,“ von dem er selbst gestand: „Dies Buch ist ein sonderlich Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen, denn man versteht es nicht — — Ich verstehe dies Buch auch nicht,“ — in dem 18ten Xenien verspottet worden, und trat nun dagegen mit einem Liede auf, das den Titel „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung nebst einigen andern Kleinigkeiten, von dem Wandsbecker Boten (Hamb. 1797)“ führte.

- <sup>49)</sup> Es war ein Gespräch, das im „Deutschen Mercur“ erschien, und worin, nach einem heftigen Ergüsse des Unwillens über die Xenien, die ironische Hypothese aufgestellt wurde, Göthe und Schiller hätten nicht Zeit gehabt, aus der großen Menge der von ihnen verfaßten Epigramme die

D. 8. Febr. 1797.

Die Wielandische Aeußerung habe ich nicht gesehen noch etwas davon gehört; es läßt sich vermuthen, daß er in der heilsamen Mittelstraße geblieben ist. (G.)

D. 11. Febr. 1797.

Dem verwünschten Nicolai <sup>50)</sup> konnte nichts erwünschter seyn, als daß er nun wieder einmal angegriffen wurde; bei ihm ist immer

---

für den Almanach geeigneten auszuwählen, das Geschäft sey „zur bösen Stunde in die Hände irgend eines jungen, lebhaften, von Wig und Muthwillen strobenden, für G. und Sch. enthusiastisch eingenommenen Kunstjägers“ gekommen, und dieser habe „in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfester Distichen von seiner eigenen Fabrik hinzugehan.“

<sup>50)</sup> Nicolai (S. Anmerk. 6) gab einen „Anhang zu Fr. Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797“ heraus, worin er sich (auf 217 Seiten!) mit der ihm eigenen Weitschweifigkeit gegen die ihm gemachten Verwürfe zu rechtfertigen suchte.

honus odor ex re qualibet, und das Geld das ihm der Band einbringt, ist ihm gar nicht zuwider. Ueberhaupt können die Herren uns sämmtlich Dank wissen, daß wir ihnen Gelegenheit geben einige Bogen zu füllen und sich bezahlen zu lassen, ohne großen Aufwand von productiver Kraft. (G.)

D. 16. May 1797.

Das Geschwäg über die Fenien dauert noch immer fort; ich finde immer noch einen neuen Büchertitel, worin ein Aufsatz, oder so was gegen die Fenien angekündigt wird. Neulich fand ich in einem Journal „Annalen der leidenden Menschheit“<sup>51)</sup> einen Aufsatz gegen die Fenien. (Sch.)

---

<sup>51)</sup> Eine von Hennings (S. Anmerk. 47) herausgegebene Zeitschrift, die in den Jahren 1794 bis 1800 erschien. Im dritten Hefte derselben findet sich ein mit S. unterzeichneter Aufsatz „die neuen Mufenalmanache,“ in welchem den Fenien-dichtern „Stolz, Anmaßung, jedes feinere Ge-

D. 17. Aug. 1797.

Aus dem Götterschen Nachlaß erhalte ich seine Oper: die Geisterinsel, die nach Shakespeares' Sturm bearbeitet ist. Ich habe den ersten Act gelesen, der eben sehr kraftlos ist und eine dünne Speise. Indessen danke ich dem Himmel, daß ich einige Vogen in den Hören ausfüllen habe und zwar durch einen so classischen Schriftsteller, der das Genie und Xenien-Besen vor seinem Tode so bitter beklagt hat<sup>52)</sup>. (Sch.)

D. 23. Sept. 1797.

Der Almanach hat wirklich ein recht ordentliches Ansehen, nur wird das Publikum den

---

süßl empfindende Sansculotterie u. dgl.“ Schuld gegeben wird.

<sup>52)</sup> Friedr. Wilh. Götter, geb. 1746, gest. 1797, als geheimer Secretair und Legationsrath zu Weisk, — ein Freund Schlichtegrolls.

Pfeffer zu den Melonen vermissen. Im allge-  
meinen wird nichts so sehnlich gewünscht als  
wieder eine Ladung Xenien, und man wird be-  
trübt seyn die Bekanntschaft mit diesen Böse-  
wichtern, auf die man so sehr gescholten hat,  
nicht erneuern zu können. (G.)

D. 2. Decbr. 1797.

Oberons goldne Hochzeit finden Sie nicht  
in der Sammlung, aus zwey Gründen ließ ich  
sie weg. Erstlich dachte ich würde es gut seyn,  
wenn wir aus diesem Almanach schlechterdings  
alle Stacheln wegließen, und eine recht fromme  
Miene machten, und dann u. s. w. (Sch.)

D. 6. Decbr. 1797.

Es mag wohl wahr seyn, daß uns die  
wenigsten Leser die Enthaltung von Xenialischen  
Dingen danken: denn wer auch selbst getroffen  
war freute sich doch auch, daß des Nachbars  
Haus brannte. (Sch.)

D. 24. Novbr. 1797.

Zelter<sup>53)</sup> schreibt, daß unser Almanach ihm eine Bette von sechs Champagnerflaschen gewonnen habe, denn er habe gegen einen andern behauptet: er würde gewiß keine Xenien enthalten. (Sch.)

D. 25. Novbr. 1797.

Zeltern bleiben wir auch sechs Bouteillen Champagner schuldig für die feste, gute Uebersetzung, die er von uns gehabt hat. (G.)

D. 15. December 1797.

Die Elisa von der Recke<sup>54)</sup> hat mir ein voluminöses Schauspiel von ihrer Erfindung und

---

<sup>53)</sup> Karl Friedr. Zelter, geb. 1738, gest. 1832, als Professor an der Akademie der Künste und Direktor der Singakademie zu Berlin.

<sup>54)</sup> Charl. Elise Konstant. von der Recke, geb. 1756, Tochter des Reichsgrafen von Medem, Schwester der letzten Herzegin von Kurland, vermählt 1771 mit dem Freiherrn von der Recke, von dem sie 1776 wieder geschieden wurde.



Ausführung zugeschiekt, mit der Plenipotenz zu streichen und zu zerstören. — Daß so moralische Personen sich uns Regern und Freigeistern auf Gnade und Ungnade ergeben, besonders nach dem so lauten Xenien-Unfug, ist immer eine gewisse Satisfaction. (Sch.)

D. 22. December 1797.

Es möchte am Ende wohl eine zweite Auflage <sup>55)</sup> nöthig werden. Wir könnten in der That keinen glänzenden Triumph über die Reiter davon tragen, die das Glück des vormjährigen Almanachs bloß den Anzüglichkeiten in den Xenien zugeschrieben haben. Es erweckte mir auch etwas mehr Vertrauen zu unserm deutschen Publicum, wenn wir sein Interesse, auch ohne Vermittelung irgend einer gemeinen Passion, durch die Gewalt der Poesie zu fesseln gekonnt hätten. (Sch.)

---

<sup>55)</sup> Hier und in den vorhergehenden Brieffragmenten (vom 17. Aug. 1797 u. fg.) ist von dem Almanache für das Jahr 1798 die Rede.

D. 27. Jan. 1798.

Für den Almanach habe ich einen Einfall, der noch toller ist als die Xenien; was sagen Sie zu dieser anmaßlich scheinenden Versicherung? (G.)

D. 30. Jan. 1798

Den Trumpf, womit Sie selbst die Xenien stechen wollen, kann ich wirklich nicht errathen, und um auch nur möglicher weise darauf verfallen zu können, müßte ich wenigstens wissen: ob darin, so wie in den Xenien, einzelne Personen herumgenommen werden sollen, oder ob der Krieg dem Ganzen gilt. Im letzteren Fall würde es schwer seyn, eine lebhaftere Bewegung hervorzubringen, als die Xenien erregt haben. (Sch.)

D. 16. Aug. 1799.

Die Schlegels haben, wie ich heute fand, ihr Athendum<sup>56)</sup> mit einer Zugabe von Etaz

<sup>56)</sup> „Athendum,“ eine Zeitschrift, herausgegeben von A. W. und Fr. v. Schlegel, 1797 bis 1800.

cheln vermehrt und suchen durch dieses Mittel, welches nicht übel gewählt ist, ihr Fahrzeug flott zu erhalten. Die Fenien haben ein beliebiges Muster gegeben. (Sch.)

D. 27. Aug. 1799.

Ueber dem vielen Nachdenken, welche neue Form von Beiträgen man zu dem Almanach brauchen könnte, ist mir der Gedanke an eine neue Art Fenien, für Freunde und würdige Zeitgenossen, gekommen. Der Jahrhundertswechsel gäbe einen nicht unschicklichen Anlaß allen denen, mit welchen man gewandelt und sich verbessert gefühlt hat, und auch denen, welche man nicht von Person kennt, aber deren Einfluß man auf eine nützliche Art empfunden, ein Denkmal zu setzen. Freilich vestigia terrent. Das Tadeln ist immer ein dankbarer Stoff als das Loben, das wiedergefundene Paradies ist nicht so gut gerathen als das verlorne, und Dantes Himmel ist auch viel langweiliger als seine Hölle. (Sch.)

---

In dem, was Göthe über sein Leben unter dem Titel „Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1749 bis 1806“ schrieb, wird der Fienien zwei Mal erwähnt. Er erzählt nämlich zuerst in der Geschichte des Jahres 1796: „Die Fienien, die aus unschuldigen, ja gleichgültigen Anfängen sich nach und nach zum Herbst und Schärfsien hinaufsteigerten, unterhielten uns viele Monate und machten, als der Almanach erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der deutschen Literatur. Sie wurden, als höchster Mißbrauch der Pressfreiheit, von dem Publicum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar.“ — Sodann bemerkt er in der Geschichte des Jahres 1797: „Zu Ende des vorigen Jahres machte ich eine Reise meinen gnädigsten Herrn nach Leipzig zu begleiten; besuchte einen großen Ball wo uns die Herren Dyl und Compagnie, und wer sich sonst durch die Fienien verlegt oder er-

schreckt hielt, mit Apprehension, wie das böse Princip betrachteten."

---

Außer den schon erwähnten Schriften von Dyck, Claudius und Nicolai erschien noch Folgendes über die Xenien: Gegengeschenke an die Sudelsöhne in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen 1797. (Von Manso. S. Anmerk. 20<sup>57</sup>). — Verlocken an den Schiller'schen Musenalmanach von 1797. Jena und Weimar. — Parodien auf die Xenien. Ein Korbchen voll Stachelrosen, den Herren Göthe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen

---

<sup>57</sup>) „Was sagen Sie“ — fragt Garve in einem Briefe an Weiße (v. G. Dec. 1796) — „zu den eben erschienenen Anti-Xenien? — Hätte mein Freund Manso mich zu Rathe gezogen, so hätte er sie unterdrückt. Der Unwille, nicht die Mufe, hat sie ihm eingegeben. Sie sind zuweilen persönlich beleidigend, und ohne Zweifel nicht einmal alle von ihm.“

zum Verstande der Xenien. 1797. — Aetius, oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien. Zum Besten eines Feldlagers, herausgegeben von J. Ad. Nebenstock. Deutschland 1797. — Rückenalmach nach für d. J. 1797. Pest. (Auch unter dem Titel: Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letztes Ende der Xenien im Jahre 1797). — Trogalien zur Verdauung der Xenien. Kochs stadt. 1797. (Von Christn. Fürchtegott Fulda<sup>58)</sup>). — Kraft und Schnelle des alten Peleus. Halberst. 1797. (Von Gleim<sup>59)</sup>). — Dornenstücke. Nebst einem Memento mori für die Verfasser der Xenien. Mannh. 1797 (2te Aufl. 1798). — Lucrarische Spieghelruthen oder die hochadeligen und berühmigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Minellii

---

<sup>58)</sup> Christn. Fürchtegott Fulda, geb. 1768, damals Lehrer am Pädagogium zu Halle, jetzt Superintendent und Prediger daselbst.

<sup>59)</sup> S. F. 343 und 344.

et Ramleri. Weimar, Jena und Leipzig im  
 eisernen Zeitalter der Humanität. 1797. — An  
 die Xenophoren. Ein kleines Neßpräsent. 1797.  
 — Die Ophiade, oder freundschaftliche Unter-  
 haltungen der Herren Schiller und Götthe mit  
 einigen ihrer Herren Collegen. Von H. F.  
 Franz <sup>60)</sup> (Altona) 1797. — Ein Paar Worte  
 zur Ehrenrettung unserer deutschen Martiale.  
 1797.

---

<sup>60)</sup> Aug. Friedr. Franz (geb. 1737, gest. 1801),  
 wurde seines Amtes, als Königl. preuß. Kriegs-  
 und Steuerrath, 1779 entsetzt und privatisirte  
 seitdem in Hamburg und zuletzt in Berlin. Er  
 war als Satyrendichter und Pasquillenschreiber  
 verächtigt.

---

## Die Xenien.

### 1. Der ästhetische Thorschreiber.

Halt Passagiere! Wer seyd ihr? Welch Standes  
und Characteres?

Niemand passiret hier durch, bis er den Paß  
mir gezeigt.

### 2. Xenien.

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr,  
nicht für minder.

Sperre du immer, wir ziehn über den Schlag-  
baum hinweg.

### 3. Visitator.

Deffnet die Coffers. Ihr habt doch nichts con-  
trebandes geladen?

Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von fran-  
zösischem Gut?

### 4. Xenien.

Coffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr  
als zwey Taschen

Tragen, und die, wie bekannt, sind bei Poeten  
nicht schwer.



5. Der Mann mit dem Klingelbeutel.  
 Messieurs! Es ist der Gebrauch: der diese Straße  
 bereiset,  
 Legt für die Dummten was, für die Gebrechli-  
 chen ein.

6. Helf Gott!  
 Das verwünschte Gebettel! Es haben die vor-  
 deren Kutschen  
 Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nicht.  
 Kutscher fahr' zu!

7. Der Glückstopf.  
 Hier ist Messe, geschwind, packt aus und schmückt  
 die Bude.  
 Kommt Autoren und zieht; jeder versuche sein  
 Glück.

8. Die Kunden.  
 Wenige Treffer sind gewöhnlich in solchen Bou-  
 tiquen,  
 Doch die Hoffnung treibt frisch und die Neu-  
 gier herbei.

## 9. Das Widerwärtigt.

Dichter und Liebende schenken sich selbst, doch  
 Speise voll Ekel!  
 Dringt die gemeine Natur sich zum Genuße dir  
 auf!

## 10. Das Desideratum.

Hättest du Phantasie und Wiß und Empfindung  
 und Urtheil,  
 Wahrlich dir fehlte nicht viel, Wieland und  
 Lessing zu seyn!

11. An einen gewissen moralischen  
Dichter<sup>61)</sup>.

Ja der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß —  
 doch das wollt ich  
 Eben vergessen, und kam, ach wie gereut michs!  
 zu dir.

---

<sup>61)</sup> Johann Kaspar Lavater, geb. 1741, gest. 1801,  
 als Prediger in Zürich. — Vornehmlich ist hier  
 wohl sein „Pontius Pilatus, oder der Mensch  
 in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der

## 12. Das Verbindungsmittel 62).

Wie verfährt die Natur, um hohes und niedriges  
im Menschen  
zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen  
hinein.

---

Menschheit, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Universal *Ecco homo*, oder alles in Einem (Zürich, 1782—83, 4 Bde.) gemeint. Er selbst nennt dieses in einer Art von Ekstase geschriebene Buch „ein historisches, politisches, moralisches, philosophisches, theologisches, religiöses, biblisches, sinnbildliches, predigerliches *Ecco homo*! Seht den Menschen! ein Menschenbuch, eine Schrift zur Schande und Ehre unseres Geschlechts.“ — Vielleicht bezieht sich auch das 1te Kenion auf dieses Buch, von dem Lavater behauptet: „wer's nur halb genießen kann, kann auch meinen Geist und mein Herz nur halb genießen.“

62) Auch hier ist Lavater gemeint, den selbst seine Verehrer von dem Vorwurfe der Eitelkeit nicht freisprachen.

13. Für Töchter edler Herkunft <sup>62)</sup>.

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu em-  
pfehlen,  
Um zu Töchtern der Lust schnell sie befördert  
zu sehn.

## 14. Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und  
den Frommen gefallen?  
Mahl't die Wollust — nur mahl't den Teufel  
dazu.

---

<sup>62)</sup> Mit diesem und dem folgenden Xenion ist ein Buch von Joh. Thimothæus Hermes (geb. 1738, gest. 1821, als Prof. der Theol. Superintendent und Pastor in Breslau) gemeint, welches unter dem Titel „Für Töchter edler Herkunft, eine Geschichte (Leipz. 1787. 3 Thle.)“ erschien, und eine mit verschiedenen Episoden durchflochtene Erzählung der abentheuerlichen Schicksale eines in schlechten französischen Pensionsanstalten erzogenen Fräuleins enthält. Es war ein Seitenstück zu dem bekannten moralischen Romane „Sophiens Reisen von Remel nach Sachsen,“ von demselben Verf.

15. Der Teleolog <sup>64)</sup>.

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer,  
 der gnädig,  
 Als er den Korkbaum schuf, gleich auch die  
 Stöpsel erfand!

- 
- <sup>64)</sup> Es erschienen damals, als Nachahmungen der nicht ohne fromme Schwärmerei geschriebenen Betrachtungen Heinrich Sander's (geb. 1754, gest. 1782, als Prof. zu Karlsruhe) „von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur,“ „über Natur und Religion,“ „über das Große und Schöne in der Natur“ u. s. w. viele ähnliche Erbauungsbücher, in denen das Bemühen, des Schöpfers Allmacht und Weisheit an allen Naturgegenständen darzuthun, nicht nur oft ins Kleinliche und Unwürdige sondern mitunter auch wohl zu Absurditäten führte. So soll ein eifriger Teleolog die Weisheit Gottes unter Andreem auch daraus erwiesen haben, daß die größten Ströme an den bedeutendsten Städten vorbei geführt worden seien.

16. Der Antiquar <sup>65)</sup>.

Was ein christliches Auge nur sieht, erblick' ich  
im Mormor:  
Zeus und sein ganzes Geschlecht grämt sich und  
fürchtet den Tod.

17. Der Kenner <sup>66)</sup>.

Alte Vasen und Urnen! Das Zeug wohl könnt'  
ich entbehren;  
Doch ein Majolica-Topf machte mich glücklich  
und reich.

---

<sup>65)</sup> Hr. L. Stolberg (S. Anmerk. 2). In seiner „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien“ Bd. II. Brief 59 heißt es: „Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn gränzet, bezeichnet die meisten Köpfe der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechtes als des weiblichen. — Es schwebet selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine schwarze Wolke, der Gedanke des Todes.“

<sup>66)</sup> J. F. v. Racknitz. S. Anmerk. 3.

18. Erreurs et vérité <sup>67)</sup>.

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o  
 Vöte von Wandsbeck;  
 Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den  
 brachtest du fort.

19. S. S. <sup>68)</sup>.

Auf das empfindsame Volk hab ich nie was ge-  
 halten; es werden,  
 Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gefellen  
 daraus.

20. Der Prophet <sup>69)</sup>.

Schade daß die Natur nur Einen Menschen aus  
 dir schuf,  
 Denn zum würdigen Mann war und zum Schel-  
 men der Stoff.

---

<sup>67)</sup> M. Claudius. S. Anmerk. 48.

<sup>68)</sup> Man deutete es auf Heinrich Stilling, bekannt-  
 lich Schriftstellernamen des Dr. Joh. Heinrich  
 Jung, geb. 1740, gest. 1817, als geh. Hofrath  
 und Prof. der Staatswirthschaft zu Heidelberg.

<sup>69)</sup> Mit diesem und dem folgenden Xenion ist Lava-

## 21. Das Amalgama.

Alles mischt die Natur so einzig und innig, doch  
 hat sie  
 Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig  
 vermischt.

22. Der erhabene Stoff<sup>70)</sup>.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Men-  
 schen erbarnte,  
 Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

ter (S. Anmerk. 61 und 62) gemeint. Auch dem so überaus gutmüthigen Gleim mißfiel Lavaters Neigung zum frömmelnden Mysticismus, zur fanatischen Schwärmerei und zur scheinhaftigen Ostentation. Er hielt ihm freimüthig diese Verirrungen vor, und setzte dann hinzu: „Darum bin ich dem guten Lavater so gut, und dem bösen so böse.“ (S. Gleims Leben von Rörte S. 243.)

<sup>70)</sup> Lavater's „Jesus Messias, oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen (Winterthur, 1783—86, 4 Bde).“



23. Belsäzer, ein Drama<sup>71)</sup>.

König Belsäzer schmaust in dem ersten Akte,  
 der König  
 Schmaust in dem zweiten, es schmaust fort bis  
 zu Ende der Fürst.

24. Gewisse Romanhelden<sup>72)</sup>.

Ohne das mindeste nur dem Pedanten zu neh-  
 men, erschufst du,  
 Künstler, wie keiner mehr ist, einen vollendeten  
 Geck.

25. Pfarrer Eysslenius<sup>73)</sup>.

Still doch von deinen Pastoren und ihrem Jos-  
 fenfranzösisch  
 Auch von den Josen nichts mehr mit dem Pa-  
 storenlatein.

<sup>71)</sup> „Belsäzer, ein Schauspiel mit Chören, von Chri-  
 stian Graf zu Stolberg.“

<sup>72)</sup> Man deutete dieses Xenion auf Nicolai's (S.  
 Anmerk. 6.) „Geschichte eines dicken Mannes.  
 (Berlin, 1794. 2 Bde.)“ S. F. 142.

<sup>73)</sup> So nannte sich der Verfasser des Romanes „Co-  
 rbiens Reisen u. s. w.“ S. Anmerk. 63.

26. Jamben <sup>74)</sup>.

Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen  
und langen  
Fuß, und so nennst du mit Recht Jamben das  
hinkende Werk.

## 27. Neueste Schule.

Ehmals hatte man einen Geschmack. Nun giebt  
es Geschmäcke.  
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Ge-  
schmack?

28. An deutsche Baulustige <sup>75)</sup>.

Kamtschadalisch lehrt man euch bald die Zimmer  
verzieren,  
Und doch ist manches bei euch schon kamtscha-  
dalisch genug.

<sup>74)</sup> „Jamben von Fr. L. Graf zu Stolberg.“ —  
Erste Satyren.

<sup>75)</sup> Macknizens in der 1ten Anmerkung genanntes  
Buch, auf welches sich wahrscheinlich auch das  
vorhergehende Xenion bezieht.

## 29. Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen, und  
 Schwefel,  
 Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuer-  
 werk euch.

## 30. Zur Abwechslung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln, und an-  
 dere zünden,  
 Manche auch werfen wir nur spielend das Aug'  
 zu erfreun.

## 31. Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert ge-  
 bohren,  
 Aber der große Moment findet ein kleines Ge-  
 schlecht.

## 32. Goldenes Zeitalter.

Ob die Menschen im Ganzen sich bessern? Ich  
 glaub' es, denn einzeln  
 Suche man, wie man auch will, sieht man doch  
 gar nichts davon.

33. Manso von den Grazien<sup>76)</sup>.

Hegen lassen sich wohl durch schlechte Sprüche  
citiren,

Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Auf.

34. Tasso's Jerusalem von demselben<sup>77)</sup>.

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch  
die Stätte,

Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

35. Die Kunst zu lieben<sup>78)</sup>.

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst? Unglück:  
licher Manso,

Dass die Natur auch nichts, gar nichts für dich  
noch gethan!

<sup>76)</sup> In seinen „Versuchen über einige Gegenstände der Mythologie (Leipzig, 1794).“ — S. Anmerk. 20.

<sup>77)</sup> Diese Uebersetzung, die nur die 5 ersten Gesänge enthält, erschien im Jahre 1791, und fand keinen Beifall.

<sup>78)</sup> Die Xenien 35 bis 40 beziehen sich auf Man-

## 36. Der Schulmeister zu Breslau.

In langweiligen Versen und abgeschmackten Ge-  
 danken  
 Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt  
 und verführt.

## 37. Amor als Schulcolleg.

Was das entseßlichste sey von allen entseßlichen  
 Dingen?  
 Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu  
 seyn.

## 38. Der zweite Dvid.

Nimmer Naso, hättest du doch wie Manso ge-  
 schrieben,  
 Nimmer, du guter Gefell, hättest du Tomi ge-  
 sehn.

---

so's „Kunst zu lieben, Lehrgedicht in 3 Büchern.  
 (Berlin 1794).“ Sie sollte eine Nachahmung  
 von Wieland's Rufarien sein, daher Kenion W.

## 39. Das Unverzeihliche.

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen,  
 vergeben;  
 Nur nicht, was sich bestrebt, reizend und lieb:  
 lich zu seyn.

## 40. Prosaische Reimer.

Wieland, wie reich ist dein Geist! Das kann man  
 nun erst empfinden,  
 Sieht man, wie sad und wie leer dein caput  
 mortuum ist.

41. Jean Paul Richter <sup>79)</sup>.

Nächstest du deinen Reichthum nur halb so zu  
 Rathe, wie jener  
 Seine Armuth, du wärest unsrer Verwunderung  
 werth.

---

<sup>79)</sup> Geb. 1763, gest. 1825, als hildburgh. Legations-  
 rath und Mitglied der Akademie der Wissenschaf-  
 ten zu München. — Göthe und Schiller urtheil-  
 ten damals nicht vorthailhaft über ihn. „Es  
 ist,“ sagt der Erstere in einem Briefe vom 18.

42. An seinen Lobredner <sup>20)</sup>.

Meinst du er werde größer, wenn du die Schul-  
 tern ihm leihest?  
 Er bleibt klein wie zuvor, du hast den Höcker  
 davon.

43. Feindlicher Einfall.

Hort ins Land der Philister, ihr Füchse mit bren-  
 nenden Schwänzen,  
 Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.

Jun. 1795, „wirklich Schade für den Menschen,  
 er scheint sehr isolirt zu leben und kann deswe-  
 gen bei manchen guten Parthien seiner Indivi-  
 dualität nicht zur Reinigung seines Geschmacks  
 kommen. Es scheint leider, daß er selbst die beste  
 Gesellschaft ist mit der er umgeht.“

<sup>20)</sup> Der Recensent des Hesperus in der Allgem. Liter.  
 Zeit. — Es soll Volkmann (S. Anmerk. 31)  
 gewesen sein.

44. Nekrolog <sup>81)</sup>.

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir  
 der liebste,  
 Wer sich lieset in dir, ließt dich zum Glücke nicht  
 mehr.

45. Bibliothek schöner Wissenschaften <sup>82)</sup>.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und  
 brüten den Stein aus;  
 Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb  
 wird nicht voll.

## 46. Dieselbe.

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,  
 Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwind-  
 sucht gepflegt.

<sup>81)</sup> Von Schlichtegroll (S. Anmerk. 25).

<sup>82)</sup> Herausgegeben von Dyck und Weiße (S. Anmerk. 7).



## 47. Die neuesten Geschmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles  
 hören, damit nur  
 Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!

## 48. An Schwäger und Schmierer.

Treibt das Handwerk nur fort, wir können's  
 euch freilich nicht legen,  
 Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig  
 nicht mehr.

## 49. Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich  
 und tückisch;  
 Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen,  
 den Krieg.

50. An gewisse Collegen<sup>23)</sup>.

Mögt ihr die schlechten Regenten mit strengen  
 Worten verfolgen,

---

<sup>23)</sup> Man deutete es vornehmlich auf Herder, von

Aber schmeichelt doch auch schlechten Autoren  
nicht mehr.

51. An die Herren N. D. P.<sup>61)</sup>

Euch bedaur' ich am meisten, ihr wähltet gerne  
das Gute,

Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil  
versagt.

52. Der Commissarius des jüngsten Ge-  
richtes<sup>65)</sup>.

Nach Calabrien reist er, das Arsenal zu besehen,  
Wo man die Artillerie giebt zu dem jüngsten  
Gericht.

dem Schiller in einem Briefe v. 18. Jun. 1796  
sagt: „Es kostet ihn eben so wenig mit Achtung  
von einem Nicolai, Eschenburg u. a. zu reden,  
als von dem bedeutendsten.“

<sup>64)</sup> Nicolai oder Niethammer? — Duvrier  
oder Obereit? — Platner oder Pörschke? —  
Die Ausleger waren darüber nicht einig.

<sup>65)</sup> Stolberg's „Reisen in Deutschland u. s. w.“  
S. Anmerk. G. — Im 84ten Briefe des 3ten

## 53. Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler  
in Nahrung  
Seht! Wenn die Könige haun, haben die Kär-  
ner zu thun.

54. I — 5<sup>86</sup>).

Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit, und  
schlüpfrig zu steigen,  
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln  
zurück.

Vandes heißt es: „Calabrien ist ein blühendes  
Weib des befruchtenden Himmels! — Aber sie  
trägt unter ihrem Herzen einen Riesen, dessen  
Zuckungen die Erde schon oft erschütterten! Seine  
Geburt wird durch die Wehen der Gebärerin laut  
angekündigt werden, und diese Wehen werden  
die harrende Erde erschüttern von Pol zu Pol!  
bis —“

<sup>86</sup>) Ludw. Heint. v. Jakob (geb. 1759, gest. 1827,  
als kaisert. russ. Staatsrath und Prof. der Staats-  
wissens. zu Halle), Bearbeiter der kantischen Phi-

## 55. Die Stockblinden.

Blinde, weiß ich wohl, fühlen und Taube sehen  
 viel schärfer,  
 Aber mit welchem Organ philosophirt denn das  
 Volk?

## 56. Analytiker.

Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man  
 die Häute nur abschält?  
 Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer  
 heraus.

## 57. Der Geist und der Buchstabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfen-  
 nigen zählen,  
 Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man  
 den Beutel doch ziehn.

---

osophie für Schulen und für das ungelehrte Pu-  
 blikum. Hierauf bezieht sich das folgende Fe-  
 nion.

## 58. Wissenschaftliches Genie.

Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph  
wird's nicht minder.  
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut.

## 59. Die bornierten Köpfe.

Etwas nützet ihr doch; die Vernunft vergift  
des Verstandes  
Schranken so gern, und die stellet ihr redlich  
uns dar.

## 60. Bedientenpflicht.

Rein zuerst sey das Haus, in welchem die Kö-  
niginn einzicht;  
Frisch denn, die Stuben geseg! dafür, ihr Herrn,  
seyd ihr da!

## 61. Ungebähr.

Aber, erscheint sie selbst, hinaus vor die Thüre,  
Gesinde!  
Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich  
nicht hin.

## 62. Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttinn:  
 dem andern  
 Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

## 63. An Kant.

Vornehm nennst du den Ton der neuen Pro:  
 pheten? Ganz richtig;  
 Vornehm philosophiret heißt wie Rotüre gedacht.

64. Der kurzweilige Philosoph<sup>87)</sup>.

Eine spaßhafte Weisheit dociert hier ein lustiger  
 Doctor,  
 Nur dem Namen nach Ernst, und in dem lu:  
 stigsten Saal.

---

<sup>87)</sup> Ernst Platner (geb. 1744, gest. 1818), Doctor der Medicin, worauf sich auch wohl das folgende Xenion, in welchem das Marktschreiergerüß gemeint ist, beziehen soll. — Er war königl. sächs. Hofrath und Prof. der Philosophie und Medicin zu Leipzig; als Schriftsteller ist er vornehmlich durch seine Anthropeologie und seine philosophischen Aphorismen bekannt. — Sein Hörsaal war überaus geschmackvoll decorirt.

## 65. Verfehlter Beruf.

Schade, daß ein Talent hier auf dem Katheder  
verhallet,  
Daß auf höhern Gerüst hätte zu glänzen ver-  
dient.

66. Das philosophische Gespräch <sup>22)</sup>.

Einer, das höret man wohl, spricht nach dem  
andern, doch keiner  
Mit dem andern; wer nennt zwey Monologen  
Gespräch?

## 67. Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man giebt sich mit beyden  
nur ab, um zu spielen;  
Nun so erbosset euch nicht, wird euch die Ju-  
gend zu laut.

---

<sup>22)</sup> Das „Gespräch über den Atheismus,“ von Platen.  
Er begleitete damit Schreiters „Uebersetzung der Gespräche über natürliche Religion, von Hume. (Leipz. 1781).“

## 68. Litterarischer Zodiacus.

•Togo, ihr Distichen, nehmt euch zusammen, es  
 thut sich der Thierkreis  
 •Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müs-  
 sen hindurch.

69. Zeichen des Widders <sup>89)</sup>.

•Auf den Widder stoßt ihr zunächst, den Führer  
 der Schafe,  
 •Aus dem Dykischen Pferch springet er trotzig  
 hervor.

70. Zeichen des Stiers <sup>90)</sup>.

•Neben an gleich empfängt euch sein Namensbru-  
 der; mit stumpfen  
 Hörnern, weicht ihr nicht aus, stoßt euch der  
 Hallische Ochse.

<sup>89)</sup> Manso (S. Anmerk. 20), einer der thätigsten  
 Mitarbeiter an der „N. Bibliothek d. schön. W.“  
 (S. Anmerk. 7).

<sup>90)</sup> Man deutete es auf Jakob (S. Anmerk. 86),  
 aber wohl eher ist an Richardt (S. Anmerk.



71. Zeichen des Fuhrmanns<sup>91)</sup>.

Alsobald knallet in G\*\* des Reiches würdiger  
Schwager;  
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt  
doch vorbei.

72. Zeichen der Zwillinge<sup>92)</sup>.

Kommt ihr den Zwillingen nah, so spricht nur:  
Gelobet sey I—  
E—! „In Ewigkeit!“ giebt man zum Gruss  
euch zurück.

73. Zeichen des Bären<sup>93)</sup>.

Nächst daran strecket der Bär zu A\*\* die bleyernen  
Tägen

11) zu denken, der mit Manso die Vornamen  
Joh. Friedr. gemein hatte.

91) Becker in Gotha, Herausgeber des Reichsan-  
zeigers, (S. Anmerk. 33).

92) Die Stoiberge (S. Anmerk. 2).

93) Hermann, der, als Nicolai die „Allg. deutsche  
Bibliothek“ im Jahre 1792 geschlossen hatte, zu

Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die  
Fliegen vom Kleid.

74. Zeichen des Krebses<sup>24)</sup>.

Geht mir dem Krebs in V<sup>er</sup> aus dem Weg. Manch  
lyrisches Blümchen  
Schwellend im üppigen Busch kniepte die Scheere  
zu Tod.

Kiel die Fortsetzung unter dem Titel der „Neuen  
H. d. V.“ herausgab, bis Nicolai im Jahre 1800  
die Redaction dieser kritischen Zeitschrift aufs  
Neue übernahm (S. Anmerk. 6).

- <sup>24)</sup> Karl Wilhelm Ramler (geb. 1725, gest. 1798),  
Prof. bei dem Kadettencorps und Mitglied der  
Ak. d. Wissensch. zu Berlin. Er gab nicht nur  
die Werke verstorbener (Vogau, Gdß, Kleist u. s. w.),  
sondern auch noch lebender Dichter (Lichtwer,  
Hg u. A.) mit „Verbesserungen“ heraus, die viel  
Gutes ausstülzten, und mitunter (so z. B. von  
Lichtwer) sehr übel aufgenommen wurden. Ebo-  
dowicki stellte ihn in einer satyrischen Zeichnung  
als den Barbier des im Sarge liegenden Kleist dar,  
mit der Unterschrift „Laß die Todten ungeschoren.“

75. Zeichen des Löwen <sup>25)</sup>.

Iezo nehmt euch in Acht vor dem wackern Eu-  
tinischen Leuen.

Daß er mit griechischem Zahn euch nicht ver-  
wunde den Fuß.

76. Zeichen der Jungfrau <sup>26)</sup>.

Blücket euch, wie sichs geziemt, vor der zierlichen  
Jungfrau in Weimar.

Schmolzt sie auch oft — wer verzeiht Launen  
der Grazie nicht?

77. Zeichen des Raben <sup>27)</sup>.

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der hinter  
ihr krächzet,

Das Nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich  
nur.

<sup>25)</sup> Job. Heinr. Voß (geb. 1751, gest. 1826), da-  
mals Rektor in Eutin.

<sup>26)</sup> Wieland. S. Anmerk. 17 u. 21.

<sup>27)</sup> Schlichtegroll. S. Anmerk. 25.

78. Locken der Berenice <sup>28)</sup>.

Sehet auch, wie ihr in S\*\* den groben Fäus-  
 sten entschlüpfet,  
 Die Berenices Haar friegeln mit eisernem Kamm.

## 79. Zeichen der Waage.

Jetzt wäre der Ort, daß ihr die Waage beträtet,  
 Aber dies Zeichen ward längst schon am Him-  
 mel vermisst.

80. Zeichen des Scorpions <sup>29)</sup>.

Aber nun kommt ein böses Insekt aus G—b—n  
 her;  
 Schmeichelnd naht es: ihr habt, flieht ihr nicht  
 eilig, den Stich.

<sup>28)</sup> Die Salzburger „Oberdeutsche Literatur-Zei-  
 tung.“

<sup>29)</sup> Reichardt zu Wiebichenstein bei Halle (Z.  
 Anmerk. 11).

81. Dphiuchus <sup>100)</sup>.

Drohend hält euch die Schlana jezt Dphiuchus  
entgegen;  
Fürchtet sie nicht, es ist nur der getrocknete  
Walg.

82. Zeichen des Schützen <sup>101)</sup>.

Seid ihr da glücklich vorbei, so naht euch dem  
zielenden Hofrath  
Schütz nur getroßt; er liebt und er versteht auch  
den Spaß.

83. Gans <sup>102)</sup>.

Laßt sodann ruhig die Gans in L\*\*\*g und G\*\*a  
gagagen,  
Die beißt keinen, es quält nur ihr Geschnatter  
das Ohr.

<sup>100)</sup> Man dachte es auf die „Neue Allg. d. Biblio-  
thek.“ S. Anmerk. 93.

<sup>101)</sup> S. Anmerk. 26.

<sup>102)</sup> „Leipziger allgem. literarischen Anzeiger“ und  
„Gothaer gelehrte Zeitung.“

84. Zeichen des Steinbocks <sup>103)</sup>.

Im Vorbeygehen stuzt mir den alten Berlini-  
schen Steinbock,  
Das verdriest ihn, so giebt's etwas zu lachen  
fürs Volk.

86. Zeichen des Pegasus <sup>104)</sup>.

Aber seht ihr in B\*\*\*\* den Grad ad Parnassum,  
so bittet  
Höflich ihm ab, daß ihr euch eigene Wege ge-  
wählt.

---

103) Nicolai. S. Anmerk. 6.

104) Joh. Joachim Eschenburg (geb. 1743, gest. 1820), damals Professor am Karolinum zu Braun-  
schweig; zuletzt Mitdirektor dieser Anstalt, mit  
dem Titel eines Geheim. Justizrathes. Das Fe-  
nion bezieht sich auf seine „Theorie und Litera-  
tur der schönen Wissensch. (Berl. 1783).“

86. Zeichen des Wassermanns <sup>105)</sup>.  
 Uebrigens haltet euch ja von dem Dr<sup>\*\*\*</sup>r Wasse  
 fermann ferne,  
 Daß er nicht über euch her gieße den Elbes  
 strom aus.

87. Eridanus <sup>106)</sup>.  
 An des Eridanus Ufern umgeht mir die furcht-  
 bare Waschfrau,  
 Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge  
 und Sand.

88. Fische <sup>107)</sup>.  
 Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in  
 Sulzers Cisterne

<sup>105)</sup> Joh. Christoph Adelung (geb. 1732, gest. 1806)  
 Hofrath und Oberbibliothekar zu Dresden.  
 Seine weitläufigen Schriften über deutsche Sprach-  
 lehre, deutschen Styl und deutsche Orthographie  
 sind bekannt.

<sup>106)</sup> Campe. S. Anmerk. 45.

<sup>107)</sup> Christian Friedr. v. Blankenburg (geb. 1744,

Regen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln  
heraus.

89. Der fliegende Fisch <sup>108)</sup>.

Neckt euch in Breslau der fliegende Fisch, er-  
wartets geduldig,  
In sein währiges Reich zieht ihn Neptun bald  
hinab.

90. Glück auf den Weg.

Manche Gefahren umringen euch noch, ich hab'  
sie verschwiegen,  
Aber wir werden uns noch aller erinnern —  
nur zu!

---

gest. 1796, privatisirte zuletzt als preuss. Hauptmann a. D. in Leipzig). Er lieferte, nebst Man-  
so, Jakobs u. A., „Zusätze zu Eulzers Theorie  
der schön. Künste (Leipz. 1796—98. 3 Thle).“

108) Manse. S. Anmerk. 20.



## 91. Die Aufgabe 1097.

Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwer:  
 lich errathen;  
 Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten,  
 auch hier!

## 92. Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groß und selten würdig  
 der Liebe  
 Lebt er doch immer, der Mensch, und wird ge:  
 ehrt und geliebt.

## 93. Revolutionen.

Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franz:  
 thum in diesen  
 letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

## 94. Parteygeist.

Wo Partheyen entstehen, hält jeder sich hüben  
 und drüben,  
 Viele Jahre vergehn, eh sie die Mitte vereint.

---

109) S. das Vorwort.

## 95. Das deutsche Reich.

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das  
Land nicht zu finden,  
Wo das Gelehrte beginnt, hört das Politische  
auf.

## 96. Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche,  
vergebend;  
Bildet, ihr könnt es, dafür freyer zu Menschen  
euch aus.

## 97. Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich  
Germaniens Grenze,  
Über der Gallier hüpfst über den duldenden  
Strom.

98. Rhein und Mosel <sup>119)</sup>.

Eben so lang' umarm' ich die lotharingische  
Jungfrau,

---

<sup>119)</sup> Die Gegenden Deutschlands, durch welche der

Aber noch hat kein Sohn unsre Umarmung er-  
freut!

99. Donau in B\*\* 111).

Bacchus der lustige führt mich und Komus der  
fette durch reiche  
Triften, aber verschämt bleibet die Charis zurück.

100. Donau in D\*\* 112).

Mich umwohnet mit glänzendem Flug' das Volk  
der Tjakaken,  
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Heerd  
sich der Spieß.

101. W a y n.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getrübet er-  
blick' ich

Rhein nach seiner Vereinigung mit der Mosel  
strömt, waren damals — und sind meistens auch  
noch jetzt — für die vaterländische Literatur sehr  
unfruchtbar.

111) In Bayern.

112) In Oesterreich.

Seit Jahrhunderten noch immer das alte Ge-  
schlecht.

102. S a a l e.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der  
Völker so viele,  
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind  
frey.

103. J l m <sup>113)</sup>.

Meine Ufer sind arm, doch hört die leisere  
Welle,  
Führt der Strom sie vorbei, manches unsterb-  
liche Lied.

104. P l e i s s e <sup>114)</sup>.

Flach ist mein Ufer und leicht mein Wächlein,  
es schöpften zu durstig  
Meine Poeten mich, meine Prosaisker aus.

---

<sup>113)</sup> An welcher Weimar liegt.

<sup>114)</sup> Welche an Leipzig vorübergeht.

105. *E l b e* <sup>115)</sup>.

Al! ihr andern, ihr sprecht nur ein lauderwelsch.  
 Unter den Flüssen  
 Deutschlands rede nur ich, und auch in Meissen  
 nur, Deutsch.

106. *S p r e e* <sup>116)</sup>.

Sprache gab mir einst Ramler, und Stoff mein  
 Cäsar; da nahm ich  
 Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige  
 seitdem.

107. *B e s e r*.

Leider von mir ist gar nichts zu saen, auch zu  
 dem kleinsten  
 Epigramme, bedenkt! geb' ich der Muse nicht  
 Stoff.

---

<sup>115)</sup> Es ist das daran liegende Dresden, und in  
 demselben Adclung (S. Anmerk. 105) gemeint.

<sup>116)</sup> Ramler in Berlin, der Friedrich II (Cäsar)  
 besang.



108. Gesundbrunnen zu \*\*\* 117).

Seltames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack  
und die Quellen,  
Bey den Bewohnern allein hab' ich noch keinen  
verspürt.

109. P\*\* bey R\*\*\* 118).

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile  
geworden,  
Und ich fliehe nur fort, weil es so hergebracht ist.

110. Die \*\*den Flüsse 119).

Unser einer hat's halter gut in \*\*her Herren  
Länder; ihr Joch ist sanft, und ihre Lasten sind  
leicht.

117) Karlsbad in Böhmen.

118) Die Pegnitz bei Nürnberg.

119) Die Flüsse, welche damals durch die Länder geistlicher Herren strömten.

111. Salzbad<sup>120)</sup>.

Aus Juvabiens Bergen ström' ich, das Erzstift  
zu salzen,  
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze ge-  
bricht.

112. Der anonyme Fluß<sup>121)</sup>.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs  
zu liefern,  
Gos der Schöpfer mich aus durch das verhung-  
gerte Land.

113. Les fleuves indiscrets<sup>122)</sup>.

Zeigt kein Wort mehr, ihr Flüsse. Man siehts,  
ihr wißt euch so wenig

<sup>120)</sup> Oder Salzach, an welcher (die jetzt österreichische Stadt) Salzburg (von den Alten Juvavia genannt), damals Hauptstadt des gleichnamigen Erzbisthums, liegt.

<sup>121)</sup> Wahrscheinlich die Fulda, die damals durch das gleichnamige Bisthum floss.

<sup>122)</sup> Anspielung auf Diderots unzüchtigen Roman „les bijoux indiscrets.“

Zu bescheiden, als einst Diderots Schatzchen  
gethan.

114. An den Leser.

Ließ uns nach Laune nach Lust, in trüben, in  
fröhlichen Stunden,  
Wie uns der gute Geist, wie uns der böse ge-  
zeugt.

115. Gewissen Lesern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungesalzen; ver-  
zeihet,  
Daß dies Büchleichen uns überzusalzen beliebt.

116. Dialogen aus dem Griechischen <sup>123)</sup>.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F\*\*\*  
St\*\*\*  
Graf und Poet und Christ diese Gespräche ver-  
deutsch.

---

<sup>123)</sup> Stolbergs Vorrede zu seiner „Uebersetzung  
auserlesener Gespräche des Platon“ (S. Anmerk.  
2). Auch die beiden folgenden Xenien sind auf



## 117. Der Ersatz.

Als du die griechischen Götter geschmäht, da  
 warf dich Apollo  
 Von dem Parnasse; dafür gehst du ins Him-  
 melreich ein.

## 118. Der moderne Halbgott.

Christlicher Herkules, du ersticktest so gerne die  
 Riesen,  
 Aber die heidnische Brut steht, Herkuliskus!  
 noch fest.

119. E h a r i s <sup>124)</sup>.

Ist dies die Frau des Künstlers Vulkan? Sie spricht  
 von dem Handwerk,  
 Wie es des Noturiere's adliger Hälfte geziemt.

---

Stolberg zu denken, und zwar auf seine „Ge-  
 danken über Herrn Schillers Gedicht: Die Göt-  
 ter Griechenlands.“

<sup>124)</sup> Von Ramdohr (S. Anmerk. 4).

## 120. Nachbildung der Natur.

Was nur einer vermag, das sollte nur einer  
 uns schildern,  
 Woß nur den Pfarrer, und nur Jffland den  
 Förster allein.

## 121. Nachäffer.

Aber da meinen die Pfuscher, ein jeder Schwarz-  
 rock und Grünrock  
 Sey auch an und für sich unsrer Beschauung  
 schon werth.

122. Klingklang <sup>125)</sup>.

In der Dichtkunst hat er mit Worten herzlos  
 geklingelt,  
 In der Philosophie treibt er es pfäffisch so fort.

---

<sup>125)</sup> Karl Heinrich Heydenreich (geb. 1764, gest.  
 1801, nachdem er seine philosoph. Professur zu  
 Leipzig im Jahre 1798 hatte niederlegen müssen),  
 bekannt als Philosoph und Dichter.

123. An gewisse Umschöpfer <sup>126)</sup>.

Nichts soll werden das Etwas, daß nichts sich  
 zu Etwas gestalte,  
 Laß das Etwas nur seyn! nie wird zu Etwas  
 das Nichts.

124. Aufmunterung.

Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr  
 Kleinen Gesellen,  
 Lärmt, bis jeglicher sich wundernd ans Fenster  
 begiebt.

125. Das Brüderpaar <sup>127)</sup>.

Als Centauren gingen sie einst durch poetische  
 Wälder,  
 Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde  
 bekehrt.

---

<sup>126)</sup> Die damals so zahlreichen Bearbeiter der Kantischen Philosophie.

<sup>127)</sup> Die Grafen Stolberg. S. Anmerk. 2.

126. A \* \* 128).

Höre den Tadler! Du kannst, was er noch ver-  
migt, dir erwerben,  
Jenes, was nie sich erwirbt, freue dich! gab  
dir Natur.

127. An die Moralisten.

Richtet den herrschenden Stab auf leben und  
handeln, und lasset  
Amor'n, dem lieblichen Gott, doch mit der Muse  
das Spiel!

128. Der Leviathan und die Epigram-  
me 129).

Fürchterlich bist du im Kampf, nur brauchst du  
etwas viel Wasser,  
Aber versuch' es einmal Fisch! in den Lüften  
mit uns.

---

128) Kant.

129) Von Einigen wurde dies Xenion auf Nicolai ge-  
deutet, von Andern auf einen Tadler der Göthe-  
schen Epigramme, die in Schillers Musenalma-

129. Louise von Voss.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem  
 Gesänge zu horchen,  
 Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alter-  
 thums nach.

nach für d. J. 1796 erschienen, und da ginge es dann wahrscheinlich auf Jens Baggesen (geb. 1764, gest. 1826, nachdem er seine Professur zu Kiel im Jahre 1814 niedergelegt und abwechselnd zu Paris und Kopenhagen privatistirt hatte). Schiller erzählt in einem Briefe vom 23. Jul. 1796: „Von Baggesen spuckt ein Epigramm auf meinen Musenalmanach (f. d. J. 1796), worin die Epigramme übel wegkommen sollen. Die Pointe ist, daß nachdem man erst idealische Figuren an dem Leser vorübergehen lassen, endlich ein venetianischer Nachtkopf über ihn ausgeleert werde. Das Urtheil wenigstens sieht einem begossenen Hunde sehr ähnlich.“ — Götthe erwidert hierauf: „Die Auto da Fe der Stolzberge und die Epigramme der Baggesen sollen ihnen übel bekommen.“

## 130. Jupiters Kette.

Hängen auch alle Schmierer und Reimer sich  
 an dich, sie ziehen  
 Dich nicht hinunter, doch du ziehst sie auch  
 schwerlich hinauf.

131. Aus einer der neuesten Episteln <sup>130)</sup>.  
 Klepstock, der ist mein Mann, der in neue  
 Phrasen gestoßen,  
 Was er im höllischen Psuhl Hohes und Gro-  
 ßes vernahm.

132. W's Taschenbuch <sup>131)</sup>.  
 Eine Collection von Gedichten? Eine Collecte

<sup>130)</sup> Vielleicht Christian Friedr. Dan. Schubart (geb. 1739, gest. 1791, als Theaterdichter zu Stuttgart), der von der Messiasde sagt:

Willst Du in Bluth und Schwefelmeeren  
 Das Brüllen der Satane hören,  
 Gedrückt vom Fluch und vom Gericht;  
 So lies dies schreckliche Gedicht.

<sup>131)</sup> Das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.“

Nenn' es, der Armuth zu Lieb und bey der Armuth gemacht.

133. Ein deutsches Meisterstück 132).

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke, Rhythmus, das einzige nur fehlt noch, es ist kein Gedicht!

134. Unschuldige Schwachheit.

Unsre Gedichte nur trift dein Spott? O schätze euch glücklich,  
Daß das schlimmste an euch eure Erdichtungen sind.

welches Wilh. Gottl. Becker (geb. 1753, gest. 1813, als königl. sächs. Hofrath und Aufseher des grünen Gewölbes) von 1793 bis 1813 herausgab.

132) Man deutete es auf „Zamor oder Philosophie der Liebe (Berl. 1793)“ von Franz Alex. von Kleist (geb. 1769, gest. 1797, als königl. preuss. Legationsrath).

135. Das neueste aus Rom <sup>133)</sup>.

Raum und Zeit hat man wirklich gemahlt;  
 es steht zu erwarten,  
 Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die  
 Tugend uns tanzt.

136. Deutsches Lustspiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fragen  
 die Menge,  
 Selber helfen sie nur selbst zur Comédie nichts.

137. Das Märchen <sup>134)</sup>.

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Mär-  
 chen geschäftig,  
 Nun, und was machen sie denn alle? — Das  
 Märchen, mein Freund.

---

<sup>133)</sup> Von dem Professorasmus Jacob Carstens, einem dänischen Maler, der sich in Rom ausbildete, und dort 1798 starb.

<sup>134)</sup> Von Göthe in Schillers „Horen“ vom Jahre 1795.



138. Trivolt. Reugier 135).

Das verlockte sich auch, den Delphischen Gott  
zu bemühen,  
Daß er dir sage, mein Freund, wer der Armes  
hier war.

139. Beyspielsammlung 136).

Nicht bloß Beyspielsammlung, nein, selber ein  
warnendes Beyspiel,  
Wie man nimmermehr soll sammeln für guten  
Geschmack.

140. Mit Erlaubniß 137).

Nimm's nicht übel, daß nun auch deiner gedacht  
wird! Verlangst du

---

135) Schillers Geisteserker, von dem bekanntlich nur  
der erste Theil erschienen ist.

136) Von Eschenburg (S. Anmerk. 104), Berlin  
und Stettin, 1788—93.

137) Campe, der, wie Eschenburg, in Braunschweig  
wohnte. Auch in dem folgenden Fennion ist er und  
vornehmlich das von ihm redigirte Journal „Bei-

Das Vergnügen umsonst, daß man den Nach-  
bar regirt?

141. Der Sprachforscher.

Anatomieren magst du die Sprache, doch nur  
ihr Cadaver,  
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben  
Scalpell.

142. Geschichte eines dicken Mannes<sup>138)</sup>.

(Man sehe die Recension davon in der N. deutschen  
Bibliothek.)

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft  
zu lesen,

Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen  
treibt.

---

träge zur weiteren Ausbildung der deutschen Spra-  
che, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden  
(Braunschw. 1795 u. fg.)“ gemeint,

<sup>138)</sup> Von Nicolai. S. F. 24 und Anmerk. 77. „Ge-  
schichte eines dicken Mannes, worin drei Heira-  
then und drei Körbe, nebst viel Liebe. 2 The.  
(Berl. und Stettin, 1794).“

## 143. Anekdoten von Friedrich II. 139).

Von dem unsterblichen Friedrich, dem einzigen,  
handelt in diesen  
Blättern der zehnmalzehn tausendste sterbliche  
Frig.

## 144. Literaturbriefe 140).

Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk?  
Ich wills glauben,  
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem treffli-  
chen Werk.

139) Ebenfalls von Nicolai: „Anekdoten von König  
Friedrich II. u. s. w. 6 Hefte (Berlin und Stet-  
tin 1788—92).“

140) „Briefe die neueste Literatur betreffend, geschrie-  
ben in den Jahren 1759 bis 1763. 24 Tble.  
(Berlin und Stettin 1761—66)“ herausgegeben  
von Nicolai (Außer ihm arbeiteten daran Les-  
sing, Mos. Mendelssohn, Abbt, Reswicz, Grillo  
u. A.).

145. Gewisse Melodien <sup>141)</sup>.

Dies ist Musik fürs Denken! So lang man sie hört,  
bleibt man eiskalt.  
Hier, fünf Stunden darauf macht sie erst rech-  
ten Effekt.

## 146. Ueberschriften dazu.

Frostig und herzlos ist der Gesang, doch Sän-  
ger und Spieler  
Werden oben am Rand höflich zu fühlen ersucht.

## 147. Der böse Gefelle.

Dichter, bitte die Musen, vor ihm dein Lied  
zu bewahren,  
Auch dein leichtestes zieht nieder der schwere  
Gesang.

---

<sup>141)</sup> Von Reichardt. S. Anmerk. 11 u. 13. Auch die beiden folgenden Xenien sind gegen ihn ge-  
richtet.

148. Karl von Karlsberg 142).

Was der berühmte Verfasser des menschlichen  
Elends verdiente?

Sich in der Charité gratis verköstigt zu sehn.

149. Schriften für Damen und Kin-  
der 142).

„Bibliothek für das andere Geschlecht, nebst Ta-  
bellen für Kinder.“

Also für Kinder nicht, nicht für das andre Ge-  
schlecht.

142) „Karl von Karlsberg oder über das menschliche  
Elend. 6 Tble. (Leipz. 1783—88)“ von Chri-  
stian Gottlieb Salzmann (geb. 1744, gest.  
1811, als Vorsteher der von ihm gegründeten  
Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal), ein mit grel-  
ler Uebertreibung ausgeführtes Gemälde mensch-  
licher Leiden.

143) Die „allgemeine Damenbibliothek“ von Karl  
Leont. Reinhold (geb. 1738, gest. 1823, als  
Prof. in Kiel), Leipz. 1785—89, 6 Tble. — Die

## 150. Dieselbe.

Zimmer für Weiber und Kinder! Ich dächte man  
 schreibe für Männer,  
 Und überließe dem Mann Sorge für Frau und  
 für Kind!

151. Gesellschaft von Sprachfreunden<sup>144)</sup>.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr büsstet sorglich  
 die Kleider  
 Unserer Autoren, und wem fliegt nicht ein Ges-  
 dergen an?

152. Der Purist<sup>145)</sup>.

Einnreich bist du, die Sprache von fremden  
 Wörtern zu säubern,

---

„Kleine Frauenzimmerbibliothek“ von Karl Wäch-  
 ler (geb. 1763, Kriegsrath in Berlin), Hamb.  
 1782—86, 5 Tble. — Die vielen Kinderschriften  
 von Campe, u. dgl.

<sup>144)</sup> Das Anmerk. 137 erwähnte Journal.

<sup>145)</sup> Campe (S. Anm. 45), der in den so eben er-  
 wählten „Beiträgen u. s. w. (St. 7)“ erwiderte:

Nun so sage doch, Freund, wie man Vedant  
uns verdeutscht.

153. Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir einer den andern? Das Le-  
ben zerrinnet,  
Und es versammelt uns nur einmal wie heute  
die Zeit.

154. U n • • 146).

Gerne plagt ich auch dich, doch es will mir mit  
dir nicht gelingen,  
Du bist zum Ernst mir zu leicht, bist für den  
Scherz mir zu plump.

Gib, auf meine Gefahr, ihm deinen eigenen Namen;  
Trifft er nicht jegliche Art, Eine trifft er gewiß.

<sup>146)</sup> Man deutete es auf Karl Aug. Böttiger (geb. 1762, jetzt Königl. sächs. Hofrath und Aufseher der Antiken-Museen), damals Ober-Konsistorialrath und Direktor des Gymnasiums in Weimar.

155. A n . . . 147).

Nein! Du erbitterst mich nicht. Du hörtest dich  
gerne verspottet,  
Hörtest du dich nur genannt, darum verschon'  
ich dich, Freund.

156. G a r v e <sup>148)</sup>.

Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,  
O wie wird mir das Volk frömmelnder Schwäger  
verhaßt.

157. Auf gewisse Anfragen.

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem rufens-  
den folgest?  
Ja, wenn du mich fragst — nein! Folge dem  
rufenden nicht.

<sup>147)</sup> Wahrscheinlich Aug. Friedr. Ferd. v. Kogebue  
(geb. 1761, gest. 1819, als kaisert. russ. Staats-  
rath).

<sup>148)</sup> Christian Garve, geb. 1742, privatisirte, nach-  
dem er 1772 seine philosophische Professur zu  
Leipzig niedergelegt hatte, in Breslau, wo ihm  
9\*



## 158. Stoßgebet.

Vor dem Aristokraten in Lumpen bewahrt mich,  
 ihr Götter,  
 Und vor dem Sansculott auch mit Epauletten  
 und Stern.

## 159. Distinctionszeichen.

„Unbedeutend sind doch auch manche von euren  
 Gedichtgen!“  
 Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch  
 Comma und Punkt.

## 160. Die Adressen.

Alles ist nicht für alle, das wissen wir selber,  
 doch nichts ist

ein krebstartiger Schaden am Auge nach acht  
 schmerzvollen Jahren (1798) den Tod brachte.  
 Noch 15 Stunden vor seinem Hinscheiden, als  
 auch schon das zweite Auge und die Zunge ihm  
 ihre Dienste zu versagen begannen, distirte er ei-  
 nen Abschnitt seines Werkes „über Gesellschaft  
 und Einsamkeit.“

Ohne Bestimmung, es nimmt jeder sich selbst  
sein Paket.

161. Schöpfung durch Feuer <sup>149)</sup>.

Arme basaltische Säulen! Ihr solltet dem Feuer  
gehören,  
Und doch sah euch kein Mensch je aus dem  
Feuer entstehen.

162. Mineralogischer Patriotismus.

Jedermann schürfte bey sich auch nach Basalten  
und Lava,  
Denn es klinget nicht schlecht: hier ist vulka-  
nisch Gebirg!

---

<sup>149)</sup> Dies Xenion bezieht sich, nebst den beiden folgen-  
den, auf die verschiedene Meinung der Geolo-  
gen über die Entstehung des Basaltes. Die Vul-  
kanisten hielten ihn für ein Erzeugniß vulkani-  
scher Art, die Neptunisten leiteten seinen Ursprung  
aus dem Wasser her.

## 163. Kurze Freude.

Endlich zog man sie wieder ins alte Wasser  
herunter,  
Und es löscht sich nun bald dieser entzündete  
Streit.

164. Triumph der Schule <sup>150)</sup>.

Welch' erhabner Gedanke! Uns lehrt der uns  
sterbliche Meister,  
Künstlich zu theilen den Strahl, den wir nur  
einfach gekannt.

## 165. Die Möglichkeit.

Liegt der Irrthum nur erst, wie ein Grundstein,  
unten im Boden,  
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt  
er an Tag.

---

<sup>150)</sup> In den Xenien 164 bis 176 äußert Göthe seinen Unwillen über die Gleichgültigkeit, womit man seine „Beiträge zur Optik (2 Stücke, Weimar, 1791—92),“ in denen er Newton's Farbentheorie umzustossen und eine andre an deren Stelle

## 166. Wiederholung.

Hundertmal werd' ichs euch sagen, und tausendmal:  
 Irrthum ist Irrthum!  
 Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste  
 beging.

## 167. Wer glaubts?

Newton hat sich geirrt? ja doppelt und dreifach?  
 und wie denn?  
 Lange steht es gedruckt, aber es liest es kein  
 Mensch.

## 168. Der Welt Lauf.

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch  
 die Schule;  
 Aber nicht immer, und dann geben sie schweiz-  
 gend sich drein.

---

zu sehen suchte, übersah und fast ganz unbeachtet  
 ließ; so wie denn auch späterhin diese neue Theo-  
 rie nirgends Eingang gefunden hat.

## 169. H o f f u n g.

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen  
 euch zeugten;  
 Aber dem Märtyrer lehrt späte sie doppelt zu-  
 rück.

170. E x e m p e l <sup>151)</sup>.

Schon ein Irlicht sah ich verschwinden, dich  
 Phlogiston! Walde,  
 O, Newtonisch Gespenst! folgst du dem Brüdernach-  
 gen nach.

---

<sup>151)</sup> „Ehemals,“ sagt Trommsdorff in seiner Physik, Seite 304, „nahm man einen eigenen brennbaren Stoff in diesen (verbrennenden) Körpern an, den man Phlogiston nannte, allein Lavoisier (geb. 1743, und 1794 unter der Schreckensregierung enthauptet) zeigte in den neuern Zeiten daß diese Hypothese mit andern erwiesenen Thatsachen im Widerspruch stehe, und daher aufgegeben werden müsse.“

## 171. Der letzte Märtyrer.

Auch mich bratet ihr noch als Huh vielleicht,  
aber wahrhaftig!

Lange bleibet der Schwan, der es vollendet,  
nicht aus.

## 172. Menschlichkeiten.

Leidlich hat Newton gesehen, und falsch geschloß:  
sen; am Ende

Blieb er, ein Dritte, verstockt schloß er, bewies  
er so fort.

## 173. Und abermals Menschlichkeiten.

Seine Schüler hörten nun auf, zu sehn und zu  
schließen,

Referirten getrost, was er auch sah und bewies.

## 174. Der Widerstand.

Aristokratisch gesinnt ist mancher Gelehrte, denn  
gleich ist's

Ob man auf Helm und Schild oder auf Mei-  
nungen ruht.

175. Neueste Farbentheorie von  
Wünsch<sup>152)</sup>.

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und  
violblau das Blaue!  
So wird aus Gurkensalat wirklich der Esjng er-  
zeugt.

176. Das Mittel.

Warum sagst du uns das in Versen? Die Verse  
sind wirksam,  
Spricht man in Prosa zu euch, stopft ihr die  
Ohren euch zu.

177. Moralische Zwecke der Poesie.

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!“ So darf  
denn auf eurem

---

<sup>152)</sup> „Versuche und Beobachtungen über die Farben  
des Lichts, von Christ. Ernst Wünsch, Prof.  
zu Frankf. a. D. (geb. 1744, gest. 1828).“ Nach  
seiner Theorie giebt es nicht, wie nach der New-  
tonischen, sieben, sondern nur drei einfache Farben.

Rücken des Wüttels Stock nicht einen Augen-  
blick ruhn?

178. Sections. Butz<sup>153)</sup>.

Lebend noch exenterieren sie euch, und seyd ihr  
gestorben,  
Passet im Nekrolog noch ein Prosector euch auf.

179. Kritische Studien<sup>154)</sup>.

Schneidet, schneidet, ihr Herrn, durch Schneiden  
lernet der Schüler,

<sup>153)</sup> So z. B. sagt Schiller in einem Briefe vom 23. Novbr. 1795: „Der närrische Mensch, der Je-  
nisch in Berlin (S. F. 268 und 269), der sich  
in alles mischen muß, hat auch die Recensionen  
der Horen gelesen, und in dem ersten Feuer ei-  
nen Aufsatz über mich und meinen schriftsteleri-  
schen Charakter geschrieben.“ — S. Anmerk. 25.

<sup>154)</sup> Dergleichen Zergliederungen Göthischer Schriften  
finden sich z. B. in den „Sprachbemerkungen  
über des Herrn v. Göthe Lustspiel der Groß-



Aber wehe dem Frosch, der auch den Schenkel  
muß leihn!

180. Der astronomische Himmel 185).

So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der  
Himmel!

Aber der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin  
den Weg.

Covbia," von Job. Christn. Christoph Rüdiger (geb. 1751, gest. 1822, als Prof. in Halle), abgedruckt in seinem „Neuesten Zuwachs der deutschen u. s. w. Sprachkunde," — in den „Bemerkungen über den Ausdruck in Gölthens Iphigenia," von Joel Edw. (gest. 1802, als Lehrer an der jüd. Schule zu Breslau), abgedruckt in dem schon genannten Campeschen Journal (S. Anmerk. 137), u. s. w.

185) Man deutete es auf die „Kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend (Leipz. 3 Tble. 2 Aufl. 1791 fg.) von Wünsch" (S. Anmerk. 152).

181. Naturforscher und Transcenden-  
tal-Philosophen <sup>156</sup>).

Feindschaft sey zwischen euch, noch kommt das  
Bündniß zu frühe,  
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die  
Wahrheit erkannt.

182. An die voreiligen Verbindungs-  
rister.

Jeder wandle für sich und wisse nichts von dem  
andern,  
Wandeln nur beyde gerad, finden sich beyde  
gewiß.

183. Der treue Spiegel <sup>157</sup>).

Keiner Wack, du entstellst nicht den Kiesel, du  
bringst ihn dem Auge  
Näher, so seh ich die Welt, \*\*\*, wenn du sie  
beschreibst.

---

<sup>156</sup>) Schellings (S. Anmerk. 5). Naturphilosophie.

<sup>157</sup>) Man glaubte, Schiller habe hier den Wilhelm  
Meißer von Oditz loben wollen.

184. Nicolai<sup>158)</sup>.

Nicolai reiset noch immer, noch lang' wird er  
reisen,  
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer  
den Weg.

<sup>158)</sup> „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten (Berl. und Stettin 1783 — 96. 12 Bde.).“  
— Auch Blumauer verspottete diese weitläufige Reisegeschichte in mehreren satyrischen Schriften.  
— Zur Erläuterung der Xenien 184 bis 206 sagt Nicolai in seiner bereits erwähnten Vertheidigungsschrift (S. Anmerk. 50): „Ich gab im XI. Bande meiner Reisebeschreibung zu verstehen: das Journal, die Horen, sey mit ungebührlicher Selbstgenügsamkeit herausgestrichen worden. Ich behauptete, da es Herrn Schillers Anzeige zufolge für den Gemeinsinn (sonst auf deutsch gesunder Menschenverstand genannt) und für das schöne Publikum geschrieben seyn sollte, so wären Aufsätze voll scholastischer Spitzfindigkeiten in dunkle Schreibart verhüllt, für ein solches Jour-

## 183. Der Wichtige.

Seine Meinung sagt er von seinem Jahrhundert, er sagt sie,  
 Nochmals sagt er sie laut, hat sie gesagt, und  
 geht ab.

---

nal ganz un Zweckmäßig; und ich hatte die Kühn-  
 heit dies mit Gründen und einleuchtenden Bei-  
 spielen zu beweisen. Ich sprach bei dieser Gele-  
 genheit von den vielen philosophischen Queer-  
 Köpfen, welche mit einer Menge tiefsinnigseyn-  
 sollender Schriften voll transcendentaler Hirnge-  
 spinnste die deutsche Literatur verderben. Ich  
 sagte überhaupt etwas über den Mißbrauch der  
 kritischen Philosophie durch ihre sinnlose Anwen-  
 dung auf Gegenstände des gemeinen Lebens und  
 der Erfahrungen, und machte auf die vielen Un-  
 schicklichkeiten aufmerksam, welche daraus entste-  
 hen, worunter auch die gehört, daß Hr. Schiller  
 die trockensten Terminologien der Kantischen Phi-  
 losophie sogar in Gedichten braucht; und ich ließ  
 merken, ein solcher Kantischer Poet nöthige nicht  
 weniger ein Lächeln ab, als ehemals Ugens dich-  
 tender Wolfischer Magister.“

## 186. Der Plan des Werks.

Meine Reif' ist ein Faden, an dem ich drey Aus-  
 stra die Deutschen  
 Möglich führe, so wie formlos die Form mir's  
 gebent.

## 187. Formalphilosophie.

Allen Formen macht er den Krieg, er weiß  
 wohl, zeitlebens  
 Hat er mit Müh' und Noth Stoff nur zusam-  
 mengeschleppt.

## 188. Der Todfeind.

Willst du alles vertilgen, was deiner Natur nicht  
 gemäß ist,  
 Nicolai zuerst schwebre dem Schönen den Tod!

## 189. Philosophische Querköpfe.

Querkopf! schreiet ergrimmt in unsere Wälder  
 Herr Nickel;  
 Querkopf! schallt es darauf lustig zum Walde  
 heraus.

## 190. Empirischer Queerkopf.

Armer empirischer Teufel! Du kennst nicht ein-  
mal das Dumme  
In dir selber, es ist ach! a priori so dumm.

## 191. Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch  
Wunder!  
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle  
nicht um.

## 192. D e r s e l b e.

Nichts kann er leiden, was groß ist und mächtig;  
drum, herrliche Donau,  
Spürt die der Häfcher so lang nach, bis er  
leicht dich ertappt.

## 193. N. Reisen. XI. B. S. 177.

A propos Tübingen! Dort sind Mädchen, die  
tragen die Zöpfe  
Lang geflochten, auch dort giebt man die Horen  
heraus.

## 194. Der Glückliche.

Sehen möchte ich dich Nickel, wenn du ein Spaß-  
 den erhaschest,  
 Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im  
 Spiegel besiehst.

## 195. Verkehrte Wirkung.

Rührt sonst einen der Schlag, so steckt die Zun-  
 ge gewöhnlich;  
 Dieser, so lange gelähmt, schwagt nur getäuf-  
 ter fort.

196. Pfahl im Fleisch <sup>159)</sup>.

Nenne Lessing nur nicht, der Gute hat vieles  
 gelitten.  
 Und in des Märtyrers Kranz warst du ein schreck-  
 licher Dorn.

## 197. Die Horen an Nicolai.

Unsere Reihen stürtest du gern, doch werden  
 wir wandeln,

---

<sup>159)</sup> Nicolai war Verleger der meisten Lessingschen  
 Schriften.

Und du tappe denn auch, plumper Gefelle, so  
fort.

198. Richte und Er.

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe  
des Meeres,

Wenn du, auf leichtem Rahn, schwankest und  
Heringe fängst.

199. Briefe über ästhetische Bil-  
dung<sup>160)</sup>.

Dunkel sind sie zuweilen, vielleicht mit Unrecht,  
o Nickel!

Aber die Deutlichkeit ist wahrlich nicht Tugend  
an dir.

200. Modephilosophie.

Lächerlichster, du nennst das Mode, wenn im-  
mer von neuem

---

<sup>160)</sup> „Briefe über die ästhetische Erziehung des Men-  
schengeschlechts, von Schiller,“ abgedruckt in  
den Horen, Jahrg. 1795.



Sich der menschliche Geist ernstlich nach Bildung bestrebt.

201. Das grobe Organ.

Was du mit Händen nicht greiffst, das scheint die  
Blinden ein Uding,  
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch  
beschmutzt.

202. Der Lastträger.

Weil du vieles geschleppt und schleppst und schlepp-  
pen wirst, meinst du  
Was sich selber bewegt, könne vor dir nicht  
bestehn.

203. Die Waidtasche.

Reget sich was, gleich schießt der Jäger; ihm  
scheinet die Schöpfung,  
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack  
gemacht.

204. Das Unentbehrliche.

Könnte Menschenverstand doch ohne Vernunft  
nur bestehen,

Nickel hätte fürwahr menschlichsten Menschen-  
verstand.

205. Die Fenien.

Was uns ärgert, du giebst mit langen entfeglis-  
chen Noten

Uns auch wieder heraus unter der Reiserubrik.

206. Lucri bonus odor <sup>161)</sup>.

Grdblich haben wir dich behandelt, das brauche  
zum Vortheil,

Und im zwölften Band schilt uns, da giebt es  
ein Blatt.

207. Vorsatz.

Den Philister verdricke, den Schwärmer necke,  
den Heuchler

Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute  
verehrt.

---

<sup>161)</sup> S. Anmerk. 50.

208. Nur Zeitschriften <sup>162)</sup>.

Frankreich sagt er mit einer, das arme Deutsch-  
land gewaltig  
Mit der andern, doch sind beide papieren und  
leicht!

209. Das Motto <sup>163)</sup>.

Wahrheit sag ich euch, Wahrheit und immer  
Wahrheit, versteht sich:  
Keine Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine  
bekannt.

210. Der Wächter Zions <sup>164)</sup>.

Meine Wahrheit bestehet im Vellen, besonders  
wenn irgend

<sup>162)</sup> Reichardt gab die beiden Zeitschriften „Frank-  
reich (Altona, 1795—97)“ und „Deutschland  
(Berl. 1796)“ heraus. S. Seite 10, 14 und  
15, und Anmerk. 11.

<sup>163)</sup> Des Journales Frankreich. Es lautete: „Verité!  
rien que la verité! toute la verité!“

<sup>164)</sup> Reichardt war durch seine demokratische Gesin-  
nung sehr Vielen anstößig geworden, und hatte

Wohlgekleidet ein Mann sich auf der Straße  
mir zeigt.

211. Verschiedene Dressuren.

Aristokratische Hunde, sie knurren auf Bettler;  
ein ächter

Demokratischer Spitz klappt nach dem seidenen  
Strumpf.

212. Böse Gesellschaft.

Aristokraten mögen noch gehn, ihr Stolz ist  
doch höflich,

Aber du löbliches Volk bist so voll Hochmuth  
und grob.

213. An die Obern.

Immer bellt man auf euch! bleibt sitzen! es  
wünschen die Veller

Jene Pläze, wo man ruhig das Wellen ver-  
nimmt.

---

sich deshalb auch von Berlin entfernen müssen.

S. Anmerk. 11. — Auch die nächstfolgenden Ze-  
nien bis 229 sind auf ihn zu deuten.

## 214. Baalspfaffen.

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb der Menschen  
zum Bessern!

Wahelich! du konntest dich nicht schlechter mit  
Priestern versehn!

## 215. Verfehlter Beruf.

Schreckensmänner wären sie gerne, doch lacht  
man in Deutschland  
Ihres Grimmes, der nur mäßige Schriften zer-  
fleischt.

## 216. An mehr als Einen.

Erst habt ihr die Großen beschmaust, nun wollt  
ihr sie stürzen;

Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem  
Wirth gezehn.

## 217. Das Requisit.

Lange werden wir euch noch ärgern, und wer-  
den euch sagen:

Reihe Rappen, euch fehlt nur noch das Glück-  
chen zum Fuß.

## 218. V e r d i e n s t.

Hast du auch wenig genug verdient um die Bil-  
 dung der Deutschen,  
 Fritz Nicolai, sehr viel hast du dabey doch ver-  
 dient.

## 219. U m w ä l z u n g.

Nein, das ist doch zu arg! da läuft auch selbst  
 noch der Cantor  
 Von der Orgel, und ach! pfuscht auf den Klav-  
 er des Staats.

## 220. Der Halbvogel.

Fliegen möchte der Strauß, allein er rudert ver-  
 geblich,  
 Ungeschickt rühret der Fuß immer den leidigen  
 Sand.

## 221. Der letzte Versuch.

Vieles hast du geschrieben, der Deutsche wollte  
 es nicht lesen;  
 Gehe die Journale nicht ab, dann ist auch al-  
 les vorbey.

## 222. Kunstgriff.

Schreib' die Journale nur anonym, so kannst  
 du mit vollen  
 Backen deine Musik loben, es merkt es kein  
 Mensch.

## 223. Dem Großsprecher.

Deffter<sup>165)</sup> nahmst du das Maul schon so voll und  
 konntest nicht wirken,  
 Auch jetzt wirkst du nichts, nimm nur das Maul  
 nicht so voll.

224. Motto's <sup>165)</sup>.

Sege nur immer Motto's auf deine Journale,  
 sie zeigen  
 Alle die Tugenden an, die man an dir nicht  
 bemerkt.

## 225. Sein Handgriff.

Auszuziehen versteh' ich, und zu beschmutzen die  
 Schriften,

---

<sup>165)</sup> Jede Nummer des Journal's Deutschland trug  
 ein anderes.

Dadurch mach' ich sie mein, und ihr bezahlt  
sie mir.

226. Die Mitarbeiter.

Wie sie die Glieder verrenken, die Armen! Aber  
nach dieser  
Pfeife zu tanzen, es ist auch beim Apollo! kein  
Spaß.

227. Unmögliche Vergeltung.

Deine Kollegen verschreist und plünderst du!  
Dich zu verschreien  
Ist nicht nöthig, und nichts ist auch zu plün-  
dern an dir.

228. Das züchtige Herz.

Gern erlassen wir dir die moralische Delikatesse,  
Wenn du die zehen Gebot' nur so nothdürftig  
befolgst.

229. A b s c h e u.

Heuchler, ferne von mir! Besonders du widri-  
ger Heuchler,



Der du mit Grobheit glaubst Falschheit zu def.  
ken und List.

230. Der Hausirer <sup>166</sup>.

Ja, das fehlte nun noch zu der Entwicklung  
der Sache,  
Daß als Krämer sich nun Kr<sup>o</sup>er nach Frank-  
reich begiebt!

231. Deutschlands Revange an Frank-  
reich.

Manchen Lakay schon verkauftet ihr uns als Mann  
von Bedeutung.

Gut! Wir spedieren euch hier Kr<sup>o</sup> als Mann  
von Verdienst.

---

<sup>166</sup>) Karl Friedr. Cramer (Sohn des berühmten  
Kanzlers Joh. Andr. Cramer) geb. 1752, gest.  
1808, verlor, wegen seiner enthusiastischen Be-  
wunderung der französischen Revolution, 1796  
seine philosophische Professur zu Kiel, und begab  
sich sodann nach Paris, wo er eine Druckerei und  
Buchhandlung eröffnete, unter der Firma: „a Pa-  
ris chez le citoyen Cramer, libraire-impri-  
meur.“

## 232. Der Patriot.

Daß Verfassung sich überall bilde! Wie sehr ist's  
zu wünschen,  
Aber ihr Schwäger verhelst uns zu Verfassun-  
gen nicht!

## 233. Die drey Stände.

Sagt, wo steht in Deutschland der Sansculott?  
In der Mitte,  
Unten und oben besigt jeglicher was ihm behagt.

## 234. Die Hauptsache.

Jedem Besizer das seine! und jedem Regierer  
den Rechtsim.,  
Das ist zu wünschen, doch ihr, beydes verschafft  
ihr uns nicht.

235. Anacharsis der zweyte <sup>167)</sup>.

Anacharsis dem ersten nahmst ihr den Kopf weg;  
der zweyte

---

<sup>167)</sup> Joh. Bapt. du Val-de-Grace, Baron von Elloch,  
geb. zu Elze 1735, ein politischer Phantast, der

Rührt sich der Wedel nicht stets, immer dich  
leckt und dich sticht.

241. E i n l a d u n g.

Glaubst du denn nicht, man könnte die schwache  
Seite dir zeigen?

Thu' es mit Laune, mit Geist, Freund, und  
wir lachen zuerst.

242. W a r n u n g.

Unser liegen noch tausend im Hinterhalt, daß  
ihr nicht etwa,

Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken  
entblößt.

243. A n d i e P h i l i s t e r.

Treut euch des Schmetterlings nicht, der Bösewicht  
zeugt euch die Raupe,

Die euch den herrlichen Kohl, fast aus der Schüs-  
sel, verzehrt.

244. H a n s r e c h t.

Keinem Gärtner verdenk' ich's, daß er die Spers-  
linge scheuchet,

Doch nur Gärtner ist er, jene gebär die Natur.

245. *Currus virum miratur inanes.*

Wie sie knallen, die Peitschen! Hilf Himmel!  
 Journale! Kalender!  
 Wagen an Wagen! Wie viel Staub und wie  
 wenig Gepäc!

246. *Kalender der Musen und Gra-  
 zien* <sup>170)</sup>.

Musen und Grazien! oft habt ihr euch schreck-  
 lich verirret,  
 Doch dem Pfarrer noch nie selbst die Perücke  
 gebracht.

247. *Taschenbuch* <sup>171)</sup>.

Viele Läden und Häuser sind offen in südlichen  
 Ländern,

<sup>170)</sup> Herausgegeben von Friedr. Wilh. Aug. Schmidt  
 (geb. 1764), Prediger zu Werneuchen, in der  
 Nähe von Berlin. Seine Gedichte vermeiden al-  
 les Ideale und verweilen nur bei dem rein Na-  
 türlichen, weshalb sie denn auch oft in das Nie-  
 drige und Gemeine hinunter sinken.

<sup>171)</sup> Die damals im südlichen Deutschlande, zu Wien,

Und man sieht das Gewerck', aber die Armuth  
zugleich.

248. Vossens Almanach <sup>172)</sup>.

Immer zu, du redlicher Voß! Beym neuen Kal-  
lender  
Nenne der Deutsche dich doch, der dich im Jahre  
vergift.

249. Schillers Almanach von 1796 <sup>173)</sup>.

Du erhebest uns erst zu Idealen und stürzest  
Gleich zur Natur uns zurück; glaubst du, wir  
danken dir das?

Mannheim, Frankfurt u. s. w. erschienenen Ta-  
schenbücher.

<sup>172)</sup> „Musen Almanach (1776 Lauenburg; 1777 — 99  
Hamburg; 1800 Neustrelitz)“ herausgegeben von  
J. H. Voß (S. Anmerk. 93), und zwar in den  
Jahren 1779—86 in Gemeinschaft mit Wdding.

<sup>173)</sup> Man sehe Waggersen's Aeußerung über diesen Al-  
manach, Anmerk. 129.

250. Das Packet <sup>174)</sup>.

Mit der Eule gesiegelt? Da kann Minerva nicht  
weit seyn!

Ich erbreche, da fällt von und für Deutschland  
heraus.

251. Das Journal Deutschland <sup>175)</sup>.

Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit, und  
so zieht auch

Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann  
voran.

252. Reichsanzeiger <sup>176)</sup>.

Edles Organ, durch welches das deutsche Reich  
mit sich selbst spricht,  
Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es  
heraus.

<sup>174)</sup> „Journal von und für Deutschland,“ Jahrg. 1784,  
herausgegeben von Gdcking, Jahrg. 1785 — 92  
von dem Freiherrn v. Vibra zu Fulda.

<sup>175)</sup> Von Reichardt. S. Anmerk. 162.

<sup>176)</sup> Von Becker. S. Anmerk. 33.

253. A. d. Ph. 177).

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch  
Deutschland,  
Den auf schmutzigem Bock Jakob, der Kutscher,  
regiert.

254. A. D. B. 178).

Zehnmahl gelesne Gedanken auf zehnmahl bedruck-  
tem Papiere,  
Auf geriebenem Blei stumpfer und bleyerner  
Bitz.

255. A. d. Z. 179).

Auf dem Umschlag sieht man die Charitinnen,  
doch leider  
Rehrt uns Aglaia den Theil, den ich nicht nen-  
nen darf, zu.

177) „Annalen der Philosophie,“ herausgegeb. v. Ja-  
kob. S. Anmerk. 86.

178) „Allgemeine deutsche Bibliothek.“ S. Anmerk. 23.

179) „Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.“ S.  
Anmerk. 46.

256. Deutsche Monatschrift <sup>1800</sup>).

Deutsch in Künsten gewöhnlich heißt mittelmä-  
ßig; und bist du,  
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches  
Produkt?

257. G. d. Z. <sup>1811</sup>).

Dich, o Dämon! erwart' ich und deine herr-  
schenden Launen,  
Aber im härenen Sack schleppt sich ein Kobold  
dahin.

258. U r a n i a <sup>1812</sup>).

Deinen heiligen Namen kann nichts entehren,  
und wenn ihn

<sup>1800</sup>) „Neue deutsche Monatschrift,“ herausgeb. von  
Friedr. v. Gentz (geb. 1764, gest. 1832, als F. F.  
Hofrath in der geh. Hof- und Staatskanzlei zu  
Wien), damals Secretair bei dem Generaldirek-  
torium zu Berlin.

<sup>1811</sup>) „Genius der Zeit.“ S. Anmerk. 47.

<sup>1812</sup>) Zeitschrift, herausgeb. (Hanov. 1793—95) von



Auf sein Sudelgefäß Ewald, der frömmelnde  
schreibt.

239. W e r f u r 1833).

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man  
gern die Gesellschaft,  
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene,  
zeigt.

260. Horen. Erster Jahrgang.

Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten  
verwegen,  
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Pu-  
blicum hält.

Joh. Ludw. Ewald (geb. 1747, gest. 1822, als  
Ministerial- und Kirchenrath zu Karlsruhe), da-  
mals Generalsuperint. und Konsistorialrath zu  
Detmold.

183) „Deutscher Mercur,“ herausgeg. (1773 – 1810)  
von Wieland.

261. *Minerva*<sup>184)</sup>.

Trocken bist du und ernst, doch immer die wür-  
dige Göttin,  
Und so leihst du auch gerne den Namen dem  
Hest.

262. *Journal des Luxus und der Mo-*  
*den*<sup>185)</sup>.

Du bestrafest die Mode, bestrafest den Luxus,  
und beyde  
Weißt du zu fördern, du bist ewig des Bey-  
falls gewiß.

263. Dieser *Musen Almanach*.

Nun erwartet denn auch, für seine herzlichen  
Gaben,  
Liebe Collegen, von euch unser Kalender den  
Dank.

---

<sup>184)</sup> Zeitschrift, herausgegeb. (1792 — 1812, seit wel-  
chem Jahre Dr. Bran sie fortsetzte) von Joh.  
Wilh. v. Archenholz (geb. 1745, gest. 1812,  
als k. preuß. Hauptmann a. D.).

<sup>185)</sup> S. Anmerk. 12.

## 264. Der Wolfische Homer 186).

Sieben Städte jankten sich drum, ihn geboren  
zu haben,  
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede  
ihr Stück.

---

186) Wolf (S. Anmerk. 36) stellte in seinen Prolegomenen zum Homer die Behauptung auf: weder die Ilias noch die Odyssee sei das Werk eines Verfassers, sondern beide Eposden seien aus den — Jahrhunderte lang von Rhapsoden vorgetragenen — Gesängen verschiedener Dichter zusammengesezt, und erst durch vielfältige Uebearbeitungen, Ergänzungen und kritische Läuterungen in die Form gebracht worden, in der wir jetzt sie vorfinden. S. F. 366 bis 70. — Schon einige alexandrinische Grammatiker, die deshalb Eborizonten (Trennende) genannt wurden (S. F. 91), hatten Odyssee und Ilias verschiedenen Verfassern zugeschrieben. — Die streitenden Städte waren: Smyrna, Kolophon, Ephos, Argos, Athen, Rhodos (oder nach Andern Kumä) und Salamis (oder Pyles).

265. M . . . 187).

Weil du doch alles beschreibst, so beschreib' uns  
zu gutem Beschlusse  
Auch die Maschine noch, Freund, die dich so  
fertig bedient.

266. Herr Leonhard . . 183).

Deinen Namen les' ich auf zwanzig Schriften,  
und dennoch  
Ist es dein Name nur, Freund, den man in  
allen vermißt.

187) Man deutete dies Zenion auf den Vielschreiber  
Aug. Gottl. Meißner (geb. 1753, gest. 1807,  
als kais. nass. oran. Konsistorialrath und Schu-  
lendirektor zu Fulda).

183) Leonhard Meißner, geb. 1741, gest. 1811, als  
Pfarrer zu Kappel in der Schweiz. Unter seinen  
zahlreichen Schriften sind die „Beiträge zur Gesch.  
der deutsch. Sprache und Nationalliteratur (Hei-  
delb. 1780)“ und die „Charakteristik deutscher  
Dichter (Zürich 1785—93)“ die bekanntesten.

267. Pantheon der Deutschen. I B. 1897.  
 Deutschlands größte Männer und kleinste sind  
 hier versammelt,  
 Jene gaben den Stoff, diese die Worte des  
 Buchs.

268. Vornuffias 1907.  
 Sieben Jahre nur währte der Krieg, von wel-  
 chem du singest?  
 Sieben Jahrhunderte, Freund, währet mir dein  
 Heldengedicht.

189) Den I. und II. B. gab der Buchhändler Hofmann  
 in Chemnitz, den III. der Buchhändler Jacobder  
 in Leipzig heraus. Der I. B. enthält eine Cha-  
 rakteristik Luthers von Ernst Karl Wieland,  
 Prof. in Leipzig, und eine Charakteristik Fried-  
 richs II. von Dr. Heint. Bürger in Altona.

190) Epos in 12 Gesängen (Berl. 1794. 2 Tble) von  
 Dan. Jenisch (geb. 1762, Prediger an der Ni-  
 colai-Kirche zu Berlin, stürzte sich 1804 in einem  
 Anfälle von Schwermuth in die Spree). S. An-  
 merk. 153.

269. Guter Rath <sup>191)</sup>.

Accipe facundi culicem, studiose, Maronis,  
Ne, nugis positus, arma virumque canas.

270. Reinede Fuchse.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses ge-  
sungen?

Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von  
gestern und heut.

271. Menschenhaß und Reue <sup>192)</sup>.

Menschenhaß? Nein davon verspürt' ich beim  
heutigen Stücke

Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich ge-  
fühlt.

---

<sup>191)</sup> An Zenisch, der unter dem Namen Gottschall  
Necker fabe Satyren schrieb. — Das scherzhafteste  
Epos „die Mücke“ gehört bekanntlich zu Virgils  
frühesten Dichterversuchen.

<sup>192)</sup> Ein bekanntes Schauspiel von Kogebue.

272. Schinke's Faust 192).

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland  
dem Teufel ergeben,  
Doch so prosaisch noch nie schloß er den schreck-  
lichen Wund.

273. An Madame V<sup>o</sup> und ihre Schwe-  
stern 193).

Jetzt noch bist du Sibylle, bald wirst du Parze,  
doch fürcht' ich,  
Hört ihr alle zuletzt gräßlich als Furien auf.

• 193) Joh. Friedr. Schink (geb. 1755), Bibliothekar  
der Herzogin von Sagan. Von seinem „Johann  
Faust“ ist 1804 eine neue Auflage in 2 Bdn er-  
schienen.

194) Es soll hier das Wahrsagen im magnetischen Schla-  
fe gemeint sein, das damals von Lavater so laut  
gepriesen wurde, und wovon in einem (von Um-  
mius verfertigten) „Freudenliede der Jünger La-  
vaters“ gesungen wird:

„O Wunderschlaf! o Zauberei!  
Was Meister in der Arznei

274. Almanfariſ und Amanda.

Warum verzeiht mir Amanda den Scherz und  
Almanfariſ tobt?

Jene iſt tugendhaft, Freund; dieſe beweiset, ſie  
ſey's.

275. B \* \* 195).

Wäre Natur und Genie von allen Menſchen  
verehret,

Sag, was bliebe, Phantaſt, dann für ein Pu-  
blicum dir?

276. Erhöhungen. Zweites Stück 196).

Daß ihr ſeht, wie genau wir den Titel des  
Buches erfüllen,

---

Nicht zu ergründen taugen,  
Lehrt kranken Jungfern Phantaſie;  
Durch dicke Wände ſehen ſie  
Wohl mit verſchloſſnen Augen."

195) Man deutete es auf Becker in Dresden. E.  
Anmerk. 131.

196) „Erhöhungen. Herausgegeben von W. G. Bel.



Wird zur Erholung hiemit auch die Vernichtung gereicht.

277. Moderecension.

Preise dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groschen  
hinwirft, so bist du fürwahr Krämer und Kindern ein Gott.

278. Dem Zudringlichen <sup>197)</sup>.

Ein vor allemal willst du ein ewiges Leben mir  
schaffen?  
Nach' im zeitlichen doch mir nicht die Weile  
so lang.

ter (Leipz. 1796—1810).“ — Hier ist eine im zweiten Bändchen vorkommende „Vision“ von Jean Paul Friedr. Richter, „die Vernichtung,“ gemeint.

<sup>197)</sup> Entweder Götthes Lobredner Fr. v. Schlegel, oder Schillers Verteidiger Jenisch. S. Anmerk. 153.

279. Höchster Zweck der Kunst <sup>198)</sup>.

Schade fürs schöne Talent des herrlichen Künst-  
lers! O hätt' er  
Aus dem Marmorblock doch ein Crucifix uns  
gemacht!

280. Zum Geburtstag <sup>199)</sup>.

Wäge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der  
Prosa  
Dein Periode, bey dem leider die Lachesis schläft.

281. Unter vier Augen.

Viele rühmen, sie habe Verstand, ich glaub's;  
für den einen,

198) Satyre auf Stolberg. S. Anmerk. 2.

199) Wieland. — Auch Adeling tadelt in seinem  
Werke „über den deutschen Styl (Berl. 1785. 2  
Thle.),“ die unförmliche Länge des Wielandischen  
Periodenbaues, und vergleicht ihn mit „einem  
Säge Schachteln, wo immer eine aus der andern  
herauskriecht.“

Den sie jedesmal liebt, hat sie auch wirklich  
Verstand.

282. E b a r a d e 200).

Nichts als dein Erstes fehlt dir, so wäre dein  
Zweytes genießbar;  
Aber dein Ganzes, mein Freund, ist ohne Salz  
und Geschmack.

283. Frage in dem Reichsanzeiger, W.  
Meister betreffend.

Zu was Ende die welschen Namen für deutsche  
Personen?

Raubt es nicht allen Genuß an dem vortrefli-  
chen Werk?

284. G d s c h e n an die deutschen Dich-  
ter 201).

Ist nur erst Wieland heraus, so kommts an  
auch übrigen alle,

---

200) Georg Gustav Fülleborn (geb. 1769, gest.  
1803, als Prof. an dem Elisabethanum zu Bresl.).

201) Die bei G d s c h e n (S. Anmerk. D.) erschienene  
Prachtausgabe der Wielandschen Schriften.

Und nach der Location! Habt nur einstweilen  
Geduld!

285. Verleger von P<sup>o</sup> Schriften<sup>202)</sup>.

Eine Maschine besig' ich, die selber denkt, was  
sie drucket,

Obengenanntes Werk zeig' ich zur Probe hier  
vor.

286. Joseph's II Dictum an die Buch-  
händler.

Einem Käsehandel verglich er eure Geschäfte?  
Wahrlich der Kaiser, man sieht's, war auf dem  
Leipziger Markt.

287. Preisfrage der Academie nützlich-  
er Wissenschaften<sup>203)</sup>.

Wie auf dem II fortan der theure Schmelzel  
zu sparen?

Auf die Antwort sind dreißig Dukaten gesetzt.

<sup>202)</sup> Man deutete es auf Platner. S. Anmerk. 87.

<sup>203)</sup> Satyre auf die sonderbaren Verbesserungen der

288. G. G. 204).

Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und  
 verständig,  
 Sind sie in corpore, gleich wird dir ein Dumm-  
 kopf daraus.

289. Hörsäle auf gewissen Universita-  
 ten 205).

Prinzen und Grafen sind hier von den übrigen  
 Hören gesondert;  
 Wohl! denn trennte der Stand nirgends, er  
 trennte doch hier!

290. Der Virtuose 206)

Eine hohe Noblesse bedien' ich heut' mit der  
 Flöte,

---

deutschen Orthographie von Christian Heinrich  
 Wolke (geb. 1741, gest. 1825, als Privatgelehr-  
 ter mit dem Titel eines kais. russ. Hofrathes).

204) Gelehrte Gesellschaften.

205) So vornehmlich in Göttingen und Jena.

206) Der blinde Flötenspieler Friedr. Ludw. Dülön  
 (geb. 1769, gest. 1826).

Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie  
Geige sich hört.

291. Sachen, so gesucht werden.  
Einen Bedienten wünscht man zu haben, der  
leserlich schreibt  
Und orthographisch, jedoch nichts in Bell-  
Lettres gethan.

292. Französische Lustspiele von Dyl<sup>207)</sup>.  
Wir versichern auf Ehre, daß wir einst wichtig  
gewesen,  
Sind wir auch hier, wir gestehn's, herzlich ge-  
schmacklos und fad.

293. Buchhändler-Anzeige<sup>208)</sup>.  
Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre  
Bestimmung zu kennen;

<sup>207)</sup> „Komisches Theater der Franzosen (Leipz. 1777—  
85, 10 Thte.)“ von Dyl. S. Anmerk. 7.

<sup>208)</sup> „Ueber die Bestimmung des Menschen (13te Aufl.  
Leipz. 1794),“ von Joh. Jacob. Spalding  
12\*

Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir  
jetzt verkauft.

294. A u c t i o n.

Da die Metaphysik vor kurzem unbeerbt ab-  
ging,  
Werden die Dinge an sich morgen sub hasta  
verkauft.

295. Gottesurtheil. (Zwischen einem Göt-  
tinger und Berliner) <sup>209</sup>).

Deffnet die Schranken! Bringet zwey Särge!  
Trompeter geblasen!  
Almanachsritter heraus gegen den Ritter vom  
Sporn!

(geb. 1714, gest. 1804, als Oberkonsistorialrath  
und Probst zu Berlin).

<sup>209</sup>) Karl v. Reinhard (geb. 1769, herz. goth. Hof-  
rath, privatist zu Berlin), damals Privatdo-  
cent zu Göttingen, von 1795—1804 Herausge-  
ber des zuerst (i. d. J. 1770—74) von Voie und  
Götter redigirten und sodann (i. d. J. 1775—94)

296. Sachen, so gestohlen worden. (Immanuel Kant spricht).

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebisch  
entwendet,  
Leicht sind sie kenntlich, es steht sauber mein  
J. K. darauf.

297. Antwort auf obigen Avis <sup>210)</sup>.

Wenn nicht alles mich trügt, so hab' ich be-  
sagte Begriffe  
In Herrn Jacob's zu Hall' Schriften vor kurzem  
gesehn.

298. Schauspielerinn <sup>211)</sup>.

Zuriose Geliebten sind meine Törcen im Schauspiel,  
spiel,

---

von Bürger fortgesetzt Göttinger „Musenalmachtes;“ — und Jenisch S. Anmerk. 190.

<sup>210)</sup> S. Anmerk. 86.

<sup>211)</sup> Es soll ein Mitglied der Sekondaischen Gesellschaft in Leipzig damit gemeint gewesen sein.



Und in der Comödie glänz' ich als Branntwein-  
weinfrau.

299. Professor Historiarum <sup>212)</sup>.

Breiter wird immer die Welt und immer mehr  
neues geschieht;  
Ach! die Geschichte wird stets länger, und kür-  
zer das Brod!

300. Recension <sup>213)</sup>.

Sehet wie artig der Frosch nicht hüpf! Doch  
find' ich die hintern  
Füße um vieles zu lang, so wie die vordern  
zu kurz.

<sup>212)</sup> Schiller selbst war damals Prof. der Geschichte zu Jena, und bezog einen Gehalt von 200 Thälern.

<sup>213)</sup> Dies Xenion und die „Kritikproben“ (X. 302 — 306) beziehen sich auf Beurtheilungen der Horen von Schiller, vornehmlich in der „N. Bibl. der schön. Wissensch.“ — in der „Allg. d. Bibl.“ — und in dem „Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.“

## 301. Literarischer Adreßcalender.

Jeder treibe sein Handwerk, doch immer steh'  
 es geschrieben:  
 Dies ist das Handwerk; und der treibet das  
 Handwerk geschickt.

## 302. Neueste Kritikproben.

Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach meinen  
 Begriffen zu heißen,  
 Nehm' ich das einzige aus, daß du verrückt  
 phantasierst.

## 303. Eine zweyte.

Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet  
 dein Ausdruck,  
 Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen  
 und matt.

## 304. Eine dritte.

Du nur bist mir der würdige Dichter! es kommt  
 dir auf eine  
 Platitude nicht an, nur um natürlich zu seyn.

## 305. Schillers Würde der Frauen.

Vorn herein lieft sich das Lied nicht zum besten,  
 ich lef' es von hinten,  
 Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz  
 artig sich aus.

## 306. Pegasus, von ebendemselben.

Meine zarte Natur schokirt das gresle Gemälde,  
 Aber, von Langbein gemalt, mag ich den Teufel  
 recht gern.

## 307. Das ungleiche Verhältniß.

Unsre Poeten sind leicht, doch das Unglück ließ  
 sich vertuschen,  
 Hätten die Kritiker nicht ach! so entseßlich viel  
 Geist.

## 308. Neugier.

Etwas wünscht ich zu sehn, ich wünschte einmal  
 von den Freunden  
 Die das Schwache so schnell finden, das Gute  
 zu sehn!

309. Jeremiaden aus dem Reichthanger  
ger<sup>214)</sup>.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Ver-  
sen verschlimmert,  
Ach! und hinter uns liegt weit schon die gol-  
dene Zeit!

310. Böse Zeiten.

Philosophen verderben die Sprache, Poeten die  
Logik,  
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs  
Leben nicht mehr.

311. S c a n d a l.

Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt  
man die Tugend,  
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hin-  
ein.

312. Das Publikum im Gedränge.

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich,  
so sind wir

---

<sup>214)</sup> S. Anmerk. 33.

Platt, und genießen wir uns, nennt man es  
abgeschmackt gar.

313. Das goldene Alter <sup>215)</sup>.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,  
Komm doch wieder, o komm, wigige Einfalt  
zurück!

314. C o m ö d i e.

Komm Comddie wieder, du ehrbare Wochen-  
visite,  
Siegmund du süßer Amant, Maskearill spaßhaf-  
ter Knecht.

315. Alte deutsche Tragödie <sup>216)</sup>.

Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer  
Nadeln,  
Und du Menuettschritt unsers geborgten Co-  
thurns.

---

<sup>215)</sup> Die Lustspiele von Gellert, Dyl, Weise u.  
A. — Siegmund in Gellert's „ärtlichen Schwe-  
stern;“ — Maskearill in Lessing's „Echaz.“

<sup>216)</sup> Von J. E. Schlegel, Eronegl u. A.

316. Roman<sup>217)</sup>.

Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der  
 so geduldig  
 Still hält, wenn die Natur gegen den Schnei-  
 der sich wehrt.

## 317. Deutliche Prosa.

Alte Prosa komm wieder, die alles so ehrlich  
 heraussagt,  
 Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser  
 sich denkt.

## 318. E h o r n e.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Ver-  
 sen verschlimmert,  
 Ach! und hinter uns liegt weit schon die gol-  
 dene Zeit!

---

<sup>217)</sup> Haller's Nsong, Alfred u. s. w. — Dusch's  
 Karl Ferdinand; — Gellert's Leben der schwed.  
 Gräfin von G., u. dgl.

## 319. Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, so zieht man hier  
 die Autoren,  
 Wie sie kommen, nur daß niemand dabey was  
 gewinnt.

320. Die zwey Fieber<sup>218)</sup>.

Kraus hat das kalte Fieber der Gallomanie uns  
 verlassen,  
 Wicht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges  
 aus.

321. G r i e c h e i t<sup>219)</sup>.

Griechheit was war sie? Verstand und Maaß und  
 Klarheit! drum dächt' ich,  
 Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von  
 Griechheit uns sprecht.

---

<sup>218)</sup> Friedr. Schlegel (S. Anmerk. 34.), Manfo  
 (S. Anmerk. 20.) u. A.

<sup>219)</sup> Die Xenien 320 bis 328 wurden vornehmlich durch  
 Manfo's Abhandlung „über einige Verschieden-  
 heiten in dem griechischen und deutschen Trauers-  
 spiele (Wresl. 1793)“ veranlaßt.

## 321. Warnung.

Eine würdige Sache verachtet ihr, nur mit Ver-  
 stande  
 Witt' ich! daß sie zum Spott und zum Geläch-  
 ter nicht wird!

## 323. Uebertreibung und Einseitigkeit.

Daß der Deutsche doch alles zu einem Ueßer-  
 sten treibet,  
 Für Natur und Vernunft, selbst für die nüch-  
 terne, schwärmt!

## 324. Neueste Behauptung.

Völlig Charakterlos ist die Poesie der Modernen,  
 Denn sie verstehen bloß charakteristisch zu seyn.

## 325. Griechische und moderne Tragödie.

Unsre Tragödie spricht zum Verstand, drum zer-  
 reißt sie das Herz so,  
 Jene setzt in Affekt, darum beruhigt sie so!



## 326. Entgegengesetzte Wirkung.

Wir Modernen, wir gehen erschüttert, gerührt  
 aus dem Schauspiel,  
 Mit erleichtelter Brust hüpfte der Grieche her-  
 aus.

## 327. Die höchste Harmonie.

Oedipus reißt die Augen sich aus, Jokasta er-  
 henkt sich,  
 Beyde schuldlos; das Stück hat sich harmonisch  
 gelöst.

## 328. Aufgelöstes Räthsel.

Endlich ist es heraus, warum uns Hamlet so  
 anzieht,  
 Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweif-  
 lung uns bringt.

## 329. Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, küh-  
 nere Wahrheit  
 Laut zu sagen, sogleich stellt man sie euch auf  
 den Kopf.

## 330. Geschwindschreiber.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute  
 schon lehren,  
 Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes  
 Gedärm!

## 331. Die Sonntagekinder.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich  
 nimmer genug thun,  
 Dem genialen Geschlecht wird es im Traume  
 bescheert!

## 332. F e n i e n.

Muse, wo führst du uns hin? Was, gar zu den  
 Manen hinunter?  
 Hast du vergessen, daß wir nur Monodistischen  
 sind?

## 333. M u s e.

Desto besser! Geflügelt wie ihr, dünnleibig und  
 lustig,  
 Seele mehr als Gebein, wischt ihr als Schat-  
 ten hindurch.

334. Acheronta movebo <sup>220</sup>).

Hölle, jetzt nimm dich in Acht, es kommt ein  
Reisebeschreiber,  
Und die Publicität deckt auch den Acheron auf.

335. Sterilemque tibi, Proserpina,  
vaccam <sup>221</sup>).

Hefate! Keusche! Dir schlacht ich die Kunst zu  
lieben von Manfo.  
Jungfer noch ist sie, sie hat nie was von Liebe  
gewußt.

336. Elpānor <sup>222</sup>).

Muß ich dich hier schon treffen, Elpānor? Du  
bist mir gewaltig  
Vorgelaufen! und wie? Gar mit gebrochnem  
Genick?

<sup>220</sup>) Nicolai. S. Anmerk. 158.

<sup>221</sup>) S. F. 35 bis 40, und Anmerk. 78.

<sup>222</sup>) Eulogius Schneider, geb. 1756, als Dichter  
nicht unrühmlich bekannt, verließ seine Pfarre u.  
seine Professur zu Bonn, und schloß sich den

## 337. Unglückliche Eilfertigkeit.

Ach! wie sie Freiheit schrien und Gleichheit, ge-  
 schwind wollt ich folgen,  
 Und weil die Trepp' mir zu lang dünkte, so  
 sprang ich vom Dach.

338. Achilles<sup>223)</sup>.

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen  
 der Götter,  
 Nun du todt bist, so herrscht über die Geister  
 dein Geist.

---

französischen Revolutionsmännern an, wurde Bi-  
 skar des konstitutionellen Bischofes zu Straßburg,  
 bald darauf Maire zu Hagenau, und zuletzt Ci-  
 vilkommissair bei der Elsaß-Armee, in welchem  
 Amte er die furchtbarsten Gräueltthaten verübte,  
 bis er endlich selbst (1794), als Opfer des Ter-  
 rorismus, der Guillotine anheimfiel.

<sup>223)</sup> Joh. Gotthold Ephr. Lessing, geb. 1729, gest.  
 1781, als herz. braunschw. Hofrath und Biblio-  
 thekar zu Wolfenbüttel.

339. T r o ß <sup>224)</sup>.

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill. Es lebet  
 dein Name  
 In der Bibliothek schöner Scientien hoch.

## 340. Seine Antwort.

Lieber mögt ich fürwahr dem Aermsten als Al-  
 terknecht dienen,  
 Als des Gänsegeschlechts Führer seyn, wie du  
 erzählst.

341. F r a g e <sup>225)</sup>.

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,  
 Ob in der Literatur beyde noch walten und wie?

## 342. A n t w o r t.

Freyplich walten sie noch und bedrängen hart die  
 Trojaner,  
 Schießen manchmal auch wohl blind in das  
 Blaue hinein.

---

<sup>224)</sup> S. Anmerk. 7.

<sup>225)</sup> S. Seite 43, und Anmerk. 31.

343. F r a g e <sup>226</sup>).

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Pe-  
leus vernahmest,  
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich  
lieft?

## 344. A n t w o r t.

Ach! ihm mangelt leider die spannende Kraft  
und die Schnelle,  
Die einst des G\*\*\* herrliche Saiten belebt.

345. B j a r <sup>227</sup>).

Njar, Telamons Sohn! So mußt'est du selbst  
nach dem Tode  
Noch forttragen den Groll wegen der Recenſionen!

<sup>226</sup>) Joh. Wilh. Ludw. Gleim (geb. 1719, gest. 1803, als Kanonikus und Domsekretair zu Halberstadt). In dem folgenden Xenien ist mit dem G. der „Grenadier“ gemeint, unter dessen Namen Gleim (1758) seine berühmten „Preussischen Kriegerlieder“ herausgab. — Gleims Erwiederung s. Seite 73.

<sup>227</sup>) Gottf. Ang. Bürger (geb. 1748, gest. 1794, als

346. Tantalus<sup>228)</sup>.

Jahre lang steh' ich so hier, zur Hippokrene  
gebücket,  
Lechzend vor Durst, doch der Quell, will ich  
ihn kosten, zerrinnt.

---

außerord. Prof. der Philos. zu Göttingen). — Schiller hatte in der Allg. Lit. Zeit. (v. J. 1791) Bürgers Gedichte mit unfreundlicher Strenge beurtheilt, und ihn dadurch, noch kurz vor seinem Tode, auf das Tiefste gekränkt. Er antwortete darauf mit einer Antikritik, auf welche Schiller eine „Vertheidigung des Recensenten“ folgen ließ.

<sup>228)</sup> Joh. Christoph Gottsched (geb. 1700, gest. 1766, als Prof. d. Philos. zu Leipzig). Franz Horn sagt von ihm („Poesie und Beredsamkeit der Deutschen.“ Bd. III. S. 5.): er habe „sein ganzes Leben der Poesie und Beredsamkeit gewidmet, ohne auch nur ein einzigesmal zu einer leiseren Ahnung von dem Wesen derselben zu gelangen.“

347. Phlegyasque miserrimus omnes  
admonet <sup>129)</sup>.

O ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend  
ein jeder,  
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Frei-  
heitsbaum pflanzt!

<sup>129)</sup> Joh. Georg Adam Forster, geb. 1764, war, als die Franzosen im Jahre 1792 Mainz in Besitz nahmen, dort Oberbibliothekar und Professor, schloß sich, von der Revolution den Anfang einer glücklichen Zeit erwartend, jedoch wohl nicht, wie man damals glaubte, von seiner Gattin (Therese, geb. 1764, gest. 1829, Tochter des berühmten Göttinger Philologen Heyne, nach Forsters Tode mit dem bekannten Schriftsteller Ludw. Ferd. Huber verunehet) dazu aufgefordert, jenen stürmischen Weltverbesserern voll Enthusiasmus an, ging mit ihnen 1793 nach Paris, sah sich dort bald in seinen edelmüthigen Hoffnungen getäuscht, und starb, von Kummer niedergebeugt, schon im nächstfolgenden Jahre (1794).



## 348. Die dreyfarbige Kolarde.

Wer ist der Wüthende da, der durch die Hölle  
 so brüllet,  
 Und mit grimmiger Faust sich die Kolarde zer-  
 zauft?

349. Agamemnon<sup>230)</sup>.

Bürger Odyßeus! Wohl dir! Bescheiden ist  
 deine Gemahlin,  
 Strickt dir die Strümpfe und steckt keine drey  
 Farben dir an!

---

<sup>230)</sup> Friedr. Gottf. Klopstock (geb. 1724, gest. 1803, dän. Legationsrath) kam durch die Oden, in denen er die anfangs so edel scheinende Tendenz der franz. Revolution besang, und durch die Annahme des ihm dafür zu Theil gewordenen franz. Bürgerrechtes in Gefahr, seine dänische Pension zu verlieren, und ließ sich nur durch seine Gattin (Johanna v. Winthem) von der Bekanntmachung mehrerer dieser Oden, die am Leichtesten hätten mißverstanden werden können, zurückhalten.

30. Porphyrogeneta, den Kopf unter  
dem Arme <sup>231)</sup>.

Köpfe schaffet euch an, ihr Liebden! Thut es  
bey Zeiten!

Wer nicht hat, er verliert, auch was er hat,  
noch dazu.

31. S i s y p h u s <sup>232)</sup>

Auch noch hier nicht zur Ruh, du Unglücksfel-  
ger! Noch immer  
Rollst du bergauf wie einst, da du regierdest,  
den Stein.

---

<sup>231)</sup> Man deutete dies Fenion auf den berühmigten  
Herzog Louis Joseph Philipp von Orleans, der  
1794 enthauptet wurde.

<sup>232)</sup> Christian Adolph Kloss, geb. 1738, gest. 1771,  
als königl. preuß. Geh. Rath und Prof. zu Halle.  
Das Ansehen, das er eine Zeit lang in der ge-  
lehrten Welt behauptet hatte, war durch den li-  
terarischen Streit, den er mit Lessing führte, sehr  
verabgesunken.

352. S u l z e r <sup>233)</sup>.

Hüben über den Urnen! Wie anders ist's, als  
wir dachten!

Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung er-  
langt.

353. H a l l e r <sup>234)</sup>.

Ach! Wie schrumpfen allhier die dicken Bände  
zusammen!

Einige werden belohnt, aber die meisten vers-  
ichn.

<sup>233)</sup> Joh. Georg Sulzer (geb. 1720, gest. 1779, als Prof. an der Ritterakademie und Direktor der philos. Klasse der Akademie der Wissensch. zu Berlin) schrieb fünf Abhandlungen „über die Unsterblichkeit der Seele, als ein Gegenstand der Physik betrachtet (franz. in den Jahrb. der Akademie, deutsch in Sulzers philos. Schriften, Leipz. 1782).“

<sup>234)</sup> Albrecht v. Haller (geb. 1708, gest. 1777, als Mitglied des geheim. Rathes zu Bern) schrieb (gegen Voltaire) „Briefe über die wichtigsten

334. Moses Mendelssohn 233).

Ja! Du siehst mich unsterblich! — „Das hast du  
uns ja in dem Phädon  
Längst bewiesen.“ — Mein Freund, freue dich,  
daß du es siehst!

335. Der junge Werther 236).

„Worauf lauerst du hier?“ — Ich erwarte den  
dummen Gesellen,  
Der sich so abgeschmact über mein Leiden ge-  
freut.

Wahrheiten der Offenbarung, Bern 1772,“ und  
„Briefe über einige Einwürfe noch lebender Frei-  
geister wider die Offenbarung, Bern 1775—77,  
3 Thte.“

233) Moses Mendelssohn (geb. 1729, gest. 1786,  
als Seidenfabrikant in Berlin) ist vornehmlich  
bekannt durch seinen „Phädon oder über die Un-  
sterblichkeit der Seele. Berl. 1772.“

236) Nicolai's bereits erwähnte Frottschrift (S. An-  
merk. 6) „Freuden des jungen Werthers. Berl.  
1773.“

356. § . . . 237).

„Edler Schatten, du zürnst?“ — Ja über den  
 lieblosen Bruder,  
 Der mein moderns Gebein läßt im Frieden nicht  
 ruhn.

357. Diocuren<sup>238)</sup>.

Einen wenigstens hoffe ich von euch hier unten  
 zu finden,  
 Aber beyde seyd ihr sterblich, drum lebt ihr  
 zugleich.

358. Unvermuthete Zusammenkunft<sup>239)</sup>.

Sage Freund, wie find' ich denn dich in des  
 Todes Behausung,

<sup>237)</sup> Zu deuten auf: „Lessings Leben, nebst seinem  
 noch übrigen literarischen Nachlaß“. Herausgege-  
 ben von (seinem Bruder) Karl Gottlieb Lessing  
 (geb. 1740, gest. 1812, als Münzdirector zu Bres-  
 lau). Berl. 1793—95. 3 Theile.“

<sup>238)</sup> Die Stolberge. S. Anmerk. 2.

<sup>239)</sup> Hamler. S. Anmerk. 14.

Ließ ich doch frisch und gesund dich in Berlin  
noch zurück?

359. Der Leichnam.

Ach! das ist nur mein Leib, der in Almanachen  
noch umgeht,

Aber es schiffte schon längst über den Lethe  
der Geist.

360. Peregrinus Protens<sup>210)</sup>.

Siehst du Wieland, so sag' ihm: ich lasse mich  
schönstens bedanken,

Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war  
doch ein Lump.

---

<sup>210)</sup> „Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Protens, von E. W. Wieland. Leipzig 1791. 2 Theile.“ — In seiner bereits (S. Anmerk. 49) erwähnten Beurtheilung der Xenien bemerkt Wieland über dieses Distichon: „Peregrin war ein Schwärmer, ein Narr (wenn die Herren wollen) bis an sein Ende; aber in seinem ganzen Leben ist auch nicht ein einziger Zug, der ihn zu dem pöbelhaften Ehrentitel Lump qualificirte.“

361. Lucian von Samosata <sup>241)</sup>.

„Nun Freund, bist du versöhnt mit den Philosophen? Du hast sie  
Oben im Leben, das weiß Jupiter! tüchtig ge-  
neckt.“

362. G e s t a n d n i s s.

Rede leiser, mein Freund. Zwar hab' ich die  
Narren gezüchtigt,  
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen  
geplagt.

363. Alcibiades <sup>242)</sup>.

Kommst du aus Deutschland? Sieh mich doch an,  
ob ich wirklich ein solcher

<sup>241)</sup> „Lucians von Samosata sämtliche Werke. Aus dem Griech. übers. und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen v. W. E. Wieland. Leipzig 1788. 89. 6 Tble.“

<sup>242)</sup> „Alcibiades. Von A. G. Meißner (S. Anmerk. 187). Leipzig. 1781 — 88. 4 Tble.“ —  
„Der deutsche Alcibiades. Von Karl Gottlob

Hasensfuß bin, als bey euch man in Gemälden  
mich zeigt?

364. *Martial* <sup>243)</sup>.

Fenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Kü-  
chenpräsente?

Ist man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer  
bey euch?

365. *Fenien*.

• Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäß-  
rigen Speisen

So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wer-  
muth nur hilft.

366. *Rhapsoden* <sup>244)</sup>.

Wer von euch ist der Säng' der Ilias? Weiß  
ihm so gut schmeckt,

---

Eramer (geb. 1758, gest. 1817, als Lehrer an  
der Forstakademie zu Dreißigacker). Leipz. 1790.  
3 Tble."

<sup>243)</sup> S. Anmerk. 1.

<sup>244)</sup> S. Anmerk. 186. — Christian Gottlob Heyne



Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Bür-  
ste für ihn.

367. V i e l e S t i m m e n.

Mir her, ich sang der Könige Zwist! Ich die Schlacht  
bey den Schiffen!

Mir die Bürste! ich sang, was auf dem Ida  
geschah!

368. R e c h n u n g s f e h l e r.

Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Bürste  
werden nicht reichen,  
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen ver-  
sehn.

369. Einer aus dem Chor (singt an zu re-  
citiren).

„Wahrlich nichts lustigers weiß ich, als wenn die  
Tische recht voll sind,

---

(geb. 1729, gest. 1812, als f. großbrit. geh. In-  
sigrath und Professor zu Göttingen) stimmte der  
Wolffischen Hypothese über die Entstehung der  
Homerschen Epopöen nicht bei.

Von Gebäcknem und Fleisch, und trenn der  
Schenke nicht säunt!“

370. Vorschlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es sind der Würste  
gerade zwey Duzend,  
Und wer Ustyanag sang, nehme noch diese von mir.

371. Philosophen.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno bes-  
sammen hier finde.  
Denn das Eine, was noth, treibt mich herun-  
ter zu euch.

372. Aristoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund. Wir halten die  
Jenaer Zeitung  
Hier in der Höhle, und sind längst schon von  
allem belehret.

373. Dringend.

Desto besser! So gebt mir, ich geh' euch nicht  
eher vom Leibe,

Einen allgütigen Satz, und der auch allge-  
mein gilt.

374. Einer aus dem Haufen <sup>245</sup>).

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so  
bin ich;

Ist das Eine nur wahr, ist es das Andre gewiß.

375. Ich.

Denk' ich, so bin ich! Wohl! Doch wer wird  
immer auch denken?

Ost schon war ich, und hab' wirklich an gar  
nichts gedacht!

376. Ein Zweiter <sup>246</sup>).

Weil es Dinge doch giebt, so giebt es ein Ding  
aller Dinge,

<sup>245</sup>) René des Cartes, geb. 1596, gest. (am Hofe  
der Königin Christine v. Schweden) 1650.

<sup>246</sup>) Der Jude Baruch (Venedikt) Spinoza, geb.  
1632, gest. 1677.

In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie  
wir so sind.

377. *Ein dritter*<sup>247)</sup>.

Just das Gegentheil sprech' ich. Es giebt kein  
Ding, als mich selber!  
Alles andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

378. *Ein vierter*<sup>248)</sup>.

Zweyerley Dinge laß ich passieren, die Welt  
und die Seele.  
Keins weiß vom andern und doch deuten sie  
beyde auf Eins.

379. *Ein fünfter*<sup>249)</sup>.

Von dem Ding weiß ich nichts, und weiß auch  
nichts von der Seele,

<sup>247)</sup> Georg Berkeley, geb. 1684, gest. 1753, als  
Bischof zu Cloyne.

<sup>248)</sup> Gottfr. Wilh. v. Leibniz, geb. 1646, gest. 1716,  
als hannöv. geh. Rath und Bibliothekar.

<sup>249)</sup> Immanuel Kant, geb. 1724, gest. 1804, als  
Prof. zu Königsberg

Wende erscheinen mir nur, aber sie sind doch  
kein Schein.

380. Ein sechster<sup>250)</sup>.

Ich bin ich, und setze mich selbst, und setz' ich  
mich selber  
Als nicht gesetzt, nun gut! setz' ich ein Nichts,  
Ich dazu.

381. Ein siebenter<sup>251)</sup>.

Vorstellung wenigstens ist, ein Vorgestelltes ist  
also,  
Ein Vorstellendes auch, macht, mit der Vor-  
stellung, drei!

382. Ich.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund  
aus dem Ofen,  
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch  
was setzt.

---

<sup>250)</sup> Fichte. E. Anmerk. 5.

<sup>251)</sup> Reinhold. E. Anmerk. 143.

383. *Ein achter*<sup>252)</sup>.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr  
zu finden,  
Aber der praktische Sag ailt doch: du kannst,  
denn du sollst!

384. *Ich.*

Dacht' ichs doch! Wissen sie nichts Vernünftiges  
mehr zu erwiedern,  
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen  
hinein.

385. *David Hume*<sup>253)</sup>.

Rede nicht mit dem Volk, der Kant hat sie alle  
verwirret,  
Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle  
noch gleich.

<sup>252)</sup> Karl Christian Erhard Schmidt, geb. 1761, gest. 1812, als herz. gothaischer Kirchenrath und Prof. zu Jena.

<sup>253)</sup> David Hume, geb. 1711, gest. 1776, berühmte als Geschichtschreiber und Philosoph.

## 386. R e c h t s f r a g e.

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase  
 zum Riechen,  
 Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweis-  
 liches Recht?

387. P u f e n d o r f <sup>254)</sup>.

Ein bedenklicher Fall! doch die Erste Possession  
 scheint  
 Für dich zu sprechen, und so brauche sie im-  
 merhin fort.

## 388. G e w i s s e n s s c r u p e l.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es  
 leider mit Neigung,  
 Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tu-  
 gendhaft bin.

---

<sup>254)</sup> Samuel v. Pufendorf, geb. 1632, gest. 1694,  
 als Historiograph zu Berlin, berühmter Lehrer  
 des Naturrechts.

389. *Decisum*<sup>255)</sup>.

Da ist kein anderer Rath, du mußt suchen, sie  
 zu verachten,  
 Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht  
 dir gebeut.

390. *Herkules*<sup>256)</sup>.

Endlich erblick' ich auch den gewaltigen Herku-  
 les! Seine  
 Uebersetzung! Er selbst leider war nicht mehr  
 zu sehn.

391. *Heracliden*.

Rings um schrie, wie Vögelgeschrey, das Ge-  
 schrey der Tragöden  
 Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

<sup>255)</sup> Satyre auf die strengen Kantianer.

<sup>256)</sup> Shakspeare. — Uebersetzung von Wieland  
 (Zürich, 1762—66, 8 Bde.) und von Eschen-  
 burg (Zürich, 1775—82, 13 Bde. N. A. Ebend.  
 1798—1806, 12 Bde.).



392. „Pure Manier.“

Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt  
war der Bogen,  
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch bestän-  
dig das Herz.

393. E r.

Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wa-  
gest du jezo,  
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins  
Grab!

394. I ch <sup>257</sup>).

Wegen Tiresias mußt ich herab, den Echer zu  
fragen,  
Wo ich den guten Geschmack fände, der nicht  
mehr zu sehn.

395. E r.

Glauben sie nicht der Natur und den alten Grie-  
chen, so holst du  
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich heraus.

---

<sup>257</sup>) Tiresias — Lessing.

396. J d.

O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich  
wieder,  
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr  
zählt.

397. E r.

Wie? So ist wirklich bey euch der alte Kothur-  
nus zu sehen,  
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus  
Nacht?

398. J d <sup>258</sup>).

Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum  
einmal im Jahre  
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter  
hinweg.

399. E r.

Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,

---

<sup>258</sup>) „Geharnischter Geist“ des alten Hamlet.

Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze  
Affekt.

400. J. d.

Ja, ein derber und trockner Spas, nichts geht  
uns darüber,  
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist,  
gefällt.

401. E. r.

Also sieht man bey euch den leichten Tanz der  
Thalia  
Neben dem ernstn Gang, welchen Melpomene  
geht?

402. J. d.

Keines von beyden! Uns kann nur das christ-  
lichmoralische rühren,  
Und was recht populär, häuslich und bürger-  
lich ist.

403. E. r.

Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen  
sich zeigen,  
Kein Anton, kein Orest, keine Andromacha mehr?

404. J ch 259).

Nichts! Man siehet bey uns nur Pfarrer, Kom-  
merzienrätke,  
Fähnndricke, Sekretairs oder Husarenmajors.

405. E r.

Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn  
dieser Misere  
Großes begegnen, was kann Großes denn durch  
sie geschehn?

406. J ch 260).

Was? Sie machen Kabale, sie leyhen auf Pfän-  
der, sie stecken  
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und  
mehr.

259) E. Seite 29. Doch blieb auch Iffland nicht ganz  
verschont. E. Anmerk. 260.

260) „Sie leyhen auf Pfänder“ — in Ifflands „Ha-  
gestolzen;“ „sie stecken silberne Löffel ein“ — in  
Schröders „Fähnndrich;“ „wagen den Pranger  
und mehr“ — in Ifflands „Verbrechen aus Ehr-  
sucht“ und Kogebues „Kind der Liebe.“

407. E r.

Woher nehmt ihr denn aber das große gigan-  
tische Schicksal.

Welches den Menschen erhebt, wenn es den  
Menschen zermalmt?

408. I ch.

Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten  
Bekannten,

Unsere Jammer und Noth suchen und finden  
wir hier.

409. E r.

Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser  
zu Hause.

Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selb-  
ber nur sucht?

410. I ch.

Nimm's nicht übel, mein Heros. Das ist ein  
verschiedener Casus,

Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist  
gerecht.

411. E r.

Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man  
 auf euren  
 Bühnen, die große nur nicht, nicht die unend-  
 liche an?

412. J d.

Der Poet ist der BIRTH und der letzte Actus die  
 Zecher;  
 Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Zu-  
 gend zu Tisch.

413. Muse zu den Fenien <sup>261</sup>).

Aber jetzt rath' ich euch, geht, sonst kommt noch  
 gar der Gorgona  
 Frage oder ein Band Oden von Haschka her-  
 vor.

---

<sup>261</sup>) Lorenz Leopold Haschka (Eriesuit), geb. 1749,  
 gest. 1827, als Prof. an der Ritterakademie zu  
 Wien.

414. An die Freyer <sup>262)</sup>.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freyer lebt ja  
noch alle;  
Hier ist der Bogen, und hier ist zu dem Rin-  
gen der Platz.

<sup>262)</sup> S. Seite 16 und 20.

Nachtrag zu Anmerk. 133. Karl Ludw. Bernow  
(geb. 1763, gest. 1808, als Bibliothekar der Her-  
zogin Amalie von Weimar) beschrieb in einem  
Briefe aus Rom (Mai 1795, abgedruckt im teutsch.  
Merkur) die Gemälde des Prof. Carstens, unter  
denen sich auch eine Darstellung der Zeit und des  
Raumes befand.

Gedruckt in der Wedelschen Hofbuchdruckerei.





59-3924

X. 9

Styl

# Schiller und Göthe.

Ein psychologisches Fragment.

---

Hamburg 1811,

bei Hoffmann und Campe.



59 - 3924

D

15.5.59

116

7) Dr. h.c. / J. Müller / Ed. / Pers. n. 429

21) " - / Schöler / " / h <sup>131</sup>

✓

305

59 - 3924

Vom Schwarzwald im Aug. 1839.

Lieber Freund!

Ich bin froh, daß ich im lieblichsten Thale, welches Du Dir denken kannst, ruhig die Einsamkeit genieße. Denn wahrlich, ich habe es satt, mit Leuten zusammenzuseyn, denen ich für weiter nichts gelte, als für einen Träumer und Taugenichts. Hier lebe ich unter Menschen, gegen die ich freundlich und offen seyn kann, ohne Furcht, daß sie meine Worte und meine Wahrheit missbrauchen. Sie lachen, wenn sie Freude haben; weinen, wenn sie traurig sind, und leben noch unter dem Zauber uralter Sitte, die bei uns der Affect, — dieses Ding, welches den Verstand haßt — verdrängt hat. Solch ein flarer Verlauf von Neigung und Abneigung übt den hohen Reiz über mich aus, welchen nur diejenigen verstehen, die an' ihr Dichten und Trachten auf Erkenntniß der psychischen Geseze gerichtet haben. So war ich gestern seltsam ergriffen. Ich ging am Kirchhof zu Sch. vorüber. Es ist ein freundlicher heller Platz, um dort der Auferstehung zu warten. Ein Mädchen kniete neben einem frischgedeckten Grabe. Sie setzte ein Paar Rosen-

und Rosmarinblüthe ein, und weinte bitterlich. Ich  
 lauschte. Endlich war sie fertig, wischte sich die Thrä-  
 nen aus den Augen, und schaute mich hell an, wie sie  
 mich erblickte. Von dem bitteren zerrissenen Schmerz,  
 der mir so unerträglich ist, lag nichts in diesem Gesichte.  
 Die Erscheinung freute mich. Einen alten Bauersmann,  
 der vom Felde heimkam, fragte ich, was für einen Tod-  
 ten das Mädchen betraure. „Sie haben ihren Vater  
 begraben,“ antwortete er; „es trauert aber keiner um  
 ihn im Dorf, als das unschuldige Ding da. Er war  
 freilich ein reicher und gescheidter Mann, aber hart gegen  
 die Nachbarn, und an den lieben Herrgott glaubte er  
 auch nicht. Wir wissen's wohl; aber der Röse sagen  
 wir's nicht; denn es ist dem Kinde besser, daß des Va-  
 ters Andenken in Ehren bei ihm lebt.“ Ich wanderte  
 nachdenklich weiter, und lebte die Zeit noch einmal, da  
 ich im Paradiese war, und große Männer wie Heilige  
 verehren durfte; aber auch der Schmerz ward neu, den  
 ich fühlte, als ich vom Baum der Erkenntniß gegessen,  
 und die nackte Wahrheit des irdischen Seyns vor mich  
 trat, und meine Heiligenbilder Sünder waren, wie wir  
 Alle. Ich habe der Geschichte in ihr ehernes Nutzliz ge-  
 schaut, und ihre Blicke ertragen lernen, die sind wie leuch-  
 tende Schwerter. Ich weiß jetzt, — um eigener Schuld  
 und Irrthums gezüchtigt, — daß jeder einfältig oder un-

wahr ist, der sich vor dem Gericht der Wahrheit fürchtet, und in schwankender Sentimentalität ein Bild festhält, dessen Abgründe er nicht zu durchleuchten wagt. Zu den Einfältigen gehört unser lieber M., der allen Hausfrauen in der Familie den Flachsbedarf kauft, Geschichte studirt, und etwas classisches Obßgelee von einem Baume des Göthischen Gartens aufbewahrt. Der Keil verfolgt mich nur deshalb so, weil ich ihm die Hälfte dieser Reliquie aufgeessen habe. Hättest Du nur die Entrüstung des Armen gesehen; ich würde auflachen, wäre es nicht so traurig, daß die Zahl seiner Genossen wirklich Legion ist. Es sind die verdammt gutartigen Leute, die über die Unbescheidenheit der jungen Zeit klagen, und die Klust nicht begreifen, die ewig zwischen Faust und dem Jamulus gähnt. Und doch ist diese untrügliche Trivialität dem Geiste an die Ferse gebannt; die Bursche wärmen sich mit dem Feuer, das ihn verzehrt; halten sich selbst für Schwalben, weil sie wohlbehaglich im Nests der Schwalbe einziehen, die einen Sommer da war, und dann nach der sonnigeren Heimath gezogen ist. Ich hasse dieß Volk aber nicht so, wie die sentimentalen Lügner, denen Treu und Glauben Nebendinge sind; die Pikanten, die schimmernde Aesfel statt Brod reichen. Die Jamuli errichten dem Geist doch wenigstens nach dem Tode Säulen, und sind be-

scheiden genug, sich dann nur demüthig und ehrfurchtsvoll seinem Tempel zu nahen. Die Lügner aber wollen selber Autoritäten seyn; ihre geistige Sellheit heißen sie Fruchtbarkeit; sie treiben entweder Göhendienst mit einem großen Namen (ästhetische Pietisten), oder sie werfen Schmutz nach dem Ewigen und läugnen seine Wahrheit (ästhetische Atheisten). Um's Erkennen ist es diesen allen nicht zu thun; Wahrheit wäre ihr Tod. Ich sehe alle Tage zum Schicksal, daß es einen mächtigeren Kessing sende, der allen das Gericht bringt, der sie durchschaut bis in die Nieren, und keinem mehr Ehre giebt, als ihm Gott gegeben. Dann erst können die großen Todten Ruhe in ihren Gräbern haben. — Denn zu keinem Grabe drängen sich ja mehr Unberufene und mehr Lügner, als an die ernaute Stätte, wo Schiller und Göthe ruhen. Unsr Zeit, der Gottes Wort zu einfache Spelße ist, sucht in Weimar ihr Jerusalem. Wer wird die Schächer aus dem Tempel jagen, und die Tische der falschen Wechselz umstoßen? — Ueber diese zwei Namen haben sie Bibliotheken voll geschrieben, haben gestritten, verdammet, waren ehrlich und gemein; und doch hat, trotz aller Aufregung, die Frage über Würdigung und Bedeutung dieser beiden — kein Resultat errungen. Es ist eine Stille eingetreten, die aber weiter nichts heißen kann, als ein Ingesandniß unsrer Armseligkeit. Eine

Versöhnung und Lösung liegt nicht in dieser matten Ruhe. Die Rathlosigkeit scheint mir aus zwei Gründen zu entspringen.

1) Seit der ersten französischen Revolution hat sich nach Deutschland ein Element gedrängt, das wir vergessen zu haben schienen — das Bewußtseyn, daß ohne freie That kein Denken und kein Dichten wahr sey. Deutschlands Boden war durch Lessing und Herder empfänglich geworden für diesen praktischen Sinn, der keine Poesie mehr schreiben, sondern treiben wollte, und seine Vollendung immer bestimmter und ausgesprochener in harmonischer Einheit des Lebens und Staates suchte. Es wurde dadurch für die aufsteigende Zeit, die bis in unsre Tage reicht, ein ganz neuer Boden gegründet, der erst (wie bei der Jugend natürlich) in der unklaren Schwärmererei des Deutschthums, dann in der undeutschen Treue des neuen Liberalismus sich Lust machte. Geleitet vom Gedanken, daß der Grund ihres Strebens Zeitbedürfniß sey, aber nicht so mächtigen Geistes, um den Umfang dieses Gedankens unabweisbar klar zu predigen vor aller Welt, mußten alle diese als Opfer ihrer Bestrebungen fallen. Sie fühlten sich als Märtyrer — darüber aber waren sie nicht klar, daß sie um eigener Schuld willen zu Grunde giengen. Sie suchten den Grund nicht in ihrem unberechtigten Vorgehen, in ihrer



Unklarheit und ihrem Irrthum, daß sie als Propheten auftraten ohne Sendung vom Geist der Geister; sie waren sich nicht bewußt, daß die alte Zeit immer noch mächtiger blieb, weil sie vollendet ihrem halberkannten, unvollendeten Streben entgegentrat. Dem Haß, der sie selbst hätte treffen sollen, wendeten sie wider die alte Zeit, für die das Dichten selbst schon That gewesen war. Eine Versöhnung dieser schroffen Gegensätze des Alten und des Neuen, der ästhetischen patriarchalisch despotischen Legitimisten, und der nach Individualität ringenden Revolutionäre ist erst dann möglich, wenn sich unsre Zeit durch die ungeheure That selbst begriffen, und die geistigen Epochen geboren hat, die klar aussprechen, was jetzt ist, und was damals war. Bis dahin hat dies keiner gekonnt; selbst der edle, große Börne war nicht groß genug, um die alte Zeit zu besiegen und anzuerkennen. Mir dünkt, als müßte zuvor das Schicksal noch manches Opfer fordern, über dessen Leiche der Weg zur Wahrheit geht. Denn es ist eine Zeit der Rache, wenn jeder bedeutende Mensch jeden Abend mit der süßen Hoffnung eines Morgenrothes zu Bette geht, und ihm dann jeden Morgen der alte Tag erscheint. Es ist mir ein grausenhafter Gedanke, wie viele Geister noch im Kerker der Verhältnisse schwachen und vergehen, wenn unsrer Zeit nicht Hülfe von Oben wird. — Gute Nacht.

Sch. den 12. Aug. 1830.

Ich sehe in meinem vorigen Brief ein „Erstes,“ ohne ein Zweites angegeben zu haben. Der zweite Grund, warum die Frage über beide große Männer keine Lösung erhalten, liegt darin, daß man die Lehre vom Schönen aus allgemeinen abstrakten Sätzen begreifen will, nicht aus der psychologischen Würdigung des einzelnen Geistes, der das Kunstwerk geboren hat. Wir leben in einer Zeit, wo jede concrete Anschauung verallgemeinert wird, weil sie sich vor dem Gedanken fürchten, daß keiner seiner Seele eine Eile zusehen kann, und jeder wie ein Stern am Himmel in vorgezeichneter Bahn wandeln muß, um die Harmonie zu bilden.

Während sich die Armen über das hohle Wort von Freiheit und Nothwendigkeit, Fatalismus u. die Köpfe zerbrechen, während sie nichts davon wissen wollen, daß die höchste Freiheit die Nothwendigkeit in Gott ist, sondern ihr Hochmuth sich gern irgendwo außerhalb der Harmonie (Nothwendigkeit) Gottes ein kleines Freiheitschen herantreiben möchte; während alle dem haben sie an ihrer Wahrheit und daran zweifeln gelernt, daß sich ewig wahre psychologische Gesetze werden finden lassen; daß daraus allein der Geschichte — der vergangenen wie zukünftigen — Heil erwachsen könne. Aber davon — es sind ja

Träume — wollen die philosophirenden Träumer nichts wissen. Statt Schiller und Goethe aus deren individueller Natur zu begreifen, und darnach ihren Platz in der Welt und Geschichte zu bestimmen, scheint es ihnen viel besser, kurzweg Schiller und Goethe für die höchsten Spitzen des deutschen Geistes zu erklären, oder auf der andern Seite aus dem Leben dieser beiden diese oder jene Licht- und Schattenseite heranzureißen, und, unbekümmert um den Organismus, daraus einen Engel oder Teufel an die Wand zu malen. Das Aergerniß, welches die letztern geben, verrauscht, weil es zu wichtig ist; mehr Schaden haben die Genie-Anbeter angerichtet. Der eine Satz — Goethe und Schiller seyen die höchste Spitze deutschen Geistes, also Maasstab für alles, was war, ist, und seyn wird; dieser eine Satz macht, daß wir keine Literatur-Geschichte, keinen frischen originellen Geist, und so viele pretensiose Dichterlinge und Charakterlose, thatlose Armseligkeiten in Deutschland beherbergen.

Keine Literatur-Geschichte haben wir, sage ich; und zwar deshalb, weil in unseren Tagen keiner schreiben soll, der eigenen Seele entquellender Anschauung; da muß alles in schiller'scher oder göthischer Art, mit sentimentalen Erinnerungen und olympischer Ruhe betrachtet werden. Pfui, mir eckelt. Unsere deutsche Poesie selbst — nicht nur unsere Kritik — wurde durch dieses hohle Wort

zum Pegasus im Joch. Heute soll sich keiner selbstthätig entwickeln; — wenn er das Bild eigener Kraft und Freiheit nicht aus seiner Seele kannt, wenn er nicht in jeden Winkel seines Herzens eine Bildsäule von Schiller und Goethe stellen will, so hat er zum Lohn — den Tod; zum Trost, daß er nicht anerkannt wird, daß er weg soll von dieser Welt, dunkel und spurlos wie Raymund. Tadel mich nicht um diesen Gedanken; er nagt zu oft an meiner Seele; wenn es wahr wäre, daß der deutsche Geist nichts höheres zeugte, als diese Poesie — ich würde vergehen. Soll die Saat der Reformation, das Denken, sich nimmer vollenden; soll es keinen Staat geben, der das vollbrachte Denken ist, kein Leben, das gesund nach ewigem Gesetze leimt und groß wird? Soll uns kein Sängert erscheinen, der gleich Homer, dem greisen Kinde, als kindlich reiner Greis ins Leben schaut, und die Lösung der Zwiespalte giebt, der uns Gottes Wege offenbart, mit der wahren Ruhe, die erst den Kampf durchgerungen hat? Sollen wir uns thatlos hinschleppen zwischen den löschpapiernen Abdrücken von Schiller und Goethe? Kann uns zweimal abgegoßener Thee, eine Caricatur Mignons oder Werthers erquicken? Sollen jene gebildeten Talentselen, die über der Bildung ihr bischen Frische verloren haben, unsre Freunde seyn, und

uns flüsternd in die Ohren singen — ein leid'g Lied,  
psal, ein poltisch Lied!

Dahin kann es, darf es nicht kommen. Ich sehe  
oft in eine helle himmlischklare Zukunft; dann komm' ich  
mir vor wie ein Sterkender, dessen Seele schon die Herr-  
lichkeit Gottes anschaut, während sie noch mit leichten  
Fasern an den Körper gefesselt ist.

Ich möchte oft die Hände in den Schooß legen, und mich  
an die Landstraße setzen, ob nicht ein Messias vorüber-  
ginge, der da spräche: komm und folge mir. — Leberwehl. —

14. Aug. 1839.

Die Leute, die mich hochmüthig schelten, würden sich  
wundern, mich als Schulmeister zu sehen. Meine muntre  
Wirthin hat zwei Knaben, die ich im Lesen unterrichte.  
Es kommt mir oft vor, als hätte ich seit zwei Wochen  
zum erstenmal etwas für Andre gethan. Da ich kein  
andres Buch zur Hand habe, lasse ich sie in Wallenstein  
Lager lesen, und erzähle ihnen, was Schiller für ein ge-  
ßer, lieber Mann gewesen. Zuweilen setzt sich dann die  
Wirthin zu uns; sie spricht ganz klug mit, hält den Teufel aber  
für einen unchristlichen Banditen! Kinder und Narren kom-  
men der Wahrheit nahe. Was mich am meisten freute,  
war die Betheuerung, mit der das ganze Haus — Schil-  
lers Namen nennt; von Goethe aber wissen sie gar



nichts. Gibt es einen süßern Lohn für die reine Seele Schillers, als die Verehrung des einfachen Volkes?

Wenn auch Goethe's Geist und Bewußtseyn größer und klarer war; — die Stimme des Volkes hat Schiller zu ihrem Ersten berufen. Auf das Volk kann nur durch Religion oder durch Charakter gewirkt werden. Durch eine andre Form des Geistes wird es gedrückt, nicht erhoben; es kennt keine Individualität, als die, welche im Gemüthe, in der reinen liebevollen Anschauung der Welt besteht, oder aus immer gleichem rechtlichem Handeln hervorgeht. Wie leicht mußte hier Schillers Seele den Sieg daventragen. Denn bei ihm überwiegt das Gemüth in seiner höchsten Erscheinung unbedingt den Geist, — das freie Denken, das sich erst im Gegensatz mit Gott und Welt denkt, und nur durch den Zweifel sich versöhnt. Bei ihm ist es ein instinktmäßiges Schaffen; er ist, möchte ich sagen, noch mit der Nabelschnur an die geheimnißvolle Natur geknüpft, und würde sein wahrstes Leben vernichten, riße er sich los von der Mutter, um ganz frei und bewußt in der Welt zu stehen.

Auf diesem Friespalt beruht sein Glück und Unglück. Er sieht das Himmlische, ringt darnach; — bis er es aber errungen und mit seinem Verstande erfaßt hat, ist es zum Irdischen geworden. Sein Marquis Posa ist ein

mächtiges Gemüth, das eine ganze Zukunft ahnt; er ist ein Tempel, der zerfällt, weil er auf die Hoffnung des Gemüthes gegründet ist, nicht auf das klare, zeitmäßige Bewußtseyn des Verstandes. So scheint sich mir auch das Gefühl des Verkümmerten zu erklären, das sich oft durch Schillers Leben drängt.

Auf diesem Zwiespalt beruht auch die Verehrung, die man ihm ewig zollen wird; seine Mängel erhalten Licht; sein Verhältniß zu Göthe wird dadurch klar.

Seine Verehrung ist wesentlich der Lehn seines Gemüthes. Ließe sich die unendliche Vergleichung rechtfertigen, so möchte ich sagen, er steht christusartig unter allen, denen er anspruchlos seine Gaben reicht als Geschenke der Gottheit, wenn er sich auch stets bewußt bleibt, daß seine Sendung eine große ist. Wenn seine stolze Stirn sich neigte, und das weiche Lächeln um seine Lippen spielte, schien er da nicht zu sagen: Lasset die Kinder zu mir kommen! Die Wahrheit seiner Natur war Friede. Wo er gesund bleibt, lehrt er nie die Spitzen einer gewaltigen Individualität wider die Herzen, so Trost bei ihm suchen; er stellt ihnen keine eiserne Phalanx der Aristokratie und Eitelkeit entgegen; sein Urtheil ist dann milde, und thut denen wohl, wie Ihan vom Himmel, die weichen Herzens sind; mehr noch denen, welche sich vor dem Barrgedachten Resultate fürchten, wie vor dem jün-

sten Gerichte; welche die Poesie für den weichen Mantel halten, mit dem man das Entsetzen und die Gräuel des Irdischen verhüllt. Weil in dieser christusartigen Erscheinung der Reiz liegt und die Verführung zum Geniecultus, darum treten Schillern alle die gegenüber, (mit mehr oder weniger Consequenz) die vom Glauben ganz erfüllt zu seyn wähnen, und neben dem christlichen Glauben kein andres Denken gestatten wollen. Dieß zeigte sich deutlich bei dem Feste in Stuttgart, als man das Denkmal weihte. Sie verglichen es mit dem Tanzen ums goldne Kalb. — Diejenigen Mildeu aber, deren geistige Kraft auf hohles rationalistisches Treiben sich wirft, (hohlt sage ich, denn ich spreche hier nicht vom vernunftmäßigen Denken über göttliche Dinge) oder in ein weichliches ästhetisches Träumen sich versenkt, lassen sich verleiten und canonisiren Schiller. Sie erreichten in ihrem Herzen so eine Art Kunstreligion (Genie-Cultus), die nicht recht weiß was sie will, weil sie immer sentimental ist, und die doch das Herz nicht hat, ganz dem Christenthum zu entsagen. Darum möchten sie sich auch immer gern mit dieser Himmelmacht vergleichen, und schreiben Bücher über das Christliche im Schiller, der doch diese Poesie und einzige Kraft, welche den Tod und die Hölle besiegt, durchaus nicht erfaßt hat. Oder besser: sie hat ihn nicht gefaßt und erfüllt, wenn er ihr



auch nicht entgegengetreten ist wegen der natürlichen Heiligkeit seines Gemüthes.

Da die Welt nun immer zum größten Theile aus solchen besteht und bestehen wird, die — geistig unbedeutend — durch ein künstlerisches und religiöses Gemüthselben den ganzen Kreis der menschlichen Thätigkeiten erschöpft glauben, so wird Schiller auch immer die Stelle einnehmen, die er hat. Jedes Urtheil über ihn, jede Kritik gegen ihn kann nur diejenigen beschäftigen, die sich klar als Individuen in der Welt und wider die Welt fühlen, und Wahrheit über Alles lieben.

Wie sehr Schiller's Gemüth seinen Verstand überwog, zeigt sich aber am deutlichsten in seinen Schriften; wo er immer ins Jenseits greift, und Engel oder Teufel holt, weil er mit den kleinen und großen Menschen der realen Welt nicht fertig werden kann. Darum sagen auch die Leute: „er idealisirt.“ Darum sagen sie: „dem Dichter werde alles unbewußt durch seine Phantasie gebracht, und er denke weiter nicht nach über das, was er eben sagen müsse.“ Das letztere ist bloß ein armseliger Gemeinplatz; wie es aber mit dem Idealisiren aussieht, darüber sollten sich die Herren doch ein Bischen mehr bedenken. Schiller schafft überall kein volles Ideal. Das Ideal eines Menschen ist doch wahrlich nicht ein Begriff, den man mit einzelnen guten oder schlimmen

Zugen umkleidet; die Verklärung des Lebens besteht nicht darin, daß man die Gegensätze von gut und böse ic. in den poetischen Figuren verwischt, und die eine bloß als gut, die andre bloß als schlecht darstellt. Diese Gegensätze sind, sind ewig, sind nur durcheinander, in aller Creatur. Wer wagt zu scheiden, was Gott gebunden hat? Es wäre ein andres, wenn die Menschen Engel malen könnten; sie müßten auch Engel seyn können. Wer aber zieht sich einen reineren Leib an, wer wandelt immer aus und ein durchs goldne Thor, wo er des reinen Geistes voll wird? — Das Idealisiren kann also nicht im Lenznen der Gegensätze bestehen, nicht in der Unwahrheit der handelnden Menschen; sondern nur in der Ueberwindung des Zwiespalts der Seelen, durch Sieg oder Untergang. Das allein scheint mir das Göttliche im Dichter, daß er die trübe, zerrissene Welt, deren Harmonie wir nicht sehen, über die wir verzweifeln mußten, hätten wir nicht Glauben an Gott; — daß er die Welt in ein Ganzes bewältigt nach eigenem Schöpfungsplan, daß uns aus seinen Hallen Menschen entgegentreten, groß, herrlich, niedrig; aber immer Menschen. Wie selten haucht uns in Schiller eine ganz lebendige Seele an? er sagt nur einen ehernen Zug der Seele auf, weniger bekümmert um die Bestimmung des Lebens, als um Durchführung seines Erzzuges. Wohl bringt ihm seine übergroße Phan-

tafste das ganze Leben vor die Seele, aber wenn er dies Leben festhalten will, so fehlt es ihm — ich möchte sagen — an Gedächtniß, an ordnender Kraft des Verstandes, das unter Seligkeit empfangene Kind zum vollen organischen Leben zu wecken. Die Träume schwinden wie sie gekommen, und ihm bleibt nur ein Hauptzug, wie dem, der mit schwachen Augen eine himmlische Gegend gesehen hat. Wahr ist immer, was er gibt, aber nicht ganz wahr. Den vollen Triumph erringt er meines Erachtens nur in Wallensteins Lager, zum Theil in den Räubern, und in der Figur des alten Miller.

Er selbst fühlte diesen Zwiespalt zwischen Empfangniß und organisch freier Geburt tief. Aus dem Bedürfniß, diese Kluft zu überbrücken, kommt der Glanz, der unnöthige Schwung seiner Sprache. Man sieht erst deutlich ein Haschen nach Effekt, das er in großen Worten, statt in großen Situationen sucht.

Dies ist und bleibt ein Fehler, der kritisch nie verziehen wird. Darum muß ich auch jedesmal lachen, wenn die Leute in ihrer Weisheit ein solches Loben mit Worten „Uebersprudeln des Genies“ heißen. Als ob ein Genie überhaupt übersprudeln könnte! Begreißt Du's: übersprudeln? Es ist eine Phrase mehr zur Ver-

ruhigung für die guten Seelen, die sich nicht gern durch die Wahrheit in ihrer Schülersandacht stören lassen.

Schiller hat vielfach versucht ein Genie zu zeichnen, und immer ist es ihm mißglückt: nicht nur, weil er sich im Stoff vergriff, sondern weil sein Verstand das Geschenk seines genialen Gemüthes nicht bewältigen konnte. Deshalb stehen neben dem Großartigsten, was eine Menschenseele bilden kann, z. B. im Wallenstein und Marq. Posa, eben so oft triviale, psychologisch unwahre Worte von viel Weisheit und Salbung. Wie viel Geschmacklosigkeit, ein wahres Verlasseneyn von jeder Begreifung, gehört dazu, um Fiesco — ein politisches Genie?! — während Leben und Seligkeit auf dem Spiele steht, sprechen zu lassen, wie in Akt 5. Sc. 10.

Was ich aber, um zu anderem zu kommen, Schiller vorwerfe außer der Halbheit seiner Menschen, ist der gänzliche Mangel an Humor. Doch entspringt auch dieser Fehler aus seinem Wesen. Es ist zu fest an Gott und Natur gebunden, zu wenig kräftig, um einen Punkt außerhalb des Ganzen zu erstreben, und von hier aus die poetische Aktiv Gottes und der Welt anzulegen (den Humor). Freilich hängt dieser Fehler auch noch damit zusammen, daß Schiller die höchste Poesie, die allein der neuen Zeit Freiheit (also auch Humor) gab —

von sich wies. Ich meine das Christenthum. Seiner heiligen Natur konnte die flache religiöse Stimmung der Zeit nicht behagen; ihm blieb nur die Wahl zwischen Heidenthum (Kunstreligion), und einem Christenthum, das er sich erst neu, wie Luther hätte erringen müssen. Dazu war er nicht berufen, hatte keine Kraft; darum wandte er sich — richtig dem Bedürfnis folgend — wie eine Blume nach dem Licht — dem Griechenthum zu, wo ihn keine unvermittelten Gegensätze beflürmten, und ihm das im vollsten Maaße gereicht wurde, was ihm fehlte — die ordnende plastische Kraft der Einheit und Einfachheit. Daher seine Sehnsucht nach dem verschwundenen Gottedienst; seine Lieder, die oft weinerlich genug den Zeus und die Frau Venus zurückerufen; und zwar sentimental — ohne die Frische des Humors, mit der sie schon Homeros behandelt. Denn auch das Griechenthum — diese unzerstörte Harmonie, war für seinen Geist zum Theil verloren, soviel es ihm auch gewähren mochte. Daß er das Alterthum oft mißverstand, wird an seinen Uebersetzungen aus den Alten am ehesten klar.

Es soll mich freuen, wenn ich durch diese Vorwürfe Deinen Grimm erregt habe. Deine ... er Professoren werden wohl glimpflicher mit Schiller verfahren; namentlich auch ein besonderes Capitel „über

Nutzen und Werth Schillers“ abkanzeln. Wer aber verehrt ihn mehr, ich oder sie? — Doch ich muß meine Vorlesung morgen endigen. Die kleinen Jungen tummeln sich auf meiner Stube, und haben mir die schwierige Frage gethan: ob der liebe Gott größer sey als der Kirchthurm. —

15. Aug. 1839.

Schreibe mir doch das nächstemal, ob irgend ein Urtheil Schillers über Napoleon existirt. Das wäre mir psychologisch sehr wichtig. Hat er wohl die Sendung Napoleons begriffen? Wußte er, warum Napoleon auf Corsica geboren werden mußte, warum er der wahrhafte Herrscher von Spanien, Frankreich und Italien war, und als Spitze des romanischen Geistes England haßte, weil es groß war; Deutschland oft verachtete und doch fürchtete? Hat Schillers großartige Phantasie nicht geahnt, welcher Zug und welches Geheimniß Napoleon unwiderstehlich nach dem Osten lodte?

Wenn du mir darauf antwortest, und mir auch einiges über die Persönlichkeiten des jetzigen franzes. Ministeriums schreibst, so sollst du in einer Reihe von Briefen den Schluß meiner Vorlesung über Schiller und einen psychologischen Versuch über Gothe erhalten. Freilich muß ich gesehen: — die Verhältnisse von denen

ich jetzt zu sprechen habe, (um Schillers übrige Thatigkeiten neben seiner Poesie zu betrachten) erschweren mir ein Urtheil, weil ich weniger darüber gedacht habe. Ich glaube, es sind hauptsächlich 3 Punkte zu bearbeiten: Schillers Verhältniß zur Kunst, Philosophie und Geschichte. Denn von einer bestimmten Wirkung auf die Naturwissenschaften waren seine naturhistorischen Forschungen nicht; weshalb ich davon schweige.

Zur Kunst hatte und konnte er keine große direkte Wirkung haben, weil bei ihm die innere Thätigkeit des Kunstverständnisses — die plastische Anschauung — sehr zurücktritt, während die äußeren Organe des Talentes ihm fehlen: Formengedächtniß und ein scharfes geübtes Auge. Mögen auch tausend richtige Kunsturtheile mit unterlaufen; er konnte ein Kunstwerk doch nie in seiner innern ungetrennten Einheit anschauen. Da mußte zertheilt und zerschnitten werden. Ihm blieb Materie und Geist immer ein unvermittelter Gegensatz, — da doch die Kunst ihre himmlische Versöhnung ist; er spricht von Formenschönheit, dann von geistiger Schönheit, und denkt selten an die ewige Wechselwirkung in der von Anfang an Geist und Materie stehen, so daß sie nur wissenschaftlich, nicht aber in einem Ding der Erscheinung getrennt werden dürfen. Lese alle die Kunsturtheile Schillers — ihnen fehlt der sichtende, klare Verstand,

der im Stande wäre, das Geschenk eines genialen Gemüthes zu freien Begriffen zu bilden.

Bestimmter tritt dieß in den eigentlich philosophischen Arbeiten Schillers auf. Hier war Schiller wegen seines Mangels gezwungen sich einem mächtigeren Verstande anzuschließen, weil ihm dieser überlegen war an Dialektik. Er treibt sich vergeblich in Kant'scher Philosophie umher. Sein eigener — Kant weitüberflügelnder Instinkt wehrt sich immer wider die Fesseln, will frei einherschreiten auf eigenen Füßen — allein sein Verstand kann das Fußheben kantischer Moral nicht brechen. Dieß giebt allen seinen philosoph. Arbeiten das Schwankende und Zitternde, dieß ist Ursache, daß nie volles Licht des Gedankens geharnischt und gewappnet aus seinem Gehirne springt; aus dieser Quelle entströmt das bittere, oft fast jänische Wesen und die sichtbare Prätension, die nicht in der wahren Seele Schillers lag. Es ist deßhalb nicht ganz unwahr, wenn sie Schiller einen peetischen Philosophen nennen, aber es ist fast ganz hohl, weil es eben eine Phrase ist. Schiller konnte eigentlich nur vorstellungsmäßig — durch die symbolische Wahrheit der Poesie, wirken. Dieß Ergreifen der Speculation war aber die unglücklichste Neigung seiner Natur, welcher er freilich auch folgen mußte, aber zu seinem innern Schmerz. Oder meinst du etwa,



es setze Jemand seiner Länge eine Elle zu und werde anders, als er ist?

Aber auch bessere Geschichte würde Schiller geschrieben haben, hätte er weniger Phantasie oder mehr Verstand gehabt. Nicht als ob ich die Wirkung seiner historischen Schriften niedrig anschläge; diese war groß, sehr groß. Aber nicht die Macht der Geschichte, das nachgelallte Wort Gottes hat in diesen Büchern die Herzen der Menschen bezwungen, sondern Schillers Name, und die Art zu schreiben, die aber alles eher ist als historisch. Wie kann der ein Historiker heißen, welcher um alles, was geschieht, noch den Mantel eines verzehrenden Gemüths wirft; überall noch Unthes findet, wo längst nichts mehr zu suchen ist? Der Historiker richtet ans frommem, unbengsamem Sinn. Das konnte Schiller nicht, wenn er es auch versucht.

Wie kann ferner der kritisch prüfen, welcher stets von überreicher Phantasie gezwungen wird, ein Ganzes herauszubilden, und dieß als Wahrheit darzustellen, wenn es auch nur einen Schein historischer Treue hat? Ein Poet wird die Geschichte immer machen, statt das Geschene zu schreiben.

Doch abgesehen vom Inhalt; auch die Sprache ist nicht die eines Geschichtschreibers. Hier, wie in seiner Poesie, trifft ihn der Vorwurf unnöthiger Worte und

eines allzugroßen Pathos, die keine große Wirkung auf eine Zeit haben konnten, welcher die That und einfaches, aber gewaltiges Wort Noth thut.

Wenn du dir aber Schiller also denkst, kannst du dann begreifen, daß der armselige Liberalismus unserer Tage Schilleru den Vorwurf gemacht hat, daß er keine politische Wirksamkeit hatte? Diese neuen großen Staatsmänner und Winkeladvocaten wissen also nicht, daß zum Volksehrer und Tribun ein übermännlicher, rücksichtsloser Geist, oder ein Charakter gehört, der seine Bahn geht, wenn er auch am Ende den Tod sieht? Was soll zwischen Erz und Schwert eine halbweibliche weiche Seele, die Frieden zu bringen und zu predigen hatte?

Schiller ist zurück zum ewigen Frieden. — Ich sehne mich auch dahin; und doch würde ich zittern vor dem Richter zu erscheinen, ohne auch nur eine große und gute That aufzuweisen. — Lebewohl.

P. S. Schicke mir doch die Bekanntschaft des Aurelius Augustinus. Ich sehne mich nach einer freien und frommen Seele. Gutenacht.

Den 20. Aug. 1839.

Wenn ein Mensch Langeweile hat, läuft er ins Theater; diese Erhellung thut der ganzen Menschheit Noth, — ein Schauspiel, ein Weltgericht, — denn sonst

stirbt sie vor Langerweile. Um wenigstens den Vorhang  
 zu sehen, der erst zerreissen muß, machte ich einen Aus-  
 zug auf den Aulebis, und von da auf den Feldberg.  
 Mir war seltsam zu Muthe, als jenseits des Rheines  
 die Berge aus dem Nebel tauchten. Frankreich ist Deutsch-  
 lands Weib, sein treuester Genosse gegen die Barbaren  
 im Osten. Aber das Weib hat die Demuth und Einte  
 und Glauben, der Mann die welt herrschende Kraft ver-  
 gessen. Wie kann da Segen in der Ehe seyn? Mir  
 ahnt ein furchtbarer Zwist; ich fürchte mich; die Künste  
 und Völker sehe ich zittern, und doch jandze ich nach  
 Krieg. — — — Ich bin muthiger auf diesen Bergen;  
 diese Einsamkeit stärkt mich. Sie hat mir auch Kraft  
 gegeben, dem Gedanken Worte zu leihen, vor dem meine  
 Natur lange zurückbehte. Ich habe hier den folgenden  
 Aufsatz über Götze geschrieben. Noch nie hat mich die  
 Wahrheit soviel Kampf gekostet; noch nie hab' ich ein  
 solches Gerich gewagt. Ich bin ein Frevler, wenn ich  
 Unrecht habe. Antworte mir gleich, tröste mich, wenn  
 Du gleicher Ansicht bist, oder vernichte meinen Frevel  
 durch bessere Wahrheit. — Ich reise morgen nach Mün-  
 chen; wie wird mir's dort werden? Ich sehe eine dunkle  
 Zukunft. — Lebwohl.

## Ueber Goethe.

Gr. Nath. 12. 51. 52.

Goethe war geistig viel bedeutender, als Schiller; das lagne, wer Faust und Wallenstein gelesen; er war mehr als Dichter construiert. Deshalb wurde ihm auch mehr als Schillern zum Bedürfnis, die eigenen Leidenden und Freuden poetisch zu erfassen, und sich so von ihnen loszuringen, wie dieß ein Labfal und Trost des Dichters ist. Ingleich besaß er alle seinem Geiste entsprechenden Organe des Talents. Er zeigt unsrem Auge alles klar, hell, ohne daß ein Zweifel ist über das, was er will.

Nach dieser Gewalt hatte er groß werden können, wie kaum einer; aber ihm fehlte die Mäßigkeit; er war ohne Reaktion, weder gegen das Gute noch gegen das Böse; heute war er gut, morgen schlecht. Das Wort mag fürchterlich klingen! — dieser Gegensatz allein leitet uns durch das Labyrinth des gewaltigen Geistes.

Schillers Geist hielt eine silberne Schale dem Ewiggen hin, der sie mit süßem Labfal füllte, um der Tugend seines Gemuthes willen. Goethe hatte Nektar trin-

ken können aus goldener; sie ward ihm oft mit Vermuth gefüllt, um seiner Sünde willen. Er hätte fliegen können als Adler; aber der Drang nach Unten fesselte den kaum Entflohenen wieder und wieder an die unsaubere Erde. Der Egoismus, das Schlechte in ihm war nicht bloß sinnliche Neigung des Fleisches, wie in jedem Menschen, es hatte seinen Geist selber inficirt.

Auf dieser gährenden nie zu überbrückenden Kluft be- ruht sein Glück und Unglück, seine Verehrung, sein Tadel; der gewaltige Flug seines Geistes, der uns mit sich reißt durch alle Schönheit der Erde, aber an öder Gegend stehen läßt; der uns an eine Wüste führt, in die er sich selber jammernnd stürzt.

Seines Lebens Glück war das Glück des großen Geistes, der über klare Wasser segelt, und an all den wunder- samen Gebilden der Menschheit vorbeizieht, die durch die Tiefe quellen. In ganzer Fülle reicht dieß das Schick- sal nur dem Guten. Goethe vermochte niemals rein zu genießen, weil stets von Zeit zu Zeit der Böse Oberhand in seiner Seele gewann, und die truben Stürme der Tiefe aufrüttelte, daß sein Wollen irr wurde. Aus die- sem Dunkel konnte er die Wahrheit nur durch die höchste Aeußerung seiner Titanenkraft loewinden. Diese Augen- blicke des Kampfes sind ein großes erschütterndes Drama, und haben das heftigste gegeben, was uns nur erquicken

kann: Faust, Goë, die kleinen Lieder &c. Da er aber alt wurde, und die Kraft seiner Seele abgenützt durch das ewige Erheben und Fallen, — konnte er des Bösen nicht weiter Herr werden, und half sich dadurch, daß er die Gegensätze nicht mehr zu überwinden suchte, sondern daß er sie von sich wies, sich einen Olymp baute, wie es gemüthmäßig die Schlechten unter den Pietisten thun. Hatte Goë das stolze Bewußtseyn des freien Geistes und Verstandes nicht gehabt, er wäre selbst ein solcher Pietist geworden. So aber wurde er in religiösen Dingen halb indolent, halb frivol. Er läßt das Christenthum schon gelten für die Schwachen; er — der Olympiker — braucht es nicht. — Dieß alles ahnte der große Merd, als er den Ausspruch that: „Wenn ich bedenke, was Goë gethan hat, und was er hätte thun können, so ist all sein Werk Dred!“

Er selbst spürte den Jammer wohl. Heute Götterlust und Rausch des Entzückens, morgen Oede und Gefühl des Nichts. Heute Liebe zu allen, morgen das geheime Grauen des Egoismus. Er gesteht, daß er in seinem ganzen Leben nicht 4 Wochen glücklich gewesen sey. Und doch kam diese Ruhe nur aus dem Gewissen und Gefühl der Mureinkzeit. Wo hat sich ein Leben außerlich mit solcher Ruhe und Harmonie entwickelt? Wem waren mehr Mittel gegeben, eine segnende Hand

aufzuthun über die Menschen? War ihm doch alles ge-  
reicht, um jeden Funken seines Geistes und Gemüthes zu  
entzünden. Er ist geworden, was er irgend wer-  
den konnte. — Aber die Schuld! — Ich will nur  
ein Beispiel anführen, wie sie sich an ihm rächte, und als  
Nemesis ihn zu Grabe begleitete. Ich meine sein Verhält-  
niß mit Friederiken. Vergeblich suchte er den Schmerz von  
sich loszurücken, indem er seine Treulosigkeit in Elavigo  
und Weißlingen getren objectivirte. Das Schicksal hat  
ihm doch nie das Glück reiner Liebe und keuscher Ehe  
geschenkt, daß er es täglich schmerzlich empfinden sollte.  
Ich erinnere hier nur an den Briefwechsel mit Schiller.  
In jedem Briefe fragt er nach Schillers häuslichem Glück;  
von dem seinigen kann er nie sprechen, und ruft einmal  
schmerzvoll aus: „So lebt denn fort dieß Leben der Liebe  
und Treue; alles andre ist trauriges Wesen.“ (Ich muß  
Dir hier aus dem Gedächtniß citiren.)

Doch steht mir nicht zu, das Sündenregister eines  
großen Mannes einzeln aufzuzählen; ich überlasse das  
denen, die gemein genug sind, an solchen Dingen Freude  
zu haben. — Ich freue mich, daß dieser Abschnitt zu  
Ende ist. Ich habe nun von der Verehrung und dem  
Tadel, — der Göthe geworden, zu sprechen. Tadel ist  
vor Allem ein Punkt scharf in die Augen zu fassen, die  
Frage: Auf wen kann Göthe wirken?

Beim Volke, das sich von Schiller erheben und begeistern laßt, wird Goethe nie vollkommen wirken. Es ist nur Phrase, wenn man von einem Eindringen Goethischen Geistes in die Volksbildung spricht. Das gemeine Volk wird seinen Geist und seine Wahrheit nicht fassen, und nur seine Unreinheit und Gottlosigkeit ahnen. Die Aristokratie Goethes, sein gerechter Stolz, seine fremdartige und deutsche Bildung sind ein undurchdringlicher Panzer für jeden Ungebildeten; und er hat sich Mühe gegeben, durch Hochmuth und Eitelkeit den Panzer zu festigen. Wenn deshalb das Volk ein Urtheil fällt, wird es immer Goethe „als unsittlich“ verdammen. Fragt man aber nach den Gründen — ein Beweis fürs Eindringen!? —, so kommt albernere Zeug zu Tage. Der arme Dichter wird „schlecht“ geheißen, weil hin und wieder eine Unzuchtlichkeit mit unterläuft! Goethe ist nur der Mann der geistigeren und gebildeten Menschen; diese werden ihn stets anerkennen — wenn vielleicht in kommenden Jahrhunderten, Jahren, auch weniger, sobald die Persönlichkeit Goethes sich verwischt und nur das Erbe seiner Schriften bleibt — wenn alle unwahre und absichtliche Verehrung und aller Götzendienst aufhört. Doch ist auch unter diesen Verehrern ein Unterschied zu machen. Sind sie schlecht, so beten sie Goethe an, als ersten Zuvater; sie holen Trost bei ihm, wenn sie das eigene Gewissen peinigt, und nen-



nen die Sünde Goethes — „eine liebenswürdige Charaktereschwäche,“ die man gern auf die leichte Achsel nimmt, wenn der Mann nur geistreich ist. Diese fürchten sich am meisten vor einer Enttäuschung über Goethe. Sie ist ja zugleich ihr eigen Gericht. Ist aber einer nicht gewohnt, scharf zu denken, — und das sind die Zweiten —, oder hat er nicht Macht, den wundersam gefalteten Mantel der Goethischen Bildung zu lüften, und das Bild selbst zu schauen; — so hält er die Klarheit für Wahrheit; was unrein ist für verzeihliche Consequenz, für eine kleine Sünde, aber große Liebenswürdigkeit; er spricht von Weichheit des dichterischen Gemüthes, das sich nicht in das Drängen des Lebens wagen kann, weil es zu oft verletzt würde. Ach Gott, verletzt!? zu was hat Euch Armen Gott mitten in dieß Drängen gesetzt? Auf solche Leute wirkt Goethe als Verderber. Jeder Mensch hat eine Periode der Sentimentalität und ästhetischen Weichlichkeit durchzumachen; in dieser Zeit aber weiß er keinen Unterschied zu finden zwischen vorübergehender und zwischen schlechter Sentimentalität und ist geneigt, zierliches Denken für wahres Denken zu halten.

Endlich sind wohl einige aufgetreten, die Goethe anzuerkennen behaupteten, aber sich berufen glaubten, ihm seine Sünden und Fehler nachweisen, und namentlich allenthalben von seiner Unsittlichkeit schreien zu müssen.

Sie haben der Welt groß Aergerniß gegeben, weil sie — Hörne angenommen, sonst fast Alle es sehr leicht genommen haben, Göthe zu verdammen. Mögen sie im Grunde das Wahre geahnt haben; berechtigt und würdig waren sie nicht. Denn leider befähigt Liberalismus und deutscher Knetenstod so wenig zu einer Kritik von Goethes Bildung, als die 7 Grundsätze der Burschenschaft und das Evangelium des jungen Deutschlands zu einer Beurtheilung seines Charakters. Man hat vieles hören müssen, was man gern nicht gehört hätte; gemeines und possierliches. Besonders traurig ist es, wenn man hören muß, wie diese Menschen eigentlich gar nicht wissen, was unsittlich ist. Sie verdammen Göthe, z. B. weil er in den Wahlverwandschaften das heilige Band der Ehe löse, ja höhne. — Hohn ist keiner da; wie sollte aber Göthe einem Vernünftigen für das Verbrechen Eduards Nechenschaft schuldig sein, da ja das Ende des Romans die furchtbare Rache der Schuld los läßt. Wir würden mit Gott und Göthe versöhnt seyn, hätte der Dichter das Herz, die ganze volle Rache sich vollenden zu lassen. Nur darum ist der Roman unsittlich, weil Ottilie zur Heiligen gemacht wird, und Eduard, der liebenswürdige geistreiche Eduard — kein Mann ist, sondern eine Nymme. O ihr kranken Herzen, euch ist Wilhelm Meister nicht deshalb verderb-

lich, weil Phylline die amüsanteste Hure ist, sondern deshalb, weil Wilhelm den Kampf seiner Jugend, seine entwicklungsmäßige Schlechtigkeit nicht am Ende überwindet, weil er bei seinem Eintritt ins Leben, da er handeln sollte, ein markloser Tropf ist. Seine Sünden würden wir verzeihen, weil jeder Mensch in solchen Perioden mehr oder weniger schlecht ist; aber nur dann verzeihen wir, wenn einer als Mann aus dem trüben Dunkel der Thatlosigkeit hervortritt. Diesen Triumph des Guten können wir lange vergebens in den Göthischen Schriften suchen. Darum werden ihn auch die kommenden Zeiten nicht verehren, so sehr sie an der Hülle des lebendigen Geistes sich erquicken. Denn fast aus jedem bedeutamen Menschen in allen Schriften tritt uns der Zwiespalt der eigenen Seele Göthes entgegen. Dieß ist etwas einzelner nachzuweisen. Zuvor aber muß ich ein paar hohle Phrasen über Göthes Wesen bei ihrem rechten Namen nennen. Das erste, worauf die, welche also sprechen, sich vieles einbilden, ist das gewöhnliche Wort: daß Göthe objectiv sey. Dieß dünkt mir ein gewaltiger Irrthum; mir erscheint Göthe — und seine geistige Natur, wie die Richtung der Zeit machten ihn dazu — als ein ganz subjectiver Ausdruck, sobald er über den Kreis des deutschen Familienlebens hinaustritt, und im vollen Leben des Staates und der Geschichte sich bewegen soll.

Wenn ferner von Schiller und Göthe die Rede ist, so erhalten wir häufig den Bescheid; „Schiller stehe über dem Leben, und verkläre das Dunkel von oben, wie die Sonne. Göthe sey mehr Mensch der Wirklichkeit, und gefalle sich bloß in schöner Darstellung des Wirklichen.“ Dieß wird von den Kunst- und Genie-Anbetern mit einem leisen Tone der Geringschätzung wider Göthe ausgesprochen, als ob dieser nie Feuer vom Himmel geholt hätte, wo sie doch den Heiland ihrer Kunstreligion neben Gottes Majestät gesetzt haben! Was heißt aber diese Phrase? Mir scheint, weiter nichts, als daß Göthe ein größerer Dichter sey als Schiller, weil er ganze Menschen, und keine Engel mit thönernen Füßen giebt; daß aber Göthe die Wirklichkeit nicht so durchleuchtet mit dem Geist der Wahrheit, als er sie hätte verklären können, wenn er so rein gewesen wäre als Schiller. Denn wie oft zeichnet er schlechte Menschen, und gibt sie uns als Gute, da er sie mit seinem Geist und seiner Lebenswürdigkeit schmückt; wie selten läßt er das rächende Schicksal ganz vollenden, weil er Angst hat, sich selber dadurch zu richten!

Die andre Phrase der pretensiösen Trivialität ist der vielbeliebte Ausspruch: „Göthe sey die Vermittlung von classischem und romantischem Geist. Diesen Satz müssen wir in Verbindung mit einem andern be-

trachten: „Goethe sey die höchste Blüthe deutschen Geistes.“

Ich gebe gern zu, daß sich in Deutschland die Versöhnung der alten und christlichen Zeit gebären wird, daß sie auch in einem Individuum zur Spitze kommt. Dieser Mensch, der die Wahrheit findet, soll also Goethe seyn? Ich habe gesagt, er ist ein gefallner Engel; — wie kann der die Wahrheit bringen. Nun will ich auch noch behaupten: Goethe hat vom Alterthum nur einen Theil, das Christenthum gar nicht begriffen. Wenn er aber der Mittler wäre zwischen Alterthum und Christenthum, müßte er doch wohl beide in der innersten Tiefe, durch das reine Gesetz des Denkens erkannt haben. Er könnte uns nur speculativ, nicht symbolisch durch die Poesie, alle Fäden entwirren, aus denen die Geschichte sich wirkt. Wo thut dieß Goethe? Er ist ein Versuch, vorstellungsmäßig beide Extreme zu vereinen; einer der Versuche, wie sie die Gottheit sendet, um kommenden größern Zeiten den Weg zu bahnen und zu ebnen.

Eine lechte Spitze ist die Spitze der thatlossten Zeit Deutschlands nicht. Ihr seyd Verräther am deutschen Geiste, daß ihr an einer größeren Zeit, an dem Triumph deutscher That verzweifelt.

Wenn ich sagte: Goethe habe nur einen Theil des Alterthums gefaßt, so soll dieß nicht so verstanden werden,

als ob ich die classische Bildung Goethes antastete. Mit der bei ihm vortretenden plastischen Kraft, mit seinem Gedächtniß für seine Form, begriff er davon mehr als irgend einer bis dahin. Ich spreche vom Geist — der Geist des Alterthums ist die That, das Drängen, die Kunst, Religion, Poesie zu einem organischen Ganzen — zum Staat zu vereinen. Diesen Geist konnte er so wenig fassen, als den Geist Lessings und Werke, aus welcher letztem er einen Mephisto machte, da er doch ein Mann der That und Wahrheit war. — Die Vollendung antiker Form will ich ihm nicht absprechen; der Geist war ihm nicht offen um seiner Individualität willen, da sich überhaupt jene Zeit gar nicht mehr poetisch, sondern bloss historisch und speculativ darstellen läßt. Diese Behauptung rechtfertigt eine Vergleichung von Sophocles und Goethe. Z. B. Goethes Iphigenia ist trotz antiker Form und antiken Stoffes — ein deutsches halbchristliches Weib, aber keine Griechin; Thoas kein Barbar, sondern ein deutscher Fürst des Mittelalters.

Vom Christenthum und der durch dieses geborenen neuen Zeit hat Goethe gar nichts gesagt. Die Poesie der Bibel blieb ihm freilich nicht fremd, auch Napoleon hat sie gelesen; aber die Wahrheit und die Liebe, welche die That ist, sind ihm nicht zum Segen aufgegangen. Denn wie konnte Goethe sich einer Lehre ganz hingeben,

welche die Entäußerung von allem Egoismus, strenge Kraft der Tugend und Aufopferung verlangt; oder wie konnte er wagen, die Symbole und Worte des Herrn speculativ auszulösen, weil ihm auch so ihre Wahrheit und das Gebot reiner Tugend wäre bewiesen worden? Einen von diesen beiden Wegen mußte er aber einschlagen, wenn er berufen war, die Gegenwart zu verstehen und mit der Vergangenheit zu versöhnen. Von dem Allem weiß Goethe nichts. Halb anerkennend, halb frivol, nie klar über sein Verhältniß zu Gott und Ewigkeit, oft Herrliches ahnend, drängt er sich zwischen Christenthum und Heidenthum hin, und sieht oft sehnsüchtig auf die Götter Griechenlands und Roms, weil sie kein so strenges Gericht halten, als der Gott der Christen. Mag uns z. B. die „Braut von Corinth“ ästhetisch befriedigen, sinnlich betrachtet ist sie frivol, und zeigt deutlich die ewig unbestimmte Stellung Goethes zur Religion.

Doch gehen wir jetzt zur kurzen Betrachtung der einzelnen Werke Goethes über. Ich will nur Umrisse geben, und mit den späteren Schriften Goethes, da er sich selbst überlebt hatte, will ich nichts zu thun haben. Diese einheitlosen aneinandergesfügten schimmernden Lappen einer heidnischen Bildung haben kein Leben mehr. Ihre Vernichtung ist der größte Triumph des Christenthums, der That, die ihm fehlte.

Auch fühle ich mich nicht berufen, von der Herrlichkeit Göthes zu sprechen. Er herrscht über die Geister. Was läßt sich weiteres sagen? Ist dies nicht genug? Aber er soll nicht herrschen mit mehr Gewalt, als ihm gebührt. Die Menschen sollen seine Fleden sehen.

Der erste Vorwurf, der größte der ihn trifft, ist: daß er fast immer nur Trummer giebt, und gerade in seinen bedeutendsten Werken, in denen er sein eigenes Leben objectivirte. Diese Trummer lassen nur ahnen, was sein Geist war; sie machen die Seele traurig, weil dieser Geist nie zur sittlichen Vollendung und That kam.

Dies fällt gleich bei Werther in die Augen. Schon dieser Erstling giebt einen tiefen Blick in Göthes Seele. Werther stirbt, weil er sich fürchtet als Mann zu handeln.

In Wilhelm Meister breitet sich der Kampf eines bedeutenden Junglings aus mit aller Pracht und Herrlichkeit. Wie aber der Junger ein Meister werden soll über das Leben, wie er uns durch die That mit seiner Jugend versöhnen soll; da zerrinnt der heile Strom, der sich aus frischen Quellen nährete, in eine sandige Wüste, wo den Wandrer ängstliches Bangen faßt, und ihm nur selten eine Oase Ruhe gibt, um ihn mit Früchten einer jüngeren, schöneren Zeit zu erquickern. Wie matt sind nicht alle Versuche, die Wirklichkeit zu



bezwingen, und die ichtuchtig erworbenen Schätze den Menschen zum Segen wieder zu verschwenden. Wie armselig die Versuche der That, z. B. das Erziehungs-Institut?!

Die Wahlverwandschaften, so künstlerisch verendet sie scheinen, schließen sich nicht sittlich ab, weil die Personen nicht Kraft haben ein selbstbeschwerenes Schicksal zu ertragen, und durch unerbittlichen Tod, oder neues Leben der That zu versöhnen.

Endlich tritt in Faust der geistige und sittliche Kampf eines genialen Menschen vor unser Auge. Er ist mit der größten Fülle der Sprache und Phantasie durchgeführt. Aber Fausts Untergang kann uns zwar mit der Gottheit versöhnen; denn diese verlangt ihn als Sühne für die Schuld. Faust selbst aber und sein Original, — Goethe — konnten nur durch einen zweiten Theil gerechtfertigt werden, in welchem Faust handelt, wie ein Mann; denn wahrlich, sein Untergang ist nicht der eines Mannes. Was gibt aber Goethe im zweiten Theil? Er selbst fühlt, daß nur die That versöhnen kann. Darum läßt er Faust für die Welt sorgen, und ihre realen Verhältnisse ordnen. Wie armselig geschieht dies aber, wie leblos löst sich der lebendig geschlungene Knoten! Es ist hier der Ort nicht, weiter von Faust zu sprechen, welcher das einzige Ge-

nie ist, das Goethe zeichnet. Denn der Weimar'sche Hoffenszter Tasso, und der wohlhabende Egmont sind doch wahrlich keine Genies. Nur einen Punkt möchte ich noch berühren, der sich leicht hier anknüpft; denn gerade wegen Faust helfen gewisse Leute Göthe einen philosophirenden Dichter. Auch wieder eine kleine Phrase. Sie wundern sich sehr, daß Goethe schon längst ausgesprochen habe, was nachher ihre eigene weise Speculation fand. Deshalb ist also Göthe philosophirend? Diesen Leuten ist zu rathen, sich erst das Verhältniß von vorstellungsmäßigem und speculativem Denken klar zu machen. Dann werden sie sehen, daß nirgend im Faust philosophirt ist. Ein Mensch der scharf denkt, und tief denkt, ist noch lange kein speculativer Philosoph. Vielleicht sehen sie dann am Ende auch, wie es lächerlich ist, daß sie in den Versen in der Herenluke speculative Weisheit finden. Ach über die weisen Herren, die nicht sehen, daß hier Goethes Phantasie eine unsinnige seyn will, und seyn muß.

Doch wenden wir uns weg von dieser Betrachtung, welche das Herz nicht erfreuen kann. Denn noch einmal, und am härtesten tritt uns ja die Zerrissenheit und der sittliche Zwiespalt Goethes an der Enthüllung seines eigenen Lebens hervor, das er zum Theil in Wahrheit und Dichtung giebt. Wie herrlich hat es be-

gounen, sich ausgebreitet, und wie hat es geschlossen! Was ist der Titane, da er den Geiz schrieb — und was der Herr Geheimbde-Rath mit dem Stern?

Der zweite Vorwurf, der die Poesie Goethes trifft — ist der Mangel an Humor. Der Gewalt seines Geistes nach, und um seines dichterischen Wesens willen hätte er Humor haben müssen (er las auch fremde Lustspiele vortrefflich vor), er hätte wohl vermecht sich als eigenen Geist wider Gott und seine Weltregierung zu denken, und sich an der Bizarrie des Schicksals zu erfreuen; atteln er wagte es nicht, weil jeder Mensch, der sich Schuld bewußt ist, durch den Humor die finstern Mächte herauszufordern wähnt, und auch herausfordert, da er dabei nicht arglos und fromm ist. Thut sich irgend im Faust ein unbefangener Humor kund, der sich frei bewegt, weil er weiß daß er kein Unrecht thut? Ist das etwa Humor, wenn Goethe mitten zwischen den tiefsten Wahrheiten vom Verhältniß Gottes zu den Menschen sagt:

Dagegen die Nanern in der Schenke  
Prügeln sich gleich mit den Reinen der Pante.  
Der Amtmann schnell das Nebel flut,  
Weil er nicht für Ibrer gleichen gilt. —

Haben etwa die Goethischen Lustspiele hohen Werth? Sie haben ihn so wenig, als die vielen unbedeutenden

Gedichte und Studien, mit denen uns Goethes Eitelkeit versehen hat; welche uns oft zwingen, das Buch wegzulegen, wenn wir eben im Genuße schwelgen. Denn es mag keiner gern Vohuen zwischen Perlen reihen.

So viel von Goethes Poetie. Nun ein wenig von seinem Verhältniß zur Kunst, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften.

Zur Kunst mußte Gothe eine ungleich bedeutendere Stellung einnehmen, als Schiller. Er hatte große plastische Kraft, und Gelegenheit sein Auge am Herrlichsten zu üben. Aber auch hier ershwert die großartige Bildung das Urtheil, wie tief er in den Geist der Kunst eingedrungen ist. Hat er die himmlischen Erscheinungen nachempfunden, welche sich den Künstlern offenbarten, als vollendete plastische Bilder der Schönheit, die sie lieben mußten, die auch ihren kleinsten Arbeiten Verklärung liehen? Mir dünkt, als habe Goethes Bildung sein Verstandniß bei weitem übertroffen. Ich kann mir sonst seinen Dilettantismus, seine Anerkennung unbedeutender Menschen, wie z. B. Meyers, die Lobeserhebungen matter plastischer Arbeiten nicht zusammenreimen. Und wollte ich alles dieß auf seine Eitelkeit rechnen, so bleiben mir viele seiner Kunsturtheile ein Räthsel. Wer kann einem Künstler verschreiben wollen, was er zu malen hat; wer, der die Kunst erfaßt hat, empfiehlt als

herrlichen Gegenstand für die Pinsel aller Maler: „eine Ziehe, die an einer Wand lauscht!“

Zur Speculation konnte Göthe in seinem produktiven Verhältniß stehen, wie dieß nie ein Dichter gekonnt. Er hatte sich blos anerkennend zu verhalten gegen Alles, was seinem Geist kräftig und wahr schien. Es ist ein hoher Beweis seiner geistigen Größe, daß Epinoza der Einzige war, den er lesen und hochstellen mochte. Kant und die übrigen wies er zurück, weil er sich mächtigeren Geistes fühlte; Lessing stand ihm, vielleicht nicht blos aus Zufall — ganz fern; vor Dichte schente sich Gothe — denn beide waren Männer, die ihn mit der Gewalt des starren Charakters zur Selbsterkenntniß gezwungen hätten.

Niel bedeutender ist seine Wirksamkeit in der Artistik; er konnte recht wohl scharf denken; nur wollte er nicht immer mit der Sprache heraus. Ihm schien es unangenehm, von Andern nicht hart getadelt zu werden, wenn er ihnen nicht zu nahe trat. Zudem ist überall sichtbar, daß er zwischen Bildung und Geist eines Schriftstellers nicht trennen mag, um nicht diesen Maasstab auch an sich selbst legen zu müssen. Ebelich tritt er nie in die Schranken, sondern voll Versidie und mit der ganzen Enssüßance der Nuttmöglichkeit und Bildung. Ich erinnere hier nur an die wunderschen geschriebene Re-

ension der Noß'schen Gedichte, die man doch nicht ohne innerlichen Gimm lesen kann. In seinen späteren Recensionen tritt noch die gesteigerte Eitelkeit hinzu, daß er gut und mehr als billig über Dinge urtheilt, die schlecht und geschmacklos sind.

Geschichte schreiben konnte Goethe nicht, weil er die Kraft nicht hatte, sich wenig um Worte und Bildung zu kümmern, sondern sich an den Geist und die That zu halten. Daß er geistig dazu befähigt gewesen wäre, das beweist Gög von Berlichingen und die Anfangsscene im Egmont; — allein er war nicht edel genug. Deshalb konnte er auch keine politische Wirkung haben, da die Noth seines Vaterlandes zu ihm schrie. Er hörte nicht; und doch wäre er nach Johannes v. Müller der einzige gewesen, der wirksam hätte gegen Napoleon treten können, weil ihm einmal so große Macht über die Geister gegeben war.

Wie Goethe die Naturwissenschaften gefördert hat, darüber kann und will ich nichts sagen; ich will keine Kritik seiner Kenntnisse, seines Gedächtnisses und Fleißes geben, sondern nur eine Beurtheilung seines Geistes. Sein Hauptverdienst ruht auch hier auf seinem Ringen nach einem Organismus, nach der Bildung eines Lebens aus dem toten Wissen. Seine Metamorphose

der Pflanzen ist eine strahlende Blume in seinem Sie-  
kranz, den ihm Niemand entreißen wird, wenn der B  
auch manch buntes Unkraut zwischen die Aehren  
stöckten hat.

---







# Briefe von Schiller

an

Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-  
Augustenburg

über

ästhetische Erziehung.

In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben

von

A. L. J. Michelsen.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1876.



### Einleitung.

Wir sind angenehm überrascht worden durch die Publication im Aprilheft v. J. der „Deutschen Rundschau“, welche ein Duzend Briefe aus der Correspondenz Schiller's mit dem Herzoge Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg bekannt gemacht hat. Je mehr wir zur vollen Anerkennung des Verdienstes dieser Publication bereit sind, um so lieber ist es uns, einen Beitrag zur Erfüllung der von Professor Max Müller zu Oxford ausgesprochenen Hoffnung, daß noch andere Briefe aus dieser interessanten Correspondenz zum Vorschein kommen möchten, in gegenwärtiger Mittheilung liefern zu können.

Michelsen, Briefe.

Solche Hoffnung hat er namentlich ausgesprochen in seiner Separat-Ausgabe jener Briefe.

Bekanntlich ist dieser Briefwechsel durch die Jahrespension, welche der Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem dänischen Staatsminister Grafen Ernst von Schimmelmann, an unsern großen Dichter großmüthig erteilte, in's Leben gerufen worden. In demselben sind, wie bekannt, die berühmten Briefe über ästhetische Erziehung der Hauptinhalt von dauernder wissenschaftlicher Bedeutung, und gerade aus diesen sind wir ursprüngliche Texte der Schiller'schen Briefe mitzutheilen im Stande.

Als M. Müller mit der gedachten Publication umging, schrieb der Enkel des Herzogs Friedrich Christian, der Prinz Christian von Schleswig-Holstein, auf Müller's Veranlassung aus Windsor an mich, um sich nach meiner etwaigen Kenntniß von den sechs Briefen zu erkundigen, welche Müller, nach Mittheilungen von Goedeke aus Schiller's Kalender, anführt als an den Herzog geschrieben vom 11. März

1796 bis zum 16. Januar 1797. Ich konnte darauf leider nur mit meiner Unkenntniß antworten, und war überdies zur Nachsuchung von Handschriften durch eine schwere Augenentzündung behindert, erwartete jedoch eine persönliche Zuschrift von Professor Müller über diese Angelegenheit. Dagegen bin ich sehr bald nachher durch die Müller'sche Publication in der „Rundschau“ und später durch die Separat-Ausgabe überrascht worden, freue mich aber lebhaft, daß ich nunmehr zu einer Vervollständigung derselben befähigt bin.

Ich benutze dabei handschriftliches Material, welches vor Jahren in meinen Besitz gekommen ist, und zwar bei dem für den Herzog Christian August (gest. den 11. März 1869) von mir unternommenen Suchen und Sammeln von älteren Papieren, welche auf die Geschichte und das Successionsrecht des Augustenburgischen Herzogshauses Bezug haben möchten. Der Herzog war, wie auch ich selber, der Meinung, daß hier nur eine Abschrift der Briefe vorläge, wie sie in den „Horen“ gedruckt worden. Ich glaubte

damals, es würden sich nur etwa abweichende Lesarten daraus entnehmen lassen. Eine Vergleichung der beiden Texte wurde wegen anderweitiger Arbeiten fortwährend aufgeschoben, so daß sie erst jetzt in gehöriger Muße und Ruhe ausgeführt worden ist; woraus sich aber ein ganz anderes Resultat ergab.

Meine Quelle, aus der ich schöpfe, ist ein Heft, 88 Quartseiten stark, sehr deutlich geschrieben, und zwar, wie jeder Kenner zugeben wird, am Ende des vorigen Jahrhunderts. Man konnte auf die Idee kommen, dieses Heft enthalte eine von Schiller dem Herzoge mitgetheilte Abschrift seiner Briefe, so weit sie im Schloßbrande von Kopenhagen (den 26. Februar 1794) untergegangen waren, wie der Herzog sie zu bekommen wünschte. Allein solcher Annahme widerspricht der neuerdings bekannt gewordene Brief Schiller's an den Herzog vom 20. Januar 1795,\*) und zwar so bestimmt, daß wir uns

\*) Max Müller, Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Berlin, Gebrüder Pachtel. 1875. p. 47—50.

nicht enthalten können, die betreffende Aeußerung zu wiederholen. Schiller schreibt: „Als ich im vorigen Jahre damit umging, eine Abschrift meiner in Kopenhagen verunglückten Briefe zu besorgen, drangen sich mir so viele Unvollkommenheiten darinn auf, daß ich mir nicht mehr erlauben konnte, solche in ihrer ersten Gestalt wieder in die Hände Eurer Durchlaucht zu geben. Ich unternahm deswegen eine Verbesserung, welche mich weiter führte, als ich dachte, und der Wunsch etwas hervorzubringen, das Ihres Beyfalls würdig wäre, veranlaßte mich, jenen Briefen nicht nur eine ganz neue Gestalt zu geben, sondern auch den Plan derselben zu einem größern Ganzen zu erweitern.“

Nach diesem Ausspruche von Schiller selbst, auf dessen Inhalt wir später in einer andern Beziehung zurückkommen werden, muß man wol annehmen, der Herzog sei nachher in den Besitz dieses Hestes gekommen, in welches ein Abschreiber jene Briefe copirt hatte. Es könnte dies vielleicht auf die Weise geschehen sein, daß Jemand bei dem uns bekannten Circuliren der:



selben in einem größern Kreise von Freunden des Herzogs die Gelegenheit zum Abschreiben benutzte. Auch scheint es fast nach gewissen Fehlern in der Orthographie, während die Schiller'sche in der Hauptsache richtig beibehalten sein möchte, als ob vielleicht eine dänische, oder vielmehr eine nordschleswig'sche Feder die Copie geschrieben habe. Bevor wir uns zu den Briefen selbst wenden, möchte es nöthig sein, einige thatsächliche Angaben hinsichtlich der Entstehung derselben vorzubringen. Bei diesen Angaben muß zuvörderst auf das persönliche Verhältniß Schiller's zu dem dänischen Dichter Baggesen Bezug genommen werden.

Baggesen, der in Dänemark hochbeliebte Dichter, erhielt, um wegen Kränklichkeit das Bad Pyrmont zu besuchen und dann eine mehrjährige Reise zu machen, von dem Erbprinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein Augustenburg eine reichliche Reiseunterstützung. Derselbe verschaffte ihm auch aus der Staatskasse ein bedeutendes Reifestipendium und bewirkte zugleich, daß ihm an der Kopenhagener

Universität eine neu errichtete Professur der schönen Wissenschaften angetragen ward, die er jedoch vorläufig nicht annahm.

Als Baggesen nun im Sommer 1790 mit seiner jungen Gattin, geborenen von Haller aus Bern, einer Enkelin des berühmten Haller, von der Reise sehr angegriffen in Weimar ankam, wo er den gefeierten Verfasser des Oberon persönlich kennen zu lernen wünschte, verwandelte sich die Bekanntschaft sehr rasch in warme Freundschaft zwischen dem deutschen und dem dänischen Dichter. Wieland lud Baggesen und seine Gattin ein, bei ihm im Hause zu wohnen, um in guter Pflege sich bald zu erholen. Die freundliche Einladung wurde mit Freuden angenommen und in der liebevollen Familie zehn bis zwölf Tage verlebt, in welchen alle mögliche Fürsorge und herzliche Theilnahme bald Baggesen seine Gesundheit wiedergab. Wieland, mit seinen Kindern und seiner stillen, häuslichen Gattin ein patriarchalisch glückliches Leben führend, sprach in einem Briefe seinem Schwiegersohn Reinhold, dem berühmten Professor der

Philosophie in Jena, sein Entzücken über die Bekanntschaft mit Baggesen aus, und führte ihn bei demselben in Jena ein. Inzwischen hatte Baggesen auch einen Abstecher nach Gotha unternommen, um dem mit seiner Gemahlin auf einer Reise befindlichen Herzoge von Augustenburg seine Aufwartung zu machen. Reinhold empfing den dänischen Dichter mit Herzlichkeit, und es dauerte nicht lange, wie Baggesen sich in seinem Tagebuche ausgedrückt hat, bis „er mit Reinhold völlig auf's Reine kam“. Er rühmt in den stärksten Ausdrücken dessen ausgezeichneten philosophischen Vortrag, nachdem er in seinem Collegium über Metaphysik hospitirt hatte, und erzählt von seinen langen und tiefgehenden Unterredungen mit ihm über den Zusammenhang zwischen der Philosophie und Poesie. Baggesen zählt jene Tage in Weimar und Jena zu den allerglücklichsten seines Lebens.

Nachdem Wieland nach Weimar zurückgelehrt war, brachte Reinhold sofort Baggesen zu Schiller nach vorheriger Anmeldung. Baggesen berichtet davon in seinem Tagebuche, wie die

sanfte, anmuthige, liebenswürdige Frau Schiller ihn und seine Gattin gastfreundlichst empfangen habe, während Schiller „hoch und bleich, mit dem gelben, unfrisirten Haare und mit durchbohrendem Blick“ auf ihn zutreten sei und ihn willkommen heißen habe. Schiller litt an Zahnweh und hatte geschwollene Wangen, so daß ihm das Sprechen schwer wurde und er sich ein Taschentuch vor den Mund hielt. Dennoch war er überaus freundlich, aber seine angenommene Heiterkeit konnte einen tiefen Kummer nicht verbergen. Baggesen bat ihn, sich zu schonen, da er sah, wie sehr er litt. Der dänische Dichter bemerkt dabei, daß Schiller's ökonomische Lage zu der Zeit eine wirklich sorgenvolle war, und daß seine Vorlesungen ihm nicht viel einbrachten, da ihm zum Dociren die Geduld fehlte, er auch von seinen Verlegern sehr abhängig war, die ihm zum Arbeiten nicht Zeit genug ließen, und daß er unter solchen Verhältnissen immer tiefer in Schulden gerieth. Er arbeitete damals an der Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Baggesen schildert unsern großen Nationaldichter in solchen Zügen und mit Bemerkungen, daß man darin offenbar die Verschiedenheit der deutschen und dänischen Nationalität, so wie die der persönlichen Individualität, wahrnimmt. Schiller sei ein feuerspeiender Berg, dessen Haupt Schnee bedede; er habe ein kühles Naturell und Benehmen, welches er auch in dem vertrautesten Umgange mit seiner Familie und seinen Freunden zeige, so daß er in Gesellschaft nicht unterhaltend, vielmehr meistens stumm sei ohne witzige und scherzhafte Einfälle. Jedoch könne er zu Zeiten Nührung kundgeben, und dann rühre er Alle zu Thränen; aber gewöhnlich erscheine er kalt, trocken und verdrießlich. In seinen Schriften dagegen sei er ein ganz anderer Mensch, und in allen seinen Briefen lebe Geist und Herzenswärme. Baggesen meinte, wenn die Noth ihn nicht zwänge, würde Schiller zwar nicht unterlassen zu schreiben, aber wol eine Schrift herauszugeben. Das Ideal, welchem er nachstrebte, siehe so unendlich hoch, daß er es nie erreichen werde; unzufrieden mit Allem, was er hervor-

bringe, würde er Alles im Pulle liegen lassen, „wosern nicht der Magen andere Capricen hätte, als der Kopf“.

Der Däne Baggeseu fand im Gegensatz gegen Schiller Reinhold's Wesen und Benehmen das liebenswürdigste und anziehendste, das ihm bisher vorgekommen war, daher seine Individualität auf das innigste ansprechend, während er Schiller enthusiastisch bewunderte, aber seine Persönlichkeit in der Gesellschaft nicht anziehend fand. Allein von höchster Begeisterung für die Schiller'sche Poesie erfüllt, kehrte der dänische Dichter in sein Vaterland zurück und setzte von Kopenhagen aus seine freundschaftliche Correspondenz mit dem Philosophen Reinhold, der ein paar Jahre später als Professor der Philosophie nach Kiel berufen wurde, und dort bekanntlich bis an seinen Tod ein hochgeehrter Mann und berühmter Docent geblieben ist, ununterbrochen fort, so daß diese Correspondenz eine Hauptquelle für die Biographie Baggeseu's bildet.

Bei der Rückkehr in die Heimath verlebte Baggeseu einige frohe Tage zu Hamburg, Altona

und Wandsbeck in der befreundeten Gesellschaft von Klopstock, Claudius, Caroline Rudolphi und Elije Reimarus, verweilte dann mehrere Tage bei Cramer in Kiel, worauf er mit seiner Frau sich nach Seeland begab. In Kopenhagen verlebte er jetzt die glücklichste Zeit seines Lebens und stand mit dem edelsten Kreise in lebhaftem und freundschaftlichem Verkehre. Wir nennen aus diesem Kreise den Erbprinzen von Augustenburg, die Grafen Schimmelmann, Reventlow, Bernstorff, Stolzberg; Friederike Brunn, Kirstein, Kunzen. Die französische Revolution und Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ gaben in dieser Umgebung hohe Anregung und geistiges Interesse, woran Baggesen mit seinem beweglichen Temperament und seinem „beständig gährenden Genius“ den allerstärksten Antheil nahm. In diese Periode fällt der Beginn jener lebhaften und reichhaltigen Correspondenz mit Reinhold, deren wir oben bereits erwähnt haben. Gleichzeitig correspondirte Baggesen mit Lavater und Wieland, und beschäftigte sich viel mit pädagogischen Arbeiten, welche der augustenburgische Erbprinz, der an

die Spitze einer königlichen Immediat-Behörde für die Leitung des höheren Unterrichtswesens in Dänemark und Norwegen trat, ihm auftrag, weshalb Baggesen längere Zeiten auf den herzoglichen Schlössern zu Augustenburg und Gravenstein als Gast verweilte. Dieser edle Fürst hatte, wie schon erwähnt, die Munificenz gehabt, an Baggesen Reisegeld für die anderthalbjährige Reise zu geben, welche dieser durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz gemacht hatte. Diese Reise publicirte nach der Rückkehr Baggesen unter dem Titel „Labyrinth“, welches Werk er dem Prinzen widmete, den er höchst emphatisch in der Zueignung als „den Seltensten unter den Seltenen, den warmen Freund der Menschheit, den Beförderer der Aufklärung, den Feind aller Vorurtheile, den Verächter selbst des feinsten Schmeichlers“ characterisirt.

Ueber Schiller und seine Krankheit liefen sehr traurige Nachrichten ein, ja, es verbreitete sich in den weitesten Kreisen das Gerücht von seinem Tode und fand in Kopenhagen Glauben, so daß Baggesen im Juni 1791 das bekannte



Todtenfest in Hellebet veranlaßte. Im höchsten Grade erfreut war Baggesen und seine Umgebung über die bald eingegangene Nachricht von des „unsterblichen Schiller's Wiederauferstehung“ von seinem Krankenlager in Karlsbad. Baggesen, in seinem lebendigen, sympathischen Wesen, konnte sich nicht beruhigen, bis er günstigere Nachrichten über das Befinden Schiller's empfangen hatte. Da nun Reinhold schrieb, Schiller werde seine Wiederherstellung erwarten können, falls er eine Zeitlang sich aller eigentlichen Arbeit enthielte, daß aber seine pecuniäre Lage es ihm nicht gestattete, so reichte das für den befreundeten Baggesen hin, um ihn in dieser Richtung zu der eifrigsten Wirksamkeit anzuspornen. Er las daher dem Erbprinzen von Augustenburg den von Reinhold empfangenen Brief vor, und der hochherzige Prinz beschloß sogleich, Schiller's Lebensunterhalt sicher zu stellen, wenigstens zur Zeit, gegen jede äußere Bedrängniß, an welcher schönen That der edle Graf Ernst Schimmelmann, mit dem Prinzen wie mit Baggesen eng befreundet, alsbald einen

gewissen Antheil nahm. In einem derzeitigen Schreiben des Prinzen an Professor Baggesen heißt es wörtlich: „Nach reiflicher Ueberlegung finde ich, daß es am Besten sei, wenn Sie, lieber Baggesen, Schiller's Fürsprecher im Schimmelman'schen Hause sein wollen. Schillern müßte ein solches Einkommen versichert werden, daß er nur eine mäßige Arbeit täglich bedürfte, um sein völliges Auskommen zu haben. Ich sehe die Möglichkeit nicht ein, ihm gleich anfangs eine öffentliche Bedienung zu geben; der Staat kann also zu jener Absicht gar nichts beitragen — was geschieht, müßte von Privatpersonen geschehen. Will Schimmelman für eine gewisse Reihe von Jahren jährlich etwas dazu beitragen? Dies die Frage, deren Antwort ich von Ihnen zu erhalten wünsche“.

Wenn M. Müller sich dahin äußert, Baggesen habe die drückende Lage, in der Schiller sich befand, dem Minister von Schimmelman zuerst vorgestellt, dieser aber sie dem Herzoge mitgetheilt, so ist das schon nach obigem Briefe nicht ganz richtig; auch ist in dieser Beziehung

die Biographie Baggesen's speciell zu berücksichtigen. Baggesen berichtete über die Situation und die persönlichen Verhältnisse Schiller's an den Herzog, damals Erbprinzen, und dieser ließ durch Baggesen den Minister einladen, an der Sache Theil zu nehmen, so daß die Initiative der Pensionirung vom Herzoge ausging.

Das hohe Anerbieten, dem kranken Dichter eine Pension von 1000 Reichsthalern (1200 Thaler Pr. Cour.) auf drei Jahre zu gewähren, wurde an Reinhold gesandt und durch diesen an Schiller übergeben. Der von dem Prinzen verfaßte Brief an Schiller, bereits mehrfach veröffentlicht, jedoch jetzt zum ersten Male durch Max Müller nach einer Abschrift des eigenhändigen Concepts des Prinzen, ist bekanntlich ein erhabenes Muster von seinem Zartgefühl und wahrer Hochsinnigkeit. Das Anerbieten machte auf Schiller selbst einen tiefen, ja in der That erschütternden Eindruck, wovon seine Antworten an den Prinzen und an Baggesen ein denkwürdiges, erhebendes Zeugniß ablegen. Er schrieb drei Tage, nachdem er an Baggesen

geschrieben hatte, an den Herzog und den Grafen Schimmelmann zusammen in dem von M. Müller publicirten Briefe\*) unter Anderem Folgendes: „Zu einer Zeit, wo die Ueberreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten, und mich mit einer finstern traurigen Zukunft schredten, reichten Sie mir, wie zwey schützende Genien, die Hand aus den Wolken. Das großmüthige Anerbieten, das Sie mir thun, erfüllt, ja übertrifft meine kühnsten Wünsche. Die Art, mit der Sie es thun, befreit mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwerth zu zeigen, indem ich diesen Beweis davon annehme“. — Man lese dabei zugleich unter den hier nachstehend mitgetheilten Briefen von Schiller den ersten.

Und von den Biographen Schiller's wird ausführlicher dargelegt, in welchem Maße die Wirkung und der Erfolg solcher Großthat von geist- und herzvollen hochgestellten deutschen Männern in Dänemark für Schiller persönlich

\*) Max Müller, Schiller's Briefwechsel 2c. p. 35 — 40.  
Mithellen, Briefe.

wie für seine literarische Productivität wahrhaft epochemachend gewesen ist. In der Biographie von seiner Schwägerin, der liebenswürdigen Frau von Wolzogen, wird aus unmittelbarer Kenntniß und Anschauung erzählt, welch' ein harter Schlag Schiller in einer sich glücklich gestaltenden Zeit plötzlich traf. Es befiel ihn eine Brustkrankheit, welche seine Gesundheit auf Lebenszeit störte, indem bedrückende Brustkrämpfe zurückgeblieben waren. Er mußte damals die öffentlichen Vorlesungen aufgeben und las nur in seinem Zimmer vor einem kleinen Kreise von Studenten über Aesthetik. Mehrere ernsthafte Rückfälle auch nach dem Besuche von Karlsbad ließen das Schlimmste fürchten, und der Kranke bedurfte der größten Schonung und Ruhe. Selbst seine Privatvorträge mußten jetzt aufhören. Körner sagt, es mußte alles anstrengende Arbeiten ausgesetzt bleiben. Da sei unerwartet jene Hülfe aus Dänemark erschienen, und die Folgen für Schiller waren die heilsamsten. Hoffmeister bemerkt darüber: „So mußte zur Beschämung der Großen und Reichen in der

eigenen Heimath dem hart Bedrängten aus dem Lande eine unerwartete Hilfe kommen, wo auch der deutsche Klopstock eine freie Existenz zur Vollendung seines Messias gefunden hatte. Es mochten sich aber in Deutschland auch nicht viele in der Gesellschaft so hoch gestellte Männer finden, welche mit Schillern in seinem sittlich politischen Lebensprincip so zusammentrafen, wie der Prinz von Augustenburg und der Graf von Schimmelmann.“ — Beide waren übrigens bekanntlich deutsche Männer, standen aber in dänischem Staatsdienst.

Wir stimmen ganz bei, wenn Max Müller schreibt: „Wer Schiller's Geistesstimmung vor und nach Ankunft dieses Briefes genau betrachtet, dem wird es klar sein, daß wir seine Genesung, seinen wiederkehrenden Lebensmuth, die neue Entfaltung seiner schöpferischen Thätigkeit ganz allein dem Herzoge von Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann verdanken.“\*)

Es darf dabei nicht unerwähnt bleiben, daß

\*) Max Müller, Schiller's Briefwechsel 2c. p. 20

die Pension zwar für drei Jahre versprochen, jedoch für fünf Jahre entrichtet worden ist, wie aus Schiller's noch vorhandenen Rechnungsbüchern sich ergibt, und womit auch eine briefliche Aeußerung von ihm selbst übereinstimmt. Schiller erwartete freilich völlige Herstellung seiner Gesundheit nicht mehr, aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Druke äußerer Verhältnisse frei fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers. Er beschäftigte sich mit philosophischen Studien und daneben mit dem Plane und den Vorarbeiten für den Wallenstein.

Im Sommer 1793 kam Baggesen wieder zum Besuch nach Jena mit seiner Frau; er traf dort am 18. Juni ein und verweilte in Jena und Weimar mehrere Wochen. Er lebte in vertraulichem Umgange mit den Personen, welche den geselligen Kreis von Reinhold, mit dem er am intimsten war, Wieland, Schiller und dem als Literat bekannten Vode bildeten.

Seinem Freunde Lavater, der in dieser Zeit eine Reise nach Holstein und nach Dänemark unternahm, war er auf der damals sehr öden

Lüneburger Haide vorübergefahren, ohne daß die beiden Freunde sich sprachen, die aber in der nächsten Zeit eine höchst lebhafteste Correspondenz mit einander unterhielten.

Lavater wurde in verschiedenen vornehmen Kreisen Holsteins und Dänemarks, welche sehr natürlich von antipathischer Stimmung gegen die wüthende französische Revolution erfüllt waren, damals sehr gefeiert, ja fast wie eine Art von Apostel behandelt; und hauptsächlich auf seine Anregung geschah es, daß Reinhold unerwartet in der Zeit, in welcher Baggesen bei ihm in Jena war, einen Ruf an die Universität zu Kiel erhielt. Er nahm die Berufung an und verließ zur größten Betrübniß der Jener, besonders der Studenten, die ihm mit höchster Verehrung anhängen, die Universität Jena, jedoch erst zum nächsten Ostern. Graf Ernst von Schimmelmann sagt in einem Schreiben an Baggesen vom 28. September 1793: „Lavater hat für den Repräsentanten der Vernunft — wie er Ihren Freund Reinhold nannte — die ganze Macht seiner Ueberzeugungskraft an-



gewandt, und seine Empfehlung konnte nicht zweideutig sein. Lavater konnte nicht als der Bewunderer eines Freigeistes auftreten.“

Baggesen fand Schiller jetzt freundlicher, heiterer, gemüthlicher und verabredete mit ihm, der mit seiner Frau seine Reise in die schwäbische Heimath vorhatte, ein Zusammentreffen in Nürnberg. Dieses fand denn auch statt, und die beiden Familien blieben zu Nürnberg in demselben Gasthose drei oder vier Tage zusammen. Schiller ging hierauf nach Schwaben, während Baggesen an den Bodensee reiste und sich von da in die Schweiz begab.

Wir beklagen, daß Baggesen während seines Aufenthalts in Jena und vertraulichen Umganges mit Schiller zu der Zeit kein ausführlicheres Tagebuch geschrieben hat, indem er durch eine außerordentlich zahlreiche Correspondenz in seine Heimath und nach andern Ländern zu sehr in Anspruch genommen war. Jedoch aus den Briefen erfährt man von der Verabredung, mit Schiller in Nürnberg auf der Reise nach Schwaben zusammenzutreffen, und wir haben

dadurch Veranlassung, die Biographie Schiller's in diesem besonderen Punkte zu berichtigen. In derselben wird uns erzählt, Schiller sei über Heidelberg oder Mannheim gereist, und es werden daran unrichtige Vermuthungen über die Reiseroute geknüpft, während dagegen von dem Aufenthalte mit Baggesen in Nürnberg, der schon vor der Abreise in Jena unter ihnen bestimmt verabredet ward, gar nicht die Rede ist. Beide Freunde und Frauen reisten zusammen von Nürnberg ab und gingen über Ansbach nach Feuchtwang. Baggesen schreibt darüber an Reinhold: „Man kann nicht freundlicher und humaner sein, als Schiller war auf dieser Reise.“ Und der Biograph Baggesen's, sein eigener Sohn, General in der dänischen Armee, äußert in dieser Beziehung mit Benutzung von Aufzeichnungen: „Das Leben in Nürnberg gewann dadurch bedeutend an Interesse, daß die beiden reisenden Ehepaare vortrefflich mit einander harmonirten und sie gemeinsame Freunde dort hatten.“

Diese Reise in seine Heimath, die Schiller

jetzt ruhig unternehmen konnte, war bekanntlich für seine Erholung und für seine Lebensverhältnisse von entscheidender Bedeutung. „Er labte sein Herz durch das Wiedersehen seiner Verwandten und Freunde“. Er zog mit den Seinen nach Ludwigsburg, von wo er zum größten Theil die nachstehenden Briefe an den Herzog datirte, und woselbst er die liebenswürdigste Freundschaft und den erfreulichsten Aufenthalt fand. In Ludwigsburg wurde er durch die Geburt seines ersten Sohnes beglückt, und nun entstand auch seine Bekanntschaft mit Cotta, die zu einem dauernden Freundschafts- und Geschäftsverhältniß führte, und darauf gründete sich die spätere Verbesserung seiner ökonomischen Lage.

Als Baggesen im Frühjahr 1795 heimkehrte in sein Vaterland, verbrachte er ein paar Ruhetage in Stuttgart, in freundlichem Umgang mit Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen, Graf und Gräfin Wittenstein, Hofrath Nag und dem ausgezeichneten Bildhauer Professor Dannerer, welcher damals schon die meiste-

haste Büste von Schiller vollendet hatte. In Jena blieb er einen Tag über in Gesellschaft mit Schiller und Fichte.

Im Jahre 1802 sah Baggesen, wie es scheint, Schiller zuletzt in Weimar, indem er damals mit dem Grafen Adam von Moltke, der eine Zeitlang für die französische Revolution wahrhaft schwärmte, und mit dem der dänische Dichter sehr vertraut war, eine Reise nach Paris machte. Baggesen traf Goethe in Weimar nicht, sah dagegen Schiller zwei Mal und schildert ihn als in jener Zeit sehr herzlich und freundlich und überhaupt ganz unverändert.

Wir wollen nebenher nicht unerwähnt lassen, daß Schiller im Jahre 1790 in Baggesen's Stammbuch folgende Verse eingeschrieben hat, die einzigen uns bekannten Schiller'schen Verse aus diesem Jahre:

„In frischem Duft, in ew'gem Ranze,  
wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,  
sieht man des Ruhms verdiente Kränze  
im Lied des Sängers unvergänglich blühen.“

„An Tugenden der Vorgeschlechter  
entzündet er die Folgezeit.

Er sitzt, ein unbestochner Wächter,  
im Vorhof der Unsterblichkeit.  
Der Kronen schönste reicht der Richter  
der Thaten durch die Hand der Dichter“.

Jena 1790.

Friedrich Schiller.

Und die Frau Schiller schrieb 1793 hinein:  
„Die Menschen sind nicht nur beisammen,  
wenn sie zusammen sind, auch der Entfernte  
lebt uns.“

Jena 1793.

Lotte Schiller, geb. v. Lengefeld.

Wir können uns nicht versagen, hier noch  
ein paar hingeworfene Bemerkungen von Bag-  
gesen über frühere Schiller'sche Dichtungen ein-  
zufügen, und zwar aus seiner ausgezeichneten  
Lectüre in Bern, ehe er noch Schiller's persön-  
liche Bekanntschaft gemacht hatte. Diese Auf-  
zeichnungen charakterisiren aber Baggesen's  
jugendliche Auffassung und seine Eigenthümlich-  
keit. Er sagt unter Anderem:

„Lies in Deinem achtzehnten Jahre Don  
Carlos, nachdem Du Nathan den Weisen ge-  
lesen hast, so ist es der Triumph der Natur  
über die Kunst. Lies in Deinem vierzigsten

Jahre Nathan den Weisen, nachdem Du Don Carlos gelesen hast, so ist es der Triumph der Kunst über die Natur.“

Und schon 1787 äußert er sich in seiner Weise folgendermaßen:

„Schiller ist ohne Zweifel der erste unter Shakespeare's Söhnen — der Joseph unter seinen dramatischen Brüdern. — Aber hat Schiller nicht zu viel Genie? Kann ein Schriftsteller nicht zu viel Genie haben? Diese Frage lautet paradox, ist aber orthodog.“ —

Was Biographen Schiller's über zeitweilige Entfremdung desselben gegenüber Reinhold andeuten, wissen wir nicht aufzuklären, können jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wenn G. Schwab Mangel an ästhetischer Bildung bei Reinhold voraussetzen scheint, wir solches nur aus Unbekanntschaft mit Reinhold's Persönlichkeit zu erklären vermögen.

Als in solcher Weise, wie wir oben berührt haben, die materiellen Lebensverhältnisse Schiller's sich so unerwartet und so wesentlich verbesserten, fiel es in eine Epoche, in welcher er

bei seiner hypochondrischen Verstimmung und seinem dermaligen unabwieslichen Geistesbedürfniß, sich von der Poesie beinahe abgewendet und seinen philosophischen Studien sich ganz hingegen hatte. Er war von der Idee einer neuen philosophischen Aesthetik erfüllt, die auf Kantischen Principien aufgebaut werden sollte. Für diese Aufgabe wollte er zuvörderst seine Gedanken in einem fortgehenden Briefwechsel mit seinem Freunde Körner zusammenhängend aussprechen. Der Plan änderte sich, als er in die glückliche Beziehung zu dem Herzoge von Augustenburg kam, der ganz der Mann war, um mit ihm einen solchen Briefwechsel zu führen. Für diejenigen Leser, welche von der Persönlichkeit dieses Fürsten keine nähere Kenntniß haben, will ich nicht unterlassen, zur Charakterisirung einige nähere Andeutungen zu geben, die ich bereits an einem andern Orte hervorhob.

Der Herzog Friedrich Christian (geb. 1765, gest. den 14. Juni 1814) war von Statur mehr klein, als groß, fein und zart gebaut, seine Gesichtszüge und sein Ausdruck geistvoll. Er hatte

eine auserlesene Erziehung bekommen, war nicht bloß kenntnißreich, sondern in Wahrheit gelehrt. Er sprach und schrieb Deutsch, Dänisch und Französisch richtig und gewandt, verstand auch die englische Sprache fertig und las die lateinischen Schriftsteller mit Vergnügen. Er hielt auf vollkommene Correctheit im Ausdrücke für sich und für Andere mit einiger Pedanterie. Er war von den Humanitätsideen der Zeit für Volksbildung erfüllt, hatte auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur gründliche und umfangreiche Studien gemacht, war für die deutsche Philosophie und Poesie begeistert. Dabei war sein Wesen und Wandel die strengste Moralität.

Schon auf der Universität zu Leipzig trieb der Herzog, damals noch Erbprinz von Augustenburg, neben den Staatswissenschaften mit großer Vorliebe die philosophischen Wissenschaften, namentlich Psychologie, sowie die Principien der Aesthetik und der Pädagogik. Es finden sich darüber selbst ausgearbeitete Hefte und verschiedene Aufsätze von seiner eigenen Hand in seinem handschriftlichen Nachlasse. Er rühmte als seinen



Hauptlehrer auf diesem wissenschaftlichen Gebiete den Professor Ernst Platner (geb. 1744, gest. 1818), der ein beliebter Docent und vorzüglich als Lehrer der Psychologie berühmt war. Der Prinz schloß sich eng an diesen akademischen Lehrer an, der ein liebenswürdiges Wesen hatte, mit den Sitten und Manieren der höheren Gesellschaft und vornehmen Welt durchaus vertraut. Der Herzog blieb später mit ihm stets in den freundlichsten Beziehungen, besuchte ihn auch wiederholt in Leipzig und nahm ihn 1790 mit nach Karlsbad zu einer Brunnencur, wobei auch bestimmte philosophische Unterredungen stattfanden, auf die noch vorhandene schriftliche Notizen sich beziehen.

Später beschäftigte der Herzog sich eifrig und beharrlich mit dem Studium der Kantischen Philosophie, und man findet daher in der von ihm hinterlassenen Bibliothek, die etwa zwanzigtausend Bände beträgt, alle Hauptwerke von Kant in den ersten Ausgaben. Daraus erklärt es sich, daß er in späteren Jahren in der Philosophie dem Denker Schiller näher stand, als sein

früherer Lehrer Platner. Als der Herzog später an der Spitze der Oberdirection der Gelehrten-  
 schulen im Königreiche stand, soll er, wie Einige  
 getadelt haben, mit einer gewissen Pedanterie  
 die Controle durch complicirte Schultabellen  
 geltend gemacht haben. Daran mag etwas  
 Wahres sein. Der Herzog war in Ansehung  
 der pädagogischen Principien ein Sohn seiner  
 Zeit. Was aber den Genius jener Zeit, den  
 Geist, das Bedürfniß, den Geschmack des letzten  
 Decenniums des vorigen und des ersten unsers  
 gegenwärtigen Jahrhunderts betrifft, verglichen  
 mit der Jetztzeit, so sind wir heutigen Tages  
 weit davon entfernt, von einem gewissen Aber-  
 glauben an die Wunderwirkungen der Unter-  
 richtsgeetze, Schulregulative, Conduitenlisten,  
 Schulprotokolle, Tabellen und dergl. frei zu sein.  
 Im Gegentheil, wir stehen recht tief in einem  
 geistlosen Reglementiren, argwöhnischen Con-  
 troliren und einförmigen, mechanischen Schablo-  
 nenwesen, so daß wir fast in Gefahr sind, darin  
 zu verstocken und alles ursprüngliche Naturell  
 allmählig einzubüßen. Es ist aber in einigen

hierher gehörigen Beziehungen zwischen der gegenwärtigen Zeitperiode und jener Epoche ungefähr ein solcher Unterschied, wie zwischen der altfränkischen Gartenkunst, etwa in ihrer holländischen Manier und Ausartung mit figurenmäßig ausgeschnittenen Buchsbäumen, ja mit weißer Oelfarbe angestrichenen Zweigen derselben, und englischer Landschaftsgärtnerei.

Nach vorstehenden Andeutungen möchte es sofort einleuchten, wie wir hoffen, daß die Briefe von Schiller über ästhetische Erziehung bei dem Herzoge ein tiefes Verständniß und die reinste Empfänglichkeit und Anerkennung fanden. Davon zeugt auch unter Anderem, was der Herzog unterm 10. December 1793 an Baggesen so lebhaft schreibt. Es lautet wörtlich so: „Ich habe wieder einen sehr interessanten Brief von Schillern. Er ist jetzt der fleißigste meiner Correspondenten. Seine Briefe reisen in dem ganzen Kreise meiner einländischen Freunde herum; Alles verschlingt sie!“ — Diese Aeußerung findet sich abgedruckt aus einem herzoglichen Briefe in der Biographie Baggesen's.

Von diesen Briefen über Aesthetik, wie Schiller sie an den Herzog schrieb, sind wir in der glücklichen Lage, die größere Hälfte hier mittheilen zu können. Es folgen nämlich sechs dieser Briefe vollständig und der Anfang des siebenten. Wie viele Briefe es im Ganzen gewesen sind, läßt sich einigermaßen schließen, wenn man den von W. Müller veröffentlichten Brief Schiller's vom 10. Juni 1794 zu Rathe zieht\*). Derselbe ist geschrieben nach dem großen Brande des Schlosses Christiansburg, der königlichen Residenz zu Kopenhagen, worin auch der Herzog mit seiner Gemahlin, der Kronprinzessin Louise Auguste, Schwester des Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich VI. von Dänemark, damals seine Wohnung hatte. Der Brand zerstörte die dort befindlichen Effecten des Herzogs, indem derselbe gerade in dem Flügel zum Ausbruch kam, in welchem der Herzog wohnte. Diese furchtbare Feuersbrunst, welche das großartige Schloß Christiansburg fast ganz vernichtete,

\*) Wag Müller, Schiller's Briefwechsel :c. p. 42—45.  
Mikellen, Bratsk.

brach aus, während die königliche Familie an der Mittagstafel saß, am 26. Februar 1794. Die Hauptstadt Kopenhagen, wie ganz Dänemark, war dadurch in tiefe Trauer versetzt, die sich jedoch bald durch eine höchst ansehnliche Subscription zum Wiederaufbau der Königsburg rühmlich bethätigte. Der König mit seiner Familie war für den Moment, mitten im Winter, ohne Wohnsitz, so daß er in das Palais des Grafen Bernstorff zog; den Herzog und seine Gemahlin nahm Graf Schimmelmann in sein Palais auf.

Es geht aus dem obigen Schreiben Schiller's hervor, daß er im Ganzen sieben Briefe aus Schwaben an den Herzog gerichtet hatte, von denen der eine ein Antwortschreiben war, welches jetzt bei uns unter Nr. 4 gedruckt ist, und wozu Nr. 3 als Einschluß gehört. Ferner ergibt sich bei genauerer Erwägung, daß von den Briefen Schiller's nicht, wie er fürchtete, einer verloren war, vielmehr dieselben sämmtlich an den Herzog gelangt sein müssen. Es scheint nur ein Schreiben des Herzogs an Schiller nicht richtig angekommen zu sein, und das mag mit seiner Abwesenheit

aus Jena und seiner Reise nach Schwaben zusammenhängen. Da wir nun aber nach Nr. 4 noch zwei und einen halben Brief aus Schwaben besitzen, so mangeln uns also drei und ein halber, und in Rücksicht auf diese fehlenden können wir uns nur damit trösten, daß man nicht die Hoffnung völlig aufzugeben braucht, dieselben möglicherweise abschriftlich noch unter Augustenburgerischen, oder als Concepte unter Schiller'schen Papieren aufzufinden. Freilich ist es zweifelhaft, ob so kurz vor dem Schloßbrande, in welchem die Urschriften untergingen, noch Copien davon genommen worden sind, und es ist dies selbst bei der Kürze der Zeit vorher nicht recht wahrscheinlich. Bemerkenswerth ist, daß Schiller am Schlusse des zweiten hier mitgetheilten Briefes, datirt vom 13. Juli 1793, von einem gedruckten Aufsatze verwandten Inhalts spricht, welchen er seinem Schreiben beilege. Die Beilage, so meinte ich bei der ersten Publikation dieser Briefe in der „deutschen Rundschau“, könne wol keine andere sein, als der Aufsatz, welcher unter dem Titel „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene

ästhetische Gegenstände“ sich in dem vorletzten Bande der gesammelten Werke Schiller's findet, zuerst aber im fünften Stück der neuen Thalia vom Jahre 1793 erschienen ist. Jedoch bin ich durch eine Mittheilung von Herrn Dr. W. Fielzig in Straßburg, mit Berufung auf einen Brief Schiller's an den Verleger Göschen, darauf aufmerksam gemacht worden, daß jenes fünfte Stück der Thalia von 1793 erst Ende des Jahres 1794 im Druck erschienen ist; und man muß daher die Abhandlung über „Anmuth und Würde“, die bereits im zweiten Stück jenes Jahrgangs der Thalia gedruckt war, für jene Beilage halten.

Da die zwei ersten unserer Briefe aus Jena datirt sind, so ergibt sich als die Zahl dieser an den Herzog geschriebenen Briefe über ästhetische Erziehung die Gesamtzahl neun, oder, wenn man den Einschluß Nr. 3 für sich rechnet, zehn. Dagegen beträgt die Zahl der in den „Horen“ und darnach in der Gesamtausgabe der Schiller'schen Werke gedruckten Briefe sieben und zwanzig. Daß die Zahl in der Umarbeitung für die Herausgabe so groß geworden ist, liegt

zum Theil darin, daß verschiedene Materien für den Druck ausführlicher behandelt wurden, vornehmlich aber darin, daß die geschriebenen Briefe umfänglicher waren, und manchmal Ein Brief in mehrere getheilt wurde. Dabei ist stets im Auge zu behalten, daß Schiller selbst in seinem Begleitschreiben bei Uebersendung der beiden ersten Lieferungen von den „Horen“ an den Herzog sehr deutlich und bestimmt sich dahin ausspricht, daß er jenen Briefen nicht nur eine ganz neue Gestalt gegeben, sondern auch den Plan derselben zu einem größern Ganzen erweitert habe. Der Herzog erwiderte darauf, nachdem er die „Horen“ gelesen hatte, er finde zwar die an ihn gerichteten Briefe darin wieder, aber sie enthielten in ihrer neuen Form für ihn manche Dunkelheiten, und das möge zum Theil von der neuen Terminologie und theils von dem Inhalte der kritischen Philosophie herrühren. Letzteres hat der Herzog in seiner Antwort stark betont, und es scheint in der That daraus hervorzuleuchten, daß er an dieser Umarbeitung weniger Geschmack fand, als an der ursprüng-



lichen Fassung. Der Herzog spricht daher in dieser Beziehung mit einer gewissen Zurückhaltung.

Wir unsererseits können uns auch über diesen Geschmack des Herzogs in der That nicht wundern, indem man zugeben muß, daß der Verfasser in der Umarbeitung seinem ganzen Vortrage eine mehr dogmatische und doctrinäre Haltung gegeben hat. Gleichartig urtheilt Schwab, wenn er schreibt, daß Freunde von Schiller, die das erste Manuscript, wie die Briefe an den Herzog abgesandt wurden, mit dem Abdrucke in den „Horen“ vergleichen konnten, hätten behaupten wollen, die einfachere Darstellung im ersten Entwurfe sei ansprechender gewesen. Wenn aber die Voraussetzung und Meinung, die ursprünglichen Briefe und die durch den Druck veröffentlichten seien im Wesentlichen gleich, ihrem Inhalte nach identisch, bisher vorgeherrscht hat, so kann man das nur natürlich finden; denn der Brief Schiller's, in welchem er selber die völlige Umarbeitung der ursprünglichen Schreiben bezeugt, ist mit der bei dem Empfange der „Horen“ vom Herzoge

ertheilten Antwort uns erst neulich bekannt geworden.<sup>\*)</sup> Dagegen hat Schiller sich in der zu dem ersten Stück der „Horen“ beigefügten Anmerkung dem Publikum gegenüber so ausgedrückt, daß man an eine solche völlige Umgestaltung nicht denken konnte. Der Wortlaut dieser Anmerkung (mit dem Motto über den Briefen: „Si c'est la raison qui fait l'homme, — C'est le sentiment qui le conduit. Rousseau.“) ist nämlich folgender:

„Diese Briefe sind wirklich geschrieben; an Wen? thut hier nichts zur Sache und wird dem Leser vielleicht zu seiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darin eine locale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas an die Stelle setzen mochte, so haben sie von der epistolarischen Form fast nichts als die äußere Abtheilung beibehalten; eine Unschicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Nothwendigkeit weniger streng nehmen wollte.“

Darnach erscheint es, wie gesagt, ganz er-

<sup>\*)</sup> Mag Müller, Schiller's Briefwechsel 2c. p. 49, 50.

Klarlich, wenn Frau v. Wolzogen schreibt, Schiller habe die Briefe über ästhetische Erziehung, welche später in den „Horen“ erschienen, an den Prinzen von Holstein-Augustenburg richten dürfen; sie irrt aber darin, daß sie die Briefe, wie Schiller sie an den Herzog schrieb, mit denen identificirt, wie sie gedruckt sind in den „Horen“. Sie wird auch von Schwab dahin mißverstanden, als ob Schiller die Briefe, welche er in den Horen drucken ließ, dem Herzoge habe widmen dürfen.

Es war übrigens, wie bekannt, auf der Reise nach Schwaben der Plan zu den „Horen“ mit dem edelgesinnten und praktisch umsichtigen Herrn von Cotta mündlich verabredet worden. Schiller lehrte mit dem gereiften Plane nach Jena zurück, in dieser neuen Zeitschrift die besten literarischen Kräfte Deutschlands zu vereinigen. In einem Briefwechsel mit Goethe über die „Horen“ knüpfte sich die Verbindung, die für die beiden größten Dichter Deutschlands eine geschichtlich so hohe Bedeutung hat. Und interessant ist es uns beiläufig, daß das erste Stück der „Horen“, welche Zeitschrift die literarische

und freundschaftliche Intimität zwischen den beiden Heroen unserer Literatur fester begründete, mit dem Anfang der umgearbeiteten Briefe über ästhetische Erziehung eingeleitet ward. Als Goethe die Mittheilung des für die „Horen“ bestimmten Manuscripts erhielt, las er unverzüglich dasselbe zwei Mal, allein und mit Freunden, und war von dem Inhalte so befriedigt, daß er an Schiller folgendermaßen antwortete: „Das mir übersandte Manuscript habe ich sogleich mit großem Vergnügen gelesen; ich schlürfte es auf Einen Zug hinunter. Wie uns ein kostlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht, und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems eine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig; und wie sollte es anders seyn, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand.“

Wir können jedoch nicht unterlassen, daneben zu bemerken, daß Goethe in seiner „Morphologie“

erwähnt, er habe mit Schiller viel über metaphysische Gegenstände disputirt, indem dieser die Freiheit lobpreis, und Goethe für die Rechte der Natur eintrat. Goethe rühmt aber, daß sein Freund, vielleicht mehr aus Freundschaft für ihn, als aus eigener Ueberzeugung, in den ästhetischen Briefen die Mutter Natur nicht mit so harten Ausdrücken behandelt habe, wie in dem Aufsatz über „Anmuth und Würde“, welcher ihm deshalb so unangenehm war.

Sehr schön und erhebend hat Gustav Schwab über diese Briefe, von denen Hoffmeister eine wissenschaftliche Analyse gegeben hat, am 8. Mai 1840 in Stuttgart bei der Enthüllung der Statue Schiller's so geredet, wie er selbst in der oft angeführten Biographie angibt. Wir möchten unsere Leser darauf hingewiesen haben.

Unbemerkt dürfen wir aber auch hier nicht lassen, daß auf den Inhalt wie auf die Umarbeitung der ästhetischen Briefe, als sie dem Druck bestimmt wurden, die Antworten des Herzogs und dessen Bemerkungen über den vorher von Schiller empfangenen Brief nicht ohne Ein-

fluß geblieben sind. Dasselbe ist der Fall, wie Schiller in einer Anmerkung selber bezeugt, mit dem damals soeben erschienenen Buche von Fichte „über die Bestimmung des Gelehrten“, welches auf Schiller einen besonders günstigen Eindruck machte. Die persönliche Bekanntschaft mit Fichte machte übrigens Schiller zuerst während seines Aufenthaltes in Schwaben zu Tübingen, als Ersterer aus der Schweiz nach Jena ging, um dort eine Professur der Philosophie anzutreten.

Ganz unbefriedigend, wir können es nicht verschweigen, ist für uns, was Schiller vorbringt über das Verhältniß der Aesthetik zur Religion, wobei auch eine befriedigende Auffassung der Geselligkeit und Gemeinschaft im ästhetischen Leben und in der Religion mangelt. Wir können daher auch den Inhalt dieser Briefe nicht eigentlich als eine Lehre über die Erziehung des Menschengeschlechtes gelten lassen. Mit den Biographen Hoffmeister und Schwab finden wir vielmehr den größten Mangel der ganzen Darstellung in der Uebergangung des religiösen

Momentes, und müssen denselben daher darin  
 beipflichten, daß „diese ästhetischen Ansichten,  
 so ausgezeichnet sie in anderer Beziehung sein  
 mögen, im Mittelpunkte ihres Wesens doch nur  
 kalt und todt sind“. Auch darin sind wir ein-  
 verstanden, daß, wenn Schiller auch gezeigt zu  
 haben glaubte, wie die ästhetische Erziehung erst  
 allein durch den Zutritt des Erhabenen zum  
 Schönen zu vervollständigen sei, diese durch und  
 durch Kantische Grundansicht eine solche ist,  
 welche weder dem Philosophen unserer Zeit, noch  
 dem Christen zusagen kann. Und wie sehr auch  
 jene vorausgesetzte Unterscheidung und Entgegen-  
 setzung zwischen einer Religion der Wissenden  
 auf der einen und der Religion des Volkes auf  
 der anderen Seite auf einem theoretisch über-  
 wundenen Standpunkte steht, so wird man doch  
 als Wahrheit anerkennen, daß „diese Abhand-  
 lungen Schiller's für die Welt eine Fundgrube  
 der tiefstnützigsten Theoreme im Gebiete der  
 Aesthetik und der reichsten Gedanken in dem des  
 übrigen wissenschaftlichen und selbst des socialen  
 Lebens geworden sind.“

Wir brechen hier jedoch ab, da es nicht unsere Aufgabe sein kann, an dieser Stelle mit Evangelisation uns zu befassen, sondern wir nur die Absicht hatten, ein Scherflein zur Characterisirung jener abstracten Kant-Schiller'schen Philosophie beizutragen. —

Zum Schlusse haben wir noch anzumerken, daß ganz unerwartet, als die vorstehende Einleitung zu gegenwärtiger Ausgabe der ästhetischen Briefe Schiller's fast druckfertig dalag, ein zweites Exemplar der Abschrift dieser Briefe zum Vorschein kam. Dasselbe wurde uns aus dem handschriftlichen Nachlasse des Herzogs Friedrich Christian durch dessen Enkel, Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, aus den Hausarchivalien zu Primkenau gencigtest mitgetheilt, wofür wir uns zu tiefstem Danke verbunden fühlen. Diese Abschrift ist mit dem unserer Ausgabe zu Grunde gelegten Exemplare gleichlautend und gleichzeitig; sie zählt nur 72 Seiten, indem die Schrift enger ist. Beide Handschriften müssen von einander abgeschrieben sein, und dabei wird man anzunehmen haben, daß die



eben zum Vorschein gekommene in der andern abgeschrieben worden, denn in ihr endigt die letzte Seite mit demselben Schlusse mitten im Briefe wie die andere Handschrift, und es scheint dieses Abbrechen in dem siebenten Briefe so erklärt werden zu können, daß eine Lage des Manuscripts abgerissen worden und dadurch die letzten Briefe verloren gegangen sind. Nimmt man zu den drei vorhandenen Lagen noch eine vierte als ursprünglich existent an, so würde sich, ganz wie wir es oben vermutheten, das Fehlen von drei ein halb Briefen, unter der Voraussetzung ähnlicher Länge wie die vorhandenen, sehr einfach und natürlich erklären. Wir haben übrigens beide Handschriften genau mit einander verglichen, und es hat sich dabei die Identität des Inhalts unverkennbar ergeben; und daß die eine eine Abschrift von der andern sein wird, das geht schon daraus augenscheinlich hervor, daß selbst gewisse Schreibfehler nachgeschrieben worden sind.

I.

Durchlauchtigster Prinz!

Daß ich ein so langes Stillschweigen gegen Sie beobachtet habe, ist eine Beleidigung, die ich mir selbst und nicht Ihnen zufügte und wegen welcher ich eher Ihr Bedauern als Ihren Unwillen verdiene.

Diese ganze Zeit über ein Opfer der Hypochondrie, höchst ungewiß über meine Gesundheit und in meinen Körper- und Geisteskräften wie gelähmt, fühlte ich mich gänzlich ungeschickt, mich zu der heitern Geistesstimmung zu erheben, die ich Ihnen gerne zeigen möchte. Aber in den

wenigen hellen Sonnenbliden, meines bisherigen Lebens habe ich wenigstens daran gearbeitet, Ihrer, mein ewig verehrter Prinz, nicht ganz unwerth zu sein; und Ihnen sowohl, als Ihrem edeln Freunde, eine Probe davon zu geben, dieses war es, was mich diese ganze Zeit über lebhaft interessirte und beschäftigte. Diesen Winter hoffte ich ganz gewiß, diese Arbeit zu vollenden, und sie dann in die Hände derjenigen zu liefern, denen sie mit vollem Rechte zugehört; denn wem sonst als Ihnen beyden, meine Vortrefflichsten, danke ich das lang gewünschte und unschätzbare Glück, dem freien Gange meines Geistes folgen zu können? Aber meine immer wiederkehrenden Zufälle verursachten mir so viele Unterbrechungen, daß ich nun schwerlich vor Ausgang des Sommers die Endigung dieser Arbeit hoffen kann. Da sich indessen meine Gesundheit nach und nach wieder herzustellen scheint, so sehe ich mit froherem Muth der Zukunft entgegen.

Das Unternehmen, Gnädigster Prinz, an das ich mich wagte — denn da ich einmal am Be-

kennen bin, so will ich auch nichts mehr verschweigen — ist etwas kühn, ich gestehe es, aber ein unwiderstehlicher Gang zog mich dazu hin. Mein jetziges Unvermögen, die Kunst selbst auszuüben, wozu ein frischer und freier Geist gehört, hat mir eine günstige Muße verschafft, über ihre Principien nachzudenken. Die Revolution in der philosophischen Welt hat den Grund, auf dem die Aesthetik aufgeführt war, erschüttert, und das bisherige System derselben, wenn man ihm anders diesen Rahmen geben kann, über den Haufen geworfen. Kant hat schon, wie ich Ihnen, mein Prinz, gar nicht zu sagen brauche, in seiner Kritik der ästhetischen Urtheilskraft angefangen, die Grundsätze der kritischen Philosophie auch auf den Geschmack anzuwenden, und zu einer neuen Kunsttheorie die Fundamente, wo nicht gegeben, doch vorbereitet. Aber so wie es jetzt in der philosophischen Welt aussieht, dürfte die Reihe wohl zuletzt an die Aesthetik kommen, eine Regeneration zu erfahren. Unsere vorzüglichsten Denker haben mit der Metaphysik noch alle Hände voll zu thun, und jetzt scheint

noch das Naturrecht und die Politik eine nähere Aufmerksamkeit zu erfordern. Der Kunstphilosophie scheint also von dieser Seite wenig Licht aufzugeben, und zu einer Zeit, wo der menschliche Geist alle Felder des Wissens beleuchtet und mustert, scheint sie allein in ihrer gewohnten Dunkelheit verharren zu müssen.

Ich glaube, daß sie ein bessres Schicksal verdient, und habe den verwegenen Gedanken gefaßt, ihr Ritter zu werden. Für jetzt zwar kann ich bloß einige flüchtige Ideen dazu liefern, weil mein Beruf zum Philosophiren noch sehr unentschieden ist, aber ich werde suchen, ihn mir zu geben. Zu Gründung einer Kunsttheorie ist es, dünkt mir, nicht hinreichend, Philosoph zu seyn; man muß die Kunst selbst ausgeübt haben, und dieß, glaube ich, giebt mir einige Vortheile über diejenigen, die mir an philosophischer Einsicht ohne Zweifel überlegen seyn werden. Eine ziemlich lange Ausübung der Kunst hat mir Gelegenheit verschafft, der Natur in mir selbst bei denjenigen Operationen, die nicht aus Büchern zu erlernen sind, zuzusehen. Ich habe mehr als

irgend ein anderer meiner Kunstbrüder in Deutschland durch Fehler gelernt, und dieß, dünkt mir, führt mehr als der sichere Gang eines nie irrenden Genies zur deutlichen Einsicht in das Heiligthum der Kunst. Dieß ist es ohngefähr, was ich zu Rechtfertigung meines Unternehmens im Voraus anzuführen weiß; der Erfolg selbst muß das übrige entscheiden.

Und bei Ihnen, mein Verehrungswürdigster Prinz, werde ich wohl keine Apologie dafür nöthig haben, daß ich die wirksamste aller Triebfedern des menschlichen Geistes, die Seelenbildende Kunst, zum Rang einer philosophischen Wissenschaft erhoben wünsche. Wenn ich der Verbindung nachdenke, in der das Gefühl des Schönen und Großen mit dem edelsten Theil unsers Wesens steht, so kann ich sie unmöglich für ein bloßes subjektives Spiel der Empfindungskraft halten, welches keiner andern als empirischer Regeln fähig ist. Auch die Schönheit, dünkt mir, muß wie die Wahrheit und das Recht auf ewigen Fundamenten ruhn, und die ursprünglichen Gesetze der Vernunft müssen auch

die Gesetze des Geschmacks seyn. Der Umstand freilich, daß wir die Schönheit fühlen und nicht erkennen, scheint alle Hoffnung, einen allgemein geltenden Grundsatz für sie zu finden, niederzuschlagen, weil alles Urtheil aus dieser Quelle bloß ein Erfahrungsurtheil ist. Gewöhnlich hält man eine Erklärung der Schönheit nur darum für gegründet, weil sie mit dem Ausspruch des Gefühls in einzelnen Fällen übereinstimmend ist, anstatt daß man, wenn es wirklich eine Erkenntniß des Schönen aus Principien gäbe, dem Ausspruch des Gefühls nur deswegen trauen sollte, weil er mit der Erklärung des Schönen übereinstimmend ist. Anstatt seine Gefühle nach Grundsätzen zu prüfen und zu berichtigen, prüft man die ästhetischen Grundsätze nach seinen Gefühlen.

Dies ist der Knoten, dessen Auflösung leider selbst Kant für unmöglich hält. Was werden Sie also, Gnädigster Prinz, zu dem Einfall eines Anfängers sagen, der erst seit gestern in das Heiligthum der Philosophie hineinblickte, nach der Erklärung eines solchen Mannes noch

eine Auflösung dieses Problems zu versuchen? In der That würde ich nie den Muth dazu gehabt haben, wenn nicht Kants Philosophie selbst mir die Mittel dazu verschaffte. Diese fruchtbare Philosophie, die sich so oft nachsagen lassen muß, daß sie nur immer einreißt und nichts aufbaue, giebt, nach meiner gegenwärtigen Uebersetzung, die festen Grundsteine her, auch ein System der Aesthetik zu errichten, und ich kann es mir blos aus einer vorgesezten Idee ihres Schöpfers erklären, daß er ihr nicht auch noch dieses Verdienst erwarb. Weit entfernt, mich für denjenigen zu halten, dem dieses vorbehalten ist, will ich wenigstens versuchen, wie weit der entdeckte Pfad mich führt. Führt er mich gleich nicht zum Ziel, so ist doch keine Reise ganz verlohren, auf der die Wahrheit gesucht wird.

Dies leitet mich auf eine Bitte, von der ich wünschte, mein Vortrefflichster Prinz, daß sie Eingang bei Ihnen finden möchte. Ich wünschte meine Ideen über die Philosophie des Schönen, ehe ich sie dem Publikum selbst vorlege, in einer Reihe von Briefen an Sie richten und Ihnen



Stückweise zuzenden zu dürfen. Diese freiere Form wird dem Vortrage derselben mehr Individualität und Leben, und der Gedanke, daß ich mit Ihnen rede und von Ihnen beurtheilt werde, mir selbst ein höheres Interesse an meiner Materie geben. Keiner und lichter Sinn für Wahrheit, mit warmer Empfänglichkeit für Alles, was Schön und Gut und Groß ist, verbunden, ist das Eigenthum weniger Sterblichen, und unsere mehresten Gelehrten besonders sind so ängstlich in ihre Systeme eingeschnallt, daß eine etwas ungewohnte Vorstellungsart ihre mit dreifach Erz umpanzerte Brust nicht durchdringen kann. Wenige sind es, in denen das zarte Schönheitsgefühl durch Abstraktion nicht erstickt wird, und noch weit weniger halten es der Mühe werth, über ihre Empfindungen zu philosophiren. Ich muß es durchaus vergessen, daß ich von solchen Menschen beurtheilt werde, und nur für freye und heitre Geister, die über den Staub der Schulen erhaben sind, und den Funken reiner und edler Menschheit in sich bewahren, kann ich meine Ideen und Gefühle entfalten.

Um so eher werden Sie es mir zu gute halten, mein ewig Hochgeschätzter Prinz, daß ich mir ein so seltenes Geschenk, als mir die Grazien in Ihnen zugeführt haben, zu versichern, und mich des edeln Bandes zu bemächtigen suche, welches Philosophie und Geschmac, alles Abstandes der Verhältnisse ungeachtet, zwischen den Freunden der Weisheit und Schönheit weben. Diese beiden Gottheiten werden mir auch die Grenzen vorzeichnen, innerhalb deren ich mich dieser Freiheit bedienen darf, und mir nie erlauben, meine Wünsche weiter zu erstrecken, als einige Augenblicke Ihres dem Glück der Welt gewidmeten Lebens mit meinen philosophisch-poetischen Visionen zuweilen beschäftigen zu dürfen. Mit der respektvollsten Verehrung und Liebe nenne ich mich

Eurer Durchlaucht  
verbundenster Diener

F. Schiller.

Jena, den 9. Februar 1793.

## II.

Durchlauchtigster Prinz!

Wie sehr haben Sie mich durch die gnädige Aufnahme meiner Bitte geehrt, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne in einer Reihe von Briefen vorlegen zu dürfen. Könnte das Vergnügen, das dieser unschätzbare Beweis Ihrer Wohlgeogenheit mir gewährt, noch durch etwas erhöht werden, so würde es durch die Erklärung geschehen seyn, womit Sie die mir gegebene Erlaubniß begleiteten. Sie erlassen mir, Gnädigster Prinz, die Fesseln eines dogmatischen Vortrags, und machen mir

eben das zur Pflicht, was ich mir als eine Günst von Ihnen hatte erbitten wollen. Die Freiheit des Vortrags, welche Ew. Durchlaucht verlangen, ist nicht Zwang, sondern Bedürfnis für mich, und großmüthig lassen Sie mir den Schein eines Verdienstes, wo ich nicht einmal eine Wahl habe. Viel zu wenig bekannt mit dem Gebrauche schulgerechter Formen, um durch Mißbrauch derselben mich zu versündigen, werde ich vor der Gefahr wenigstens sicher seyn, Ihre Geduld methodisch zu ermüden. Meine Philosophie wird ihren Ursprung nicht verläugnen, und, wenn sie je verunglücken sollte, eher in den Untiefen und in den Strudeln der poetisirenden Einbildungskraft untersinken, als an den kahlen Sandbänken trockner Abstraktionen scheitern. Eine Frucht meines eigenen Nachdenkens, und aus meinem beschränkten Erfahrungskreise geschöpft, wird sie sich vielmehr jedes andern Fehlers, als der Ektiererey schuldig machen, und eher aus eigener Gebrechlichkeit fallen, als durch Autorität und fremde Hülfe sich aufrecht erhalten. Auch da, wo ich mich

an die kritische Philosophie anschließen werde, (und ich läugne nicht, daß dieß sehr oft geschehen dürfte) hoffe ich, die Freiheit Ihres Geistes zu respektieren, und Ihrer selbstkritischen Vernunft eine freiwillige Bestimmung abzugewinnen.

Manchen Kantischen Sätzen giebt die strenge Reinheit und die scholastische Form, in der sie aufgestellt werden, eine Härte und eine Sonderbarkeit, die ihrem Inhalte fremd ist, und von dieser Hülle entkleidet, erscheinen sie dann als die verjährten Ansprüche der allgemeinen Vernunft. Philosophische Wahrheiten, habe ich oft bemerkt, müssen in einer andern Form gefunden, und in einer andern angewandt und verbreitet werden. Die Schönheit eines Gebäudes wird nicht eher sichtbar, als bis man das Geräthe des Maurers und Zimmermanns hinwegnimmt und das Gerüste abbricht, hinter welchem es emporstieg. Aber die meisten Schüler Kants ließen sich eher den Geist, als die Maschinerie seines Systems entreißen, und legen eben dadurch

an den Tag, daß sie mehr dem Arbeiter als dem Baumeister gleichen.

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, Vortrefflichster Prinz, wie angenehm mich Ihr Gesändniß überraschte, daß Sie von der Unduldsamkeit unserer philosophischen Weltverbesserer schlecht erbaut seyen, und daß Sie diese Besorgniß auch auf mich zu erstrecken scheinen, vermehrt, wenn es möglich ist, meine Ehrfurcht vor Ihrem Geiste, und erhöht mein Vertrauen, da gerade dies der einzige Fehler ist, von dem ich frey zu bleiben hoffe. Ihre liberale Art zu denken verschafft mir die glückliche Freiheit, unabhängig von jedem System bloß meiner eigenen Ueberzeugung zu folgen. Das Reich der Vernunft ist ein Reich der Freiheit, und keine Knechtschaft ist schimpflicher, als die man auf diesem heiligen Boden erduldet. Aber viele, die sich ohne innere Befugniß darauf niederlassen, beweisen, daß sie nicht frey geboren, bloß frey gelassen sind.

Sollte ich indeß, bey noch so lebhafter Abneigung gegen Systemsucht, doch zuweilen

Ihre Befürchtungen wahr machen, Gnädigster Prinz, und in den unfruchtbaren Steppen der Speculation mich verlieren, so werden Sie die Grazien mir zu Hülfe schicken, und den Verirrten auf den rechten Weg zurückrufen. Ich erbitte es mit von Ihrer Gnade, schenken Sie mir nichts, verzeihen Sie mir nichts. Dulden Sie nicht, daß ich die Sache der Schönheit mit Waffen verfechte, die der Schönheit nicht würdig sind, daß ich die Vorschriften des Geschmacks in demselben Moment verlege, wo ich den Beweis für ihre Gultigkeit führe.

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ew. Durchlaucht verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihnen meine Ideen von Schönheit und schöner Kunst vorzulegen? Ist es nicht außer der Zeit, sich um die Bedürfnisse der ästhetischen Welt zu kümmern, wo die Angelegenheiten der politischen ein so viel näheres Interesse darbieten?

Ich liebe die Kunst und was mit ihr zusammenhängt über alles, und meine Reigung, ich bekenne es, giebt ihr vor jeder andern Be-

schäftigung des Geistes den Vorzug. Aber es kommt hier nicht darauf an, was die Kunst mir ist, sondern wie sie sich gegen den menschlichen Geist überhaupt, und insbesondere gegen die Zeit verhält, in der ich mich zu ihrem Sachwalter aufwerfe.

Ich möchte nicht gerne in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes wirken. Man ist ebenso gut Zeitbürger, als man Weltbürger, Staatsbürger, Hausvater ist. Wenn es unschicklich und unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gebräuchen des Volks, bei dem man sich aufhält, und des Zirkels, worin man lebt, loszusprechen; warum sollte es weniger Pflicht seyn, sich in der Wahl seiner Thätigkeit nach dem Geschmack und dem Bedürfniß des Zeitalters zu richten?

Was an sich gut ist, möchte man vielleicht sagen, ist zu jeder Zeit gut, und das ist jede Untersuchung der Wahrheit. Aber es giebt viele Wahrheiten, die zu untersuchen sind, und bey der Wahl, die man darunter anstellt, gebührt,



meiner Meinung nach, dem Zeitbedürfniß und dem Zeitgeschmack eine entscheidende Stimme.

Nun scheint aber diese Stimme keineswegs zum Vortheil der schönen Kunst auszufallen. Der Lauf der Begebenheiten im Politischen, und der Gang des menschlichen Geistes im Litterarischen hat dem Genius der Zeit eine solche Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der idealisirenden Kunst entfernt. Diese muß die Wirklichkeit verlassen, und sich mit einer gewissen Kühnheit über das Bedürfniß der Gegenwart erheben, denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und der Drang der physischen Lage, die Abhängigkeit des Menschen von tausend Verhältnissen, die ihm Fesseln anlegen, und ihn je mehr und mehr mit der unidealischen Wirklichkeit verstricken, hemmt freien Ausflug in die Regionen des Idealischen. Selbst die speculirende Vernunft entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft die übrigen erweitert.

Besonders aber ist es jetzt das politische Schöpfungswerk, was beynahe alle Geister beschäftigt. Die Ereignisse in diesem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts sind für die Philosophen nicht weniger auffordernd und wichtig, als sie es sonst nur für den mithandelnden Weltmann sind, und Ew. Durchlaucht könnten also mit doppeltem Rechte erwarten, daß ich diesen merkwürdigen Stoff zum Gegenstand der schriftlichen Unterhaltung mache, die Sie mir mit so viel Großmuth und Güte zugestanden haben.

Ein Gesetz des weisen Solon verdammt den Bürger, der bey einem Aufstande keine Parthey nimmt. Wenn es je einen Fall gegeben hat, auf den dieses Gesetz könnte angewandt werden, so scheint es der gegenwärtige zu seyn, wo das große Schicksal der Menschheit zur Frage gebracht ist, und wo man also, wie es scheint, nicht neutral bleiben kann, ohne sich der strafbarsten Gleichgültigkeit gegen das, was dem Menschen das Heiligste seyn muß, schuldig zu machen. Eine geistreiche, muthvolle, lange Zeit

als Muster betrachtete Nation hat angefangen, ihren positiven Gesellschaftszustand gewaltsam zu verlassen und sich in den Naturstand zurück zu versetzen, für den die Vernunft die alleinige und absolute Gesetzgeberin ist. So sehr dieser große Rechtsbandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden, der sich Mensch nennt, interessieren muß, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessieren. Eine Angelegenheit, über welche sonst nur das Recht des Stärkeren und die Convenienz zu entscheiden hätte, ist vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht, und maßt sich wenigstens an, als ob sie nach Principien abgeurtheilt seyn wollte. Jeder selbstdenkende Mensch aber darf sich (so weit er fähig ist, seine eigenthümliche Vorstellungsart zu generalisiren, sein Individuum zur Gattung zu erweitern), als einen Beysitzer jenes Vernunftgerichts ansehen, so wie er, als Mensch und Weltbürger zugleich Parthey ist, und in den Erfolg sich verflochten sieht. Es ist nicht nur seine eigene Sache, welche bey diesem großen

Rechtshandel zur Entscheidung kommt, sondern es wird auch nach Gesetzen gesprochen, die er als mitbestellter Repräsentant der Vernunft zu diffiren berechtigt und aufrecht zu erhalten verpflichtet ist.

Was könnte also wohl, Vortrefflicher Prinz, anziehender und interessanter für mich seyn, als mich in das Innere dieses großen Gegenstandes mit einem ebenso geistreichen Denker als humanen Weltbürger einzulassen, der mit schönem Enthusiasmus das große Ganze der Menschheit umreicht, dessen heller und vorurtheilsfreyer Sinn die Vernunft rein und unverstellt wiederstrahlt? Eine Unterhaltung dieses Inhalts würde einen um so größeren Reiz für mich haben, je mehr der Standort, aus welchem ich, der Privatmann, die politische Welt betrachte, von demjenigen verschieden ist, aus welchem Sie, der Fürst und mithandelnde Staatsmann, in die Fluth der Ereignisse niederschauen. Was kann aber entzückender seyn, als einander in der Denkart zu begegnen, wo die äußern Verhältnisse die weiteste Entfernung bewirken, und aus einem noch

so unermesslichen Abstand in der wirklichen Welt doch in demselben Mittelpunkt der Ideenwelt zu convergieren?

Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, und zu der schriftlichen Unterhaltung, die Ew. Durchlaucht mir verstaten wollen, eine Materie in Vorschlag bringe, die von dem Lieblingsgespräch des Zeitalters so sehr entlegen ist, geschieht nicht aus überwiegender Neigung für diesen Gegenstand, obgleich ich mich einer solchen Neigung nie schämen werde; nicht meine Vorliebe für die Kunst, sondern ein Grundsatz bestimmte meine Wahl, und ich glaube, sie rechtfertigen zu können. Wenn ich also gleich in der Behandlung meines Gegenstandes höchstens auf Ihre Nachsicht Anspruch machen kann, so möchte ich über die Wahl desselben gern Ihren Beyfall haben.

Wäre das Faktum wahr, — wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben,

und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, so wollte ich auf ewig von den Mufen Abschied nehmen, und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Thätigkeit widmen. Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage. Ja, ich bin soweit entfernt, an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß mir die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnungen dazu auf Jahrhunderte benehmen.

Ehe diese Ereignisse eintraten, Gnädigster Prinz, konnte man sich allenfalls mit dem lieblichen Wahne schmeicheln, daß der unmerkliche aber ununterbrochene Einfluß denkender Köpfe, die seit Jahrhunderten ausgestreuten Keime der Wahrheit, der aufgehäufte Schatz von Erfahrung die Gemüther allmählich zum Empfang des Bessern gestimmt und so eine Epoche vorbereitet haben müßten, wo die Philosophie den moralischen Weltbau übernehmen, und das Licht über die Finsterniß siegen könnte. So weit war man in der theoretischen Kultur vorgedrungen, daß auch

die ehrwürdigsten Säulen des Aberglaubens zu wanken anfangen, und der Thron tausendjähriger Vorurtheile schon erschüttert ward. Nichts schien mehr zu fehlen, als das Signal zur großen Veränderung und eine Vereinigung der Gemüther. Beides ist nun gegeben — aber wie ist es ausgefallen?

Der Versuch des französischen Volks, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen, und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Theil Europens, und ein ganzes Jahrhundert, in Barbarey und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation, die ihn nicht werth war, und weder zu würdigen noch zu benutzen wußte. Der Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, daß das Menschengeschlecht der vormundtschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen ist, daß das liberale

Regiment der Vernunft da noch zu frühe kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen Gewalt der Thierheit zu erwehren, und daß derjenige noch nicht reif ist zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt.

In seinen Thaten malt sich der Mensch — und was für ein Bild ist das, das sich im Spiegel der jetzigen Zeit uns darstellt? Hier die empörendste Verwilderung, dort das entgegengesetzte Extrem der Erschlaffung: die zwey traurigsten Verirrungen, in die der Menschencharakter versinken kann, in Einer Epoche vereint!

In den niedern Klassen sehen wir nichts als rohe gefesselte Triebe, die sich nach aufgehobenem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln, und mit unlenksamer Wuth ihrer thierischen Befriedigung zueilen. Es war also nicht der moralische Widerstand von innen, bloß die Zwangsgewalt von außen, was bisher ihren Ausbruch zurückhielt. Es waren also nicht freye Menschen, die der Staat unterdrückt hatte, nein, es waren bloß wilde Thiere, die er an heilsame Ketten legte.



Hätte der Staat die Menschheit wirklich unterdrückt, wie man ihm Schuld giebt, so müßte man Menschheit sehen, nachdem er zertrümmert worden ist. Aber der Nachlaß der äußern Unterdrückung macht nur die innere sichtbar, und der wilde Despotismus der Triebe hegt alle jene Unthaten aus, die uns in gleichem Grad anekeln und schaudern machen.

Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Klassen den noch widrigeren Anblick der Erschlaffung, der Geisteschwäche, und einer Versunkenheit des Charakters, die um so empörender ist, je mehr die Kultur selbst daran Theil hat. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Verderbniß das Abscheulichere sey, aber die Erfahrung bestätigt sie auch hier. Wenn die Kultur ausartet, so geht sie in eine weit bosartigere Verderbniß über, als die Barbarey je erfahren kann. Der sinnliche Mensch kann nicht tiefer als zum Thier herabstürzen; fällt aber der aufgeklärte, so fällt er bis zum

Teufliſchen herab, und treibt ein ruchloſes Spiel mit dem Heiligſten der Menſchheit.

Die Aufklärung, deren ſich die höheren Stände unſers Zeitalters nicht mit Unrecht rühmen, iſt bloß theoretische Kultur, und zeigt, im ganzen genommen, ſo wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gefinnung, daß ſie vielmehr bloß dazu hilft, die Verderbniß in ein System zu bringen, und unheilbarer zu machen. Ein raffinierter und conſequenter Epiſturiſm hat angefangen, alle Energie des Charakters zu erſticken, und die immer feſter ſich zuſchnürende Feſſel der Bedürfniſſe, die vermehrte Abhängigkeit der Menſchheit vom phyſiſchen hat es allmählich dahin geleitet, daß die Maxime der Paſſivität und des leidenden Gehorſams als höchſte Lebensregel gilt. Daher die Beſchränkung im Denken, die Kraftloſigkeit im Handeln, die klägliche Mittelmäßigkeit im Hervorbringen, die unſer Zeitalter zu ſeiner Schande charakteriſirt. Und ſo ſehen wir den Geiſt der Zeit zwiſchen Barbarey und Schlaſſheit, Freygeiſterey und Aberglauben, Rohheit und Verzärtelung ſchwanken, und es iſt bloß

das Gleichgewicht der Laster, was das Ganze noch zusammenhält.

Und ist dieses nun die Menschheit, möchte ich fragen, für deren Rechte der Philosoph sich verwendet, die der edle Weltbürger in Gedanken hat, und an welcher ein neuerer Solon seine Ideen von einer Staatsverfassung realisiren möchte? Ich zweifle sehr. Nur seine Fähigkeit als ein sittliches Wesen zu handeln, giebt dem Menschen Anspruch auf Freiheit; ein Gemüth aber, das nur sinnlicher Bestimmungen fähig ist, ist der Freiheit so wenig werth, als empfänglich. Alle Reform, die Bestand haben soll, muß von der Denkungsart ausgehen, und wo eine Verderbniß in den Principien herrscht, da kann nichts gesundes, nichts gutartiges aufsteimen. Nur der Karakter der Bürger erschafft und erhält den Staat, und macht politische und bürgerliche Freiheit möglich. Denn wenn die Weisheit selbst in Person vom Olymp herabstiege, und die vollkommenste Verfassung einföhrte, so müßte sie ja doch Menschen die Ausführung übergeben.

Wenn ich also, Gnädigster Prinz, über die gegenwärtigen politischen Bedürfnisse und Erwartungen meine Meinung sagen darf, so gestehe ich, daß ich jeden Versuch einer Staatsverbesserung aus Principien (denn jede andere ist bloßes Noth- und Glidwerk) so lange für unzeitig, und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für schwärmerisch halte, bis der Karakter der Menschheit von seinem tiefen Verfall wieder emporgehoben worden ist — eine Arbeit für mehr als ein Jahrhundert. Man wird zwar unterdessen von manchem abgestellten Mißbrauch, von mancher glücklich versuchten Reform im Einzelnen, von manchem Sieg der Vernunft über das Vorurtheil hören, aber was hier zehn große Menschen aufbauten, werden dort fünfzig Schwachköpfe wieder niederreißen. Man wird in andern Welttheilen den Negern die Ketten abnehmen, und in Europa den — Geistern anlegen. So lange aber der oberste Grundsatz der Staaten von einem empörenden Egoismus zeugt, und so lange die Tendenz der Staatsbürger nur auf das physische Wohlfeyn beschränkt ist,

so lange, fürchte ich, wird die politische Regeneration, die man so nahe glaubte, nichts als ein schöner philosophischer Traum bleiben.

Soll man also aufhören, darnach zu streben? Soll man gerade die wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten einer gefesselten Willkühr, einem blinden Zufall anheimstellen, während daß das Reich der Vernunft nach jeder andern Seite zusehends erweitert wird? Nichts weniger, Gnädigster Prinz. Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen, und das große Centrum aller Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters aufzuführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann.

Vielleicht dürften Sie mir einwenden, Durchl. Prinz, daß hier ein Zirkel sey, und daß der Charakter des Bürgers ebenso gut von der Verfassung abhängt, als diese auf dem Charakter des Bürgers ruht. Ich gebe dieses zu und be-

haupte also, daß man, um diesen Zirkel zu vermeiden, entweder auf Mittel denken muß, dem Staat aufzuhelfen, ohne den Karakter dabey zu Hülfe zu nehmen, oder dem Karakter beyzukommen, ohne den Staat dabei nöthig zu haben. Das erste enthält einen Widerspruch, weil sich keine Verfassung erdenken läßt, die von der Gesinnung der Bürger unabhängig wäre. Vielleicht aber findet sich Rath zu dem zweyten, und es lassen sich zu Veredlung der Denkungsart Quellen eröffnen, die von dem Staat nicht abgeleitet sind und sich also bey allen Mängeln desselben rein und lauter erhalten.

Auf den Karakter wird bekanntlich durch Berichtigung der Begriffe und durch Reinigung der Gefühle gewirkt. Jenes ist das Geschäft der philosophischen, dieses vorzugsweise der ästhetischen Kultur. Aufklärung der Begriffe kann es allein nicht ausrichten, denn von dem Kopf ist noch ein gar weiter Weg zu dem Herzen, und bei weitem der größere Theil der Menschen wird durch Empfindungen zum Handeln bestimmt. Aber das Herz allein ist ein

ebenso unsicherer Führer, und die zarteste Empfindsamkeit wird nur ein desto leichterer Raub der Schwärmeren, wenn ein heller Verstand sie nicht leitet. Gesundheit des Kopfes wird also mit der Reinheit des Willens zusammentreffen müssen, wenn der Charakter vollendet heißen soll.

Das dringendere Bedürfnis unsers Zeitalters scheint mir die Veredlung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu seyn, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel gethan worden. Es fehlt uns nicht sowohl an der Kenntniß der Wahrheit und des Rechts, als an der Wirksamkeit dieser Erkenntniß zu Bestimmung des Willens, nicht sowohl an Licht als an Wärme, nicht sowohl an philosophischer als an ästhetischer Kultur. Diese letztere halte ich für das wirksamste Instrument der Charakterbildung, und zugleich für dasjenige, welches von dem politischen Zustand vollkommen unabhängig, und also auch ohne Hülfe des Staats zu erhalten ist.

Und hier ist es nun, Gnädigster Prinz, wo die Kunst und der Geschmack ihre bildende Hand

an den Menschen legen, und ihren veredelnden Einfluß beweisen. Die Künste des Schönen und Erhabenen beleben, üben und verfeinern das Empfindungsvermögen, sie erheben den Geist von den groben Vergnügungen des Stoffes zum reinen Wohlgefallen an bloßen Formen, und gewöhnen ihn, auch in seine Genüsse Selbstthätigkeit zu mischen. Die wahre Verfeinerung der Gefühle besteht aber jederzeit darin, daß der höhern Natur des Menschen und dem göttlichen Theil seines Wesens, seiner Vernunft und seiner Freiheit, ein Antheil daran verschafft wird.

Wenn Sinnes Lust und Sinnes Schmerz,  
Bereinigt um des Menschen Herz  
Den tausendfachen Knoten schlingen,  
Und zu dem Staub ihn niederziehen,  
Wer ist sein Schutz? Wer rettet ihn?  
Die Künste, die an goldnen Ringen  
Ihn aufwärts zu der Freiheit ziehn,  
Und durch den Reiz veredelter Gestalten  
Ihn zwischen Erd und Himmel schwebend halten.

Zwar ist nicht zu läugnen, daß auch die Kunst (die redende sowohl als die bildende) gerne an den Geist des Jahrhunderts sich an-



schmiegt. Wenn sich der beurtheilende Geschmack zum Gemeinen und Schlechten wendet, so nimmt auch der hervorbringende nicht selten eine ähnliche Richtung, denn der Künstler wird zum Theil doch durch seine Zeit gebildet und will seiner Zeit gefallen. Aber wenn es ihm gleich erlaubt ist, sich an den Geist des Jahrhunderts anzuschließen, so soll er doch seine Gesetze nicht von demselben empfangen. Die Gesetze der Kunst sind nicht in den wandelbaren Formen eines zufälligen und oft ganz entarteten Zeitgeschmacks, sondern in dem Nothwendigen und Ewigen der menschlichen Natur, in den Urgesetzen des Geistes, gegründet. Aus dem göttlichen Theil unsers Wesens, aus dem ewig reinen Aether idealischer Menschheit strömt der lautere Quell der Schönheit herab, unangesteckt von dem Geist des Zeitalters, der tief unter ihm in trüben Strudeln dahinwalle. Daher kann auch die Kunst, mitten unter einem barbarischen und unwürdigen Jahrhundert, rein wie eine Himmlische wandeln, sobald sie nur ihres hohen Ursprungs eingedenk bleibt, und sich

nicht selbst zur Sklaverei niedrigerer Absichten und Bedürfnisse erniedrigt. So wandelt noch jetzt der griechische Geist in seinen wenigen Ueberresten durch die Nacht unsers nordischen Zeitalters, und sein elektrischer Schlag weckt manche verwandte Seele zum Gefühl ihrer Größe auf.

Damit aber der Kunst nicht das Unglück begegne, zur Nachahmung des Zeitgeistes herunter zu sinken, den sie zu sich erheben soll, so muß sie Ideale haben, die ihr unaufhörlich das Bild des höchsten Schönen vorhalten, wie tief auch das Zeitalter sich entwürdigen mag, so muß sie durch ein eigenes Gesetzbuch sowohl vor dem Despotismus eines lokalen und einseitigen Geschmacks, als vor der Anarchie eines verwilderten (vor Barbarey) sicher gestellt werden. Ideale besitzt sie zum Theil schon in den unsterblichen Mustern, die der griechische und der ihm verwandte Genius einiger Neueren gebahr, und die, ewig unerreicht, jeden Wechsel des Modegeschmacks überdauern werden. Aber ein Gesetzbuch ist es, woran es ihr bisher gemangelt

hat, und dieses ihr zu verschaffen, eins der schwersten Probleme, welche die philosophirende Vernunft sich aufgeben kann — denn was kann schwerer seyn, als die Wirkungen des Genies unter Principien zu bringen und die Freiheit mit Nothwendigkeit zu vereinigen.

Werde ich mir nun nicht zu viel schmeicheln, Durchl. Prinz, wenn ich hoffe, Sie überzeugt zu haben, daß eine Philosophie des Schönen von dem Bedürfniß des Zeitalters nicht so entlegen sey, als es scheinen möchte, und daß dieser Gegenstand selbst die Aufmerksamkeit des politischen Philosophen verdiene, weil jede gründliche Staatsverbesserung mit Veredlung des Charakters beginnen, dieser aber an dem Schönen und Erhabenen sich aufrichten muß? Aber vielleicht hat meine Vorliebe für schöne Wissenschaft und Kunst mich hingerissen, ihnen Wirkungen zuzutrauen, deren sie nicht fähig sind. Vielleicht hätte ich vor allem andern den Einfluß ästhetischer Kultur auf die sittliche außer Zweifel setzen sollen. Erlauben Sie mir also, Gnädigster Prinz, daß ich die Ausführung dieses Beweises

dem folgenden Brief aufbehalte, da der gegenwärtige seine Grenzen schon so weit überschritten hat.

Möchte dieser erste Versuch, Materien von dieser ungeschmeidigen Natur in das leichte Gewand eines Briefs einzukleiden, Ew. Durchl. nicht abgeschreckt haben, Sich diese Unterhaltung noch fernerhin von mir gefallen zu lassen! Mit rascheren Schritten kann ich den angefangenen Weg jetzt verfolgen, nachdem ich damit fertig geworden bin, die Karte des Landes aufzunehmen, durch welches Ihre ermunternde Aufmerksamkeit mich begleiten will; und so lange mußte ich diesen ersten Brief zurückhalten. Jetzt bin ich vollkommen frey, und werde mich in vollem Maasse der gnädigen Erlaubniß bedienen, womit Ew. Durchl. mich erfreuet haben.

Zugleich unterstehe ich mich, einen gedruckten Aufsatz von verwandtem Inhalte beizulegen, in dem ich einige der Ideen angekündigt und niedergelegt habe, deren nähere Entwicklung mich nunmehr beschäftigen wird.

Baggesen, der gegenwärtig noch hier ist,  
Mithellen, Briefe.

verschafft mir sehr angenehme Stunden, und die schönsten darunter sind immer diejenigen, wo er uns das Bild eines Prinzen zeichnet, der seinem Herzen der unerschöpflichste Gegenstand ist, und der stets einer der theuersten seyn und bleiben wird von dem Herzen desjenigen, der sich mit tiefster Devotion und Ehrfurcht nennt

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht  
unterthänigsten und verbundensten

Friedrich Schiller.

Jena, den 13. Juli 1793.

### III.

Durchlauchtigster Prinz!

In meinem vorigen Briefe habe ich die beiden Extreme, Verwilderung und Erschlaffung, als die herrschenden Gebrechen des gegenwärtigen Zeitalters angegeben, und die Kultur des Geschmacks als das wirksamste Mittel vorgestellt, diesem doppelten Uebel zu begegnen. Wie ein kultivierter Geschmack diese Wirkung leisten kann, das ist es, Gnädigster Prinz, wovon der gegenwärtige Brief Sie unterhalten wird; und ich beantworte diese Frage um so lieber, weil sie mir Gelegenheit giebt, ein Mißverständniß zu

berichtigen, das nicht selten auch das Urtheil philosophischer Köpfe über diesen Gegenstand irre leitet.

Es ist schon so oft widerhohlt worden, daß ein verfeinertes Gefühl des Schönen/ Charakter und Sitten veredle, daß es vielleicht überflüssig scheint, diese Materie einer neuen Untersuchung zu unterwerfen. Man beruft sich auf das Beispiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, die der Schönheit bekanntlich auch am meisten gehuldigt hat, und auf das entgegengesetzte Beispiel jener barbarischen Völker alter und neuer Zeit, die ihre Vernachlässigung des Geschmacks durch eine traurige Verwilderung büßen. Aber so sehr auch diese Erfahrungen zum Vortheil der schönen Künste zu sprechen scheinen, so fällt es dennoch zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Faktum zu läugnen, oder die Rechtmäßigkeit der Schlussfolge anzugreifen. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Verwilderung, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so günstig von jener Verfeinerung, die man an den gebil-

deten preiset. Ja, sie gehen so weit, zu behaupten, daß der Gewinn das Opfer nicht werth sey. Schon im Alterthum gab es Männer, die die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten des Geschmacks den Eintritt in ihre Republik zu verweigern.

Und in der That wird man kaum einen einzigen Fall in der Geschichte aufweisen können, wo ästhetische Kultur mit bürgerlicher Tugend und politischer Freiheit Hand in Hand gegangen wäre. So lange Griechenland seine Unabhängigkeit behauptete und unter seinen Bürgern Miltiade, Aristiden und Epaminondasse zählte, waren Geschmack und Kunst noch in ihrer Kindheit; als unter Perikles und Alexandern das goldene Alter der Künste erschien, war es vorbey mit Griechenlands Tugend und Freiheit. Die Römer, wissen wir, mußten sich erst unter das Joch der Julischen Familie beugen, ehe sie die griechische Kunst adoptierten und den sanften Einfluß der Grazien und Musen empfanden.



Auch den Arabern ging die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter der unumschränkten Herrschaft der Abbasiden erschlaft war. In dem neueren Italien erschien bekanntlich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der republikanische Geist unterdrückt war, und der herrliche Lombardische Bund sich aufgelöst hatte. Ich darf Ew. Durchl. nicht erst an das Beispiel Frankreichs erinnern, das die Epoche seiner Verfeinerung von der Epoche seiner völligen Unterjochung datiert, und in der Person seines vierzehnten Ludwigs zugleich den Wiederhersteller des Geschmacks verehrt und den furchtbarsten Unterdrücker seiner Freiheit verabscheut. Wo wir nur hinschauen in der Geschichte finden wir, daß Geschmack und Freiheit einander fliehen, und die Kunst nur auf dem Grabe des Heroismus sich ihren Thron aufrichtet.

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, womit gewöhnlich die ästhetische Verfeinerung erkauft wird, die wirksamste Feder

alles Großen und Trefflichen im Menschen, die kein anderer noch so großer Vorzug ersen kann. Wenn es also wirklich an dem wäre, daß die Kultur des Geschmacks nothwendig damit erkauft werden müßte, so hätte man in der That großes Unrecht, die ästhetische Kultur als das Werkzeug zu betrachten, wodurch die sittliche befördert wird. Auf diesen erschlassenden Einfluß des Schönen berufen sich gewöhnlich auch die Verächter desselben, um die Künste des Geschmacks als die schlimmsten Feinde der Menschheit zu verschreyen, und diese Beschuldigung wird nur allzuoft durch den Geist der Frivolität, Oberflächlichkeit, Willkührlichkeit und Spielerey gerechtfertigt, der die Liebhaber des Schönen sowohl im Denken als Handeln zu charakterisieren pflegt. Die schöne Welt im Gegentheil setzt den wohlthätigen Einfluß der Schönheitsgefühle vorzugsweise in diese ihre schmelzende Kraft,

(*Scilicet ingenium placida mollitur ab arte*

und an einem andern Ort:

— *Didicisse fideliter artes*

*Emollit mores nec sinit esse feros.)*

und zum Beweis davon läßt sie uns den barbarischen Geschmack und die Rohigkeit bemerken, wodurch sich die Grazien an ihren Feinden zu rächen pflegen. Vielleicht haben beide Theile nicht so ganz Unrecht, und es ist der Mühe nicht unwerth, den Grund eines Streits aufzudecken, der zwey gleich achtungswürdige Partheyen, die Gelehrte und die Schöne Welt, schon so lange verhindert hat, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der Grund dieses Widerspruchs liegt augenscheinlich in der gemischten Natur des Menschen, und in dem doppelten Bedürfniß, das daraus herfließt. Beide Partheyen streiten blos deswegen, weil jede ein anderes Bedürfniß der Menschheit vor Augen hat, und sie haben blos darin Unrecht, daß jede ausschließend nur auf ein einziges Bedürfniß achtet. Der ganze Widerspruch löst sich auf, sobald wir seine Quelle entdeckt haben werden.

9 Der Mensch, als sinnliches Wesen, wird durch Triebe geleitet, die ohne Aufhören ge-

schäftig sind, seine rationale Freiheit zu unterdrücken, d. i. ihn des Vermögens zu berauben, sich nach Grundsätzen zu bestimmen. Diese blinde Macht der Natur in ihm, diese bloß sinnliche Energie darf nicht nur, sondern muß gebrochen werden, und eine Erschlaffung in diesem Sinn ist ein nothwendiger großer Schritt zur Kultur. Der erschlaffende Einfluß des Schönen ist also unstreitig eine Wohlthat, insofern er sich nur an der Sinnlichkeit äußert; und die Verfechter des Schönen haben vollkommen Recht, so lange sie nur den rohen Naturmenschen oder die rohe Natur in dem kultivierten vor Augen haben.

Aber diese Erschlaffung der Sinnlichkeit, welche das Schöne bewirken soll, und die Würde des Menschen erheischt, darf nicht von sinnlichem Kraftmangel und Erschöpfung herrühren, sondern die Selbstthätigkeit des Geistes muß ihre Quelle sein, und die Freiheit der Vernunft muß der Macht der Naturtriebe Grenzen setzen. Diese Schmelzung und Erschlaffung, welche der Dichter meint, ist keine Wirkung der Schwäche, welche nur Ver-

achtung verdiente; sie ist die Wirkung einer höhern und geistigen Thätigkeit, sie ist eine Handlung des Geistes. Nur an den Geist darf der Sinn verlieren.

Die erschlassende Wirkung des Schönen hört also auf, wohlthätig zu seyn, und wird verderblich, sobald sie sich an der Geistigkeit äußert, und die Verächter desselben haben also vollkommen Recht, ihm aus dieser Eigenschaft einen Vorwurf zu machen, sobald sie dieselbe auf den rationalen Menschen anwenden.

Der sinnliche Mensch kann nicht genug aufgelöst, der rationale nicht genug angespannt werden, und alles, was zur Kultur der Menschlichkeit gethan werden kann, läuft auf diese Regel hinaus: „die sinnliche Energie durch die geistige zu beschränken.“

Wenn also die ästhetische Bildung diesem doppelten Bedürfniß begegnet, wenn sie auf der einen Seite die rohe Gewalt der Natur entwaſſnet und die Thierheit erschläßt, wenn sie auf der andern die selbstthätige Vernunftkraft weckt und den Geist wehrhaft macht, so (und

auch nur so) ist sie geschikt, ein Werkzeug zur sittlichen Bildung abzugeben. Diese doppelte Wirkung ist es, die ich von der schönen Kultur unnachlässlich fodre, und wozu sie auch im Schönen und Erhabenen die nöthigen Werkzeuge findet.

Vermittelt des Schönen arbeitet sie der Verwilderung, vermittelt des Erhabenen der Erschlaffung entgegen, und nur das genaueste Gleichgewicht beider Empfindungsarten vollendet den Geschmack. Die bloße Empfänglichkeit für das Erhabene reicht bey weitem nicht hin, den Menschen aus dem Stand der Wildheit zu reißen, und ebenso wenig kann eine einseitige Richtung des Geschmacks zu dem Schönen ihn vor Weichlichkeit schützen. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß die erhabene Anspannung des Gemüths, wo keine Schönheitsgefühle sie mildern, eine gewisse Härte, ja oft sogar Rohheit begünstigt, und daß im Gegentheil die Hinschmelzung des Gefühls bei dem Schönen, wo das Erhabene nicht entgegen arbeitet, zuletzt in Entnervung ausartet. Denn eben weil die Wirkung des

Erhabenen ist, das Gemüth zu spannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur allzu leicht, daß mit dem Karakter auch die Affekte erstarken, und die sinnliche Natur an einem Kraftgewinne Theil nimmt, der nur der geistigen gelten sollte; daher findet man in den heroischen Weltaltern die erhabensten Tugenden oft mit den rohesten Lastern gepaart. Und weil die Wirkung des Schönen ist, das Gemüth aufzulösen, so geschieht es ebenso leicht, daß mit der rohen Energie der Affekte auch zuletzt der Karakter schmilzt, und die geistige Natur an einer Abspannung Theil nimmt, die nur der sinnlichen gelten sollte; daher findet man in den versfeinerten Weltaltern das zarteste Gefühl für Harmonie, Schönheit und Ordnung nicht selten mit der schändlichsten Entwürdigung des Karakters gepaart.

Für den Menschen aus der Hand der Natur ist also nicht sowohl das Erhabene als das Schöne Bedürfnis; denn von Größe und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für die Reize der Schönheit anfängt, empfindlich zu werden. Für

den Menschen aus der Hand der Kunst ist hingegen das Erhabene Bedürfniß, denn nur allzugern verschärzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Durch diese Unterscheidung, Gnädigster Prinz, die mir auf Vernunft und Erfahrung gegründet scheint, wird, wie ich glaube, die Mißhelligkeit gehoben, die man in den Urtheilen der Menschen über den Werth der ästhetischen Kultur und ihren Zusammenhang mit der sittlichen antrifft, und zugleich wird dadurch der Gesichtspunkt eröffnet, aus welchem das Verhältniß des Geschmacks und der Künste zu der Menschheit im Ganzen gewürdigt werden muß. Ich habe also die doppelte Behauptung zu rechtfertigen: erstlich, daß es das Schöne sey, was den rohen Sohn der Natur verfeinert, und den bloß sensuellen Menschen zu einem rationalen erziehen hilft; zweitens, daß es das Erhabene sey, was die Nachtheile der schönen Erziehung verbessert, dem verfeinerten Kunstmenschen Federkraft erteilt



und mit den Vorzügen der Verfeinerung die Tugenden der Wildheit vereinbart.

Wenn Eure Durchl. mich jetzt eine Zeitlang vielleicht zu dogmatisch finden, so vergeben Sie es für diesmal dem Inhalt, der nicht wohl eine freyere Behandlung zuläßt, ohne an Nützlichkeit, worauf es hier vorzüglich ankommt, zu verlieren. Vielleicht gelingt es mir, die schwerfälligere Form durch das Interesse des Stoffs wieder gut zu machen, und Ihren reinen Wahrheitsinn desto eher zu befriedigen, je weniger ich Ihre Einbildungskraft zu bestechen suche.

Die Schönheit, habe ich gesagt, hilft die Anlage zur Rationalität in dem sensuellen Menschen entwickeln. Der Mensch nemlich ist seiner doppelten Bestimmung gemäß mit einer doppelten Anlage ausgestattet. Die Natur bestimmt ihn, zu empfinden und unmittelbar aus Empfindung zu handeln. Die Vernunft bestimmt ihn, zu denken und unmittelbar aus reinem Denken zu handeln.

In der Natur, (darunter verstehe ich den kausalen und final-Zusammenhang der Dinge)

soll der Mensch sich als eine Kraft beweisen, und der Grund gewisser Wirkungen seyn. Das ist, überhaupt gesprochen, seine Naturbestimmung. Der Zweck der Natur mit ihm ist also nicht er selbst, sondern seine Wirkungen. Seinen Naturzweck erfüllt er vollkommen schon durch den Inhalt oder das Materiale seines Handelns, wie es auch um den Bestimmungsgrund oder das Formale dieses Handelns stehen möge. Weil es für den Zusammenhang der Dinge nothwendig ist, daß etwas bestimmtes durch ihn geschehe, wie dieses geschehe aber für den Naturzweck vollkommen gleichgültig ist, so hat die Natur ihre Zwecke mit ihm dadurch gesichert, daß sie ihm durch Empfindungen vorschrieb, was er wirken soll, und ihn also seine physische Bestimmung auch bloß physisch und als bloße Naturkraft erfüllen läßt.

Alle Naturkräfte nemlich sind leidende Kräfte; sie wirken bloß, je nachdem auf sie gewirkt wird, und der Mensch ist also da, wo er unmittelbar aus Empfindung handelt, und was dieses Handeln betrifft, bloß ein leidendes Glied in der

Verfettung der Dinge. Die Natur treibt die Masse durch die Gravitation, das Organ durch die Vegetation, das vernunftlose und vernünftige Thier durch Begehrungskraft und Empfindung.

Dies gilt ohne Unterschied von jeder Thätigkeit des Menschen, die sich auf ein vorhergegangenes Bedürfnis bezieht. Er erfüllt in allen solchen Fällen blos einen physischen Zweck und erfüllt ihn blos als eine physische Kraft, wie hyperphysisch auch dasjenige seyn möge, was dieses Bedürfnis in ihm entstehen ließ.

Selbst die sogenannten moralischen Empfindungen, welche aus Gedanken entspringen und in dem vernünftigen Theil unsers Wesens gegründet sind, sind davon nicht ausgeschlossen. Als Empfindungen sind sie blos Affektionen der leidenden Kraft, und bloße Mittel der Natur, wodurch dieselbe gewisse physische Zwecke, wie z. B. Aufmunterung zur Thätigkeit, gesellschaftliche Verbindungen, gegenseitige Hülfsleistung und dergl. befördert. Wo wir unmittelbar aus diesen Empfindungen agieren, da handelt eigentlich die Natur, und nicht wir als Personen.

Und weil die Natur selbst von der Tugend nichts als ihre physischen Folgen braucht, so wird sie gleich gut bedient, wenn diese physischen Folgen auch durch etwas anderes als Tugend herbeigeführt werden. Auch kann die Natur, da ihre Zwecke pressieren, nicht auf unsere moralische Ausbildung warten (weil sie da lange warten müßte!) daher sie den sicherern und kürzeren Weg erwählt, und dasjenige selbst, d. i. durch unsere leidende Kraft, verrichtet, was sie von uns, nemlich unsrer thätigen Kraft, nicht mit Sicherheit erwarten kann. Mit andern Worten: die Natur regiert uns ebenso durch moralische Empfindungen, als durch sinnliche Gefühle, und hat das Menschengeschlecht schon Jahrtausende dadurch regiert. Sie kann es, weil ihr nur an dem Effect, nicht an dem moralischen Werth unsers Handels liegt; sie muß es, weil sie ihre Zwecke nicht so lange suspendiren kann, bis wir sie aus Grundsatz erfüllen helfen.

Indessen, Gnädigster Prinz, möchte ich nicht gerne so verstanden seyn, als ob ich von allem

demjenigen geringschätzig dünkte, was der Mensch nicht aus Grundsatz vollbringt, oder gar die moralische Empfindsamkeit aus dem menschlichen Herzen verbannt wünschte. Von dieser Paradoxie bin ich vielmehr so weit entfernt, daß ich diese schöne Fähigkeit des Gemüths, durch Ideen von Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit affiziert zu werden, als eine herrliche Anstalt der Natur bewundre, und den Menschen, dem sie mangelt, niemals lieb gewinnen kann. Die moralische Empfindsamkeit ist mir die wirksamste Feder in dem großen Uhrwerk der Menschheit; aber — muß ich ausdrücklich hinzufügen — aber auch nur außen in dem Uhrwerk, wo die Naturnothwendigkeit waltet, nicht in unserm innern Selbst, wo die Freiheit regiert. Ich kann nicht umhin, den Menschen, der sie besitzt, als ein edleres Naturwesen zu betrachten, aber seiner Person kann ich kein Verdienst daraus machen. Um ihn als Vernunftwesen hoch zu achten, muß ich mich vorher überzeugt haben, daß er ebenso uneigennützig, standhaft und gerecht handeln würde, wenn diese Tugenden auch nicht den

Reiz für ihn hätten, den sie wirklich haben, und ihre Ausübung ihm ebenso viel Ueberwindung kostete, als sie ihm jetzt Vergnügen macht.

Man hat also Unrecht, auf die verschiedene Art der Empfindungen, welche bei menschlichen Handlungen im Spiele sind, einen moralischen Unterschied dieser Handlungen zu gründen. Es ist niemals die, ihr zum Grund liegende Empfindungsweise, was eine Handlung als sittlich und nicht sittlich charakterisiert; denn was unmittelbar aus Empfindung geschieht, geschieht schlechterdings und überall physisch, und wird durch die Natur vorgeschrieben. Der innere Sinn oder das Vermögen, sich selbst durch Gedanken zu affizieren, spezifiziert den Menschen bloß als eine verständige Thierart und als ein edleres Sinnenwesen; aber nur seine Rationalität oder das Vermögen, nach reinem Denken zu handeln, kann ihn generisch von dem Thier unterscheiden. Es mag also etwas noch so geistiges seyn, was ihn in Empfindung versetzt, sobald er unmittelbar durch diese Empfindung bestimmt wird, so bestimmt er sich bloß als ein verständiges Thier:

denn Thier heist alles, was so handelt, weil es so empfindet.

Ich fahre in meiner Untersuchung fort, und bitte nochmals um Ihre Rücksicht, Gnädigster Prinz, wegen der dogmatischen Wendung, die sie genommen hat.

So wie die physische Weltordnung bloß das Materiale meines Wirkens beabsichtigt, ohne nach der Form oder dem Bestimmungsgrund desselben zu fragen, so nimmt die moralische Weltordnung bloß auf das letztere Rücksicht und abstrahiert ganz und gar von dem Inhalt meines Handelns, um sich bloß an die Form zu halten. Meine Naturbestimmung war, mich im Zusammenhang der Kräfte als eine Kraft zu beweisen, und der Grund gewisser Wirkungen zu seyn. Meine Vernunftbestimmung ist, mich als eine unabhängige und absolute Kraft zu beweisen, deren Wirkung auf kein Leiden gegründet, sondern durchaus frey aus ihr selbst hervorgegangen und reine Selbstbestimmung ist.

Hier also, in der moralischen Weltordnung, kommt nicht mein Effect und mein Produkt,

sondern der produzierende Grund in mir, meine Gesinnung, in Betrachtung. Meine Vernunftbestimmung personifiziert mich, da die Natur mich bloß als eine Sache, und als ihr Mittel behandelt. Der Naturzweck mit mir geht durch mich hindurch und über mich hinaus; der Zweck der Vernunft mit mir steht bey meiner Personlichkeit stille, und macht mich zu seinem Mittelpunkt.

Da es nun meine Vernunftbestimmung als nothwendig mit sich bringt, daß ich mich unabhängig von allen äußern Bedingungen, aus mir selbst bestimme, dabey aber für diese meine Bestimmung völlig gleichgültig ist, wie meine Handlung in der Sinnenwelt ausschläge, so kann mir die Natur meine Thätigkeit nicht mehr durch Empfindungen vorschreiben, sondern diese muß unabhängig und frey aus reinen Erkenntnissen fließen.

Nur wo ich aus reiner Erkenntniß handle, beweise ich eine absolut freye Thätigkeit. Um empfinden zu können, muß ich etwas außer mir setzen, wodurch mein Zustand bestimmt wird,



ich bedarf. Nicht so, wenn ich denke oder erkenne; denn ob ich gleich meine höchste Denkfähigkeit nie anders, als an einem Stoff, der zuletzt immer von außen kommen muß, äußern kann, so entspringt sie doch nicht aus dem Stoffe, sondern wird nur an demselben sichtbar. Der Gedanke ist eine Operation, die ich mit einem Gedankenstoff vornehme, die Empfindung ist eine Passion, die ich von einem Stoffe erleide. Bestimmt mich also eine Empfindung zum Handeln, so liegt der Grund meiner Thätigkeit außer mir, und ich empfangе das Gesez. Bestimmt mich hingegen eine Erkenntniß zum Handeln, so liegt der Grund meiner Thätigkeit in mir, und ich gebe mir das Gesez. Die Sensualität ist also ein Zustand der Abhängigkeit, die Rationalität ist ein Zustand der Freyheit.

Und von dieser Dienstbarkeit der Natur soll ich mich aufrichten zur Würde der Geister, zur Menschheit, zur Gottheit. Meine sittliche Bestimmung verlangt schlechterdings, daß ich von aller Empfindung zu abstrahieren vermögend sey, sobald die Vernunft, als höchste Gesezgeberin,

es gebietet. Aber ich bin weit früher ein Sinnenwesen, als ich mich als eine Intelligenz kennen lerne, und obgleich die Vernunft in mir moralisch das Vorrecht hat, so hat die Natur in mir doch physisch den Vorsprung. Ehe der selbstthätige Geist seine Kräfte prüft, hat der Trieb seine Herrschaft bevestigt. Und doch soll ich, sobald die moralische Erkenntniß erwacht, meine lange Gewohnheit verlassen, und eine Kraft, die ich nie geübt, derjenigen entgegensetzen, die bisher allein in mir thätig war. Wie werde ich nun von dieser sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit einen Uebergang finden?

Könnte mir in diesem geistigen Akt auch nur im geringsten die Fertigkeit etwas helfen, die ich bey meinem sinnlichen Wirken erlangte, könnte ich von der Natur einen Beystand dabey erwarten, so wäre der Uebergang nicht schwer. Aber eben darin besteht ja die rationale Freiheit des Handelns, daß aller Natureinfluß aufhöre, und von allem, was sinnlich ist, ganz und gar abstrahiert werde. Der Materie darf schlechterdings nicht gestattet werden, sich in die

reine Gesetzgebung der Vernunft einzumischen, wenn der Begriff einer reinen Gesetzgebung nicht aufgehoben werden soll; also bleibt nichts anders übrig, um einen Uebergang möglich zu machen, als daß die Selbstthätigkeit der Vernunft an den Geschäften der Sinnlichkeit Theil nehme. Wenn sich das sittliche Verfahren des Gemüths nicht sensualisieren läßt, so muß sich das sinnliche Verfahren rationalisieren lassen. Mit einem Wort: Wenn die Materie zu dem Geist nicht hinaufsteigen kann und darf, so bleibt nichts übrig, als daß der Geist zur Materie heruntersteige.

Es ist nemlich schlechterdings nothwendig, daß der Mensch da, wo er sich als Intelligenz zu legitimieren hat, reine Selbstthätigkeit beweise; aber es ist nicht schlechterdings nothwendig, daß er da, wo er als Sinnenwesen handelt, nur als ein solches handle und sich bloß leidend verhalte. Im Gegentheil, so sehr es den Menschen schändet, dasjenige durch die leidende Kraft zu verrichten, was er durch die thätige vollbracht haben sollte, so sehr ehrt und erhebt

es ihn, dasjenige mit Zuziehung der thätigen Kraft zu thun, was gemeine Seelen nur durch die leidende verrichten. Meine Achtung gegen einen Menschen sinkt, sobald ich ihn da, wo die Pflicht ganz ausdrücklich spricht, materielle Antriebe (und wenn es selbst Religionsgründe wären) zu Hülfe nehmen sehe. Meine Achtung gegen denjenigen steigt, der da Geschmach beweist, wo ein andrer bloß ein Bedürfniß befriedigt.

Also schon im Gebiet der Empfindungen muß der selbstthätige Geist in uns seine Wirksamkeit eröffnen, und eine Kraft, welche sich nachher im moralischen Gebiete in vollkommener Reinigkeit äußern soll, schon bey sinnlichen Verrichtungen anspielen und in Uebung sehen. Wir können also drey verschiedene Epochen oder Grade, wenn man will, bemerken, die der Mensch zu durchwandern hat, ehe er das ist, wozu Natur und Vernunft ihn bestimmten.

Auf der ersten Stufe ist er nichts als eine leidende Kraft. Er empfindet hier bloß, was die Natur außer ihm ihn empfinden lassen will,

und bestimmt sich blos, je nachdem er empfindet. Er empfindet Lust, weil ihm von außen Stoff gegeben wird, und Unlust blos weil ihm nicht gegeben, oder weil ihm genommen wird. Entweder stürzt er auf die Gegenstände und will sie in sich reißen in der Begierde; oder die Gegenstände stürzen feindlich auf ihn, und er stößt sie von sich in der Verabscheuung. In dieser drückenden Dependenz von Naturbedingungen vegetiert der Mensch, bis, auf der zweiten Stufe, die Betrachtung ihn frey macht.

Das Wohlgefallen der Betrachtung ist das erste liberale Verhältniß des Menschen gegen die ihn umgebende Natur. Wenn das Bedürfnis seinen Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den andern in die Ferne. Die Begierde zerstört ihren Gegenstand, die Betrachtung berührt ihn nicht. Die Naturkräfte, welche vorher drückend und beängstigend auf den Sklaven der Sinnlichkeit eindrangen, weichen bey der freyen Kontemplation zurück, und es wird Raum zwischen dem Menschen und den Erscheinungen. Wenn sich der grobe Schwelger

am Anblick einer weiblichen Schönheit weidet, so zielt er dabey immer (wenn auch nicht wirklich, doch gewiß in der Einbildung) nach Besitz, nach unmittelbarem Genuß. Wenn sich der Mann von Geschmack an diesem Anblick ergötzt, so genügt ihm an der bloßen Betrachtung. Von dem Objecte selbst will er nichts, und mit der bloßen Vorstellung zufrieden, bleibt er gleichgültig gegen die Existenz desselben; wenigstens hat sein Vergnügen mit der Leptern nichts zu thun.

Ich verhalte mich zwar auch bey Empfindungen der Schönheit leidend, wie bey ganz materiellen Vergnügungen, in so fern ich den Eindruck der einen wie der andern von außen empfangе, und dieser Eindruck mich in den Zustand der Lust versetzt. Aber die Lust an diesem Eindruck empfangе ich, bei dem schönen Gegenstande, nicht von außen, es ist nicht der materielle Eindruck auf mein Empfindungsvermögen, sondern eine dazwischen tretende thätige Operation meiner Seele, nemlich die Reflexion darüber, was mich in den Zustand der Lust versetzt.

Das materielle Vergnügen entspringt unmittelbar aus dem Stoff, den ich empfangе, das ästhetische Wohlgefallen entspringt aus der Form, die ich einem empfangenen Stoff ertheile. Ich ergöze mich an dem Angenehmen, weil es mir Gelegenheit giebt, etwas zu erleiden, ich ergöze mich an dem Schönen, weil es mir Gelegenheit giebt, etwas zu thun.

Das Wohlgefallen der freien Betrachtung übt mich also, Gegenstände nicht mehr bloß auf meinen physischen Zustand und auf meine leidende Kraft, sondern unmittelbar auf meine Vernunft zu beziehen, und mein leidendes Vermögen mittelbar durch das thätige zu affizieren. Ich verhalte mich zwar leidend, in so fern ich empfinde, aber ich empfinde nur, weil ich thätig war. Ich empfangе zwar, aber ich empfangе nicht von dem Naturmechanismus, sondern von der denkenden Kraft.

Ich habe also bey dem Wohlgefallen der freien Betrachtung meine Rationalität eröffnet, ohne meine Sensualität abgelegt zu haben. Ich habe die wichtige Erfahrung gemacht, daß ich

mehr bin, und mehr in mir habe, als eine bloß leidende Kraft, und diese höhere Kraft habe ich zu üben angefangen. Anfangs war ich nichts als ein Instrument, auf dem die physische Nothwendigkeit spielte. Weil auf mich gewirkt wurde, empfand ich; weil ich empfand, so begehrte ich. Hier also waren Ursache und Wirkung physisch. Jetzt auf der zweyten Stufe mische ich mich selbst, als ein freyes Principium und als Person, in meinen Zustand. Ich erleide zwar noch, denn ich empfinde, aber ich erleide, weil ich handelte. Hier ist also zwar die Wirkung (die Empfindung), aber nicht die Ursache dieser Empfindung physisch. Es ist kein Stoff von außen, sondern ein Stoff von innen, eine Vernunftidee, was mein Gefühlvermögen affiziert. Noch eine Stufe weiter, und ich handle, weil ich handelte, d. i. ich will, weil ich erkannte. Ich erhebe Begriffe zu Ideen und Ideen zu praktischen Maximen. Hier auf der dritten Stufe lasse ich die Sinnlichkeit ganz hinter mir zurück, und habe mich zu der Freiheit reiner Geister erhoben.



(Der Gemeinspruch, daß die Extreme sich berühren, hat auch hier seine volle Gültigkeit, denn sobald wir von ihrem Inhalt abstrahieren, folgen beide entgegengesetzte Gemüthsverfassungen, der Zustand der höchsten Abhängigkeit und der Zustand der höchsten Freiheit völlig derselben Regel. Der ganz sensuelle und der ganz rationelle Mensch haben mit einander gemein, daß beide sich unmittelbar, jener aus Empfindung, dieser aus reiner Erkenntniß bestimmen. Dieselbe Rigidität, womit die Natur dem Sklaven der Sinne gebietet, übt das Sittengesetz gegen den moralischen Willen aus; dieselbe Lagität, welche sich der sinnliche Mensch gegen die Gesetze der Geister erlaubt, gebietet die Vernunft dem sittlichen Menschen gegen die Gesetze der Natur. Recht oder Unrecht — ich muß genieszen, sagt die Leidenschaft. „Fiat justitia et pereat mundus,“ sagt die Pflicht.)

Durch das Empfindungsvermögen des Schönen wird also ein Band der Vereinigung zwischen der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen geflochten, und das Gemüth von dem

Zustand des bloßen Leidens zu der unbedingten Selbstthätigkeit der Vernunft vorbereitet. Die Freiheit der Geister wird bey dem Schönen in die Sinnenwelt eingeführt, und die reine dämonische Flamme läßt hier (wenn Sie mir die Metapher erlauben wollen) auf dem Spiegel der Materie, wie der Tag auf den Morgenwolken, ihre ätherischen Farben spielen.

Ich erinnere mich hier einer Stelle aus meinem Gedicht, die Künstler; die (ich weiß nicht mehr, warum) einer andern aufgeopfert worden ist. Sie mag hier als eine Ruine stehen bleiben:

Wie mit Glanz sich die Gewölke mahlen,  
Und des Berg's besonnter Gipfel brennt,  
Eh sie selbst, die Königin der Strahlen,  
Leuchtend aufzieht an dem Firmament;  
Tangt der Schönheit leicht geschürzte Hore  
Der Erkenntniß goldnem Tag voran,  
Und die jüngste aus dem Sternenshore  
Oeffnet sie des Lichtes Bahn.

F. Schiller.

#### IV.

#### Durchlauchtigster Prinz!

In dem Zeitraum, der zwischen Absendung dieses und des vorhergehenden Briefes verflossen ist, habe ich mein Vaterland nach einer vieljährigen Verbannung aus demselben wiedergesehen, ich bin Vater eines Sohnes geworden und habe neue langwierige Anfälle meiner alten Krankheit ausgestanden. Dieser Zusammenfluß fröhlicher Zerstreuungen und trauriger Zufälle verzögerte die Vollendung und Absendung des Einschlusses, und ich verliere jetzt keinen Augenblick, den abgerissenen Faden wieder an-

zukuüpfen. Wie aufmunternd war mir die Versicherung Ew. Durchl., daß dieser Briefwechsel Ihnen einige Unterhaltung verschafft, und daß Sie einen raschen Gang desselben nicht ungern sehen. Auch hoffe ich Ihnen durch die Folge zu beweisen, daß es nicht meine, sondern meines Schicksals Schuld ist, wenn ich bisher hinter Ihren Erwartungen und meinen eigenen Wünschen zurückgeblieben bin.

Aber eine Verbindlichkeit auf meiner Seite darf auf der Ihrigen, Vortrefflichster Prinz, durchaus keine nach sich ziehen. Jeder Federzug von Ihrer Hand, womit Sie meine Briefe zu beantworten würdigen, wird mir ein kostbares Geschenk seyn; aber es zu erwarten werde ich mir nie erlauben. Es ist nichts, was ich gegen Menschen, die ich hochschätze und liebe, weniger verletzen möchte, als ihre Freiheit. Eine sehr schmeichelhafte Stelle Ihres Briefes, worin Ew. Durchl. sich herablassen, mir einen Grund Ihrer verzögerten Antwort anzugeben, veranlaßt mich zu dieser Erklärung.

Baggesen hat mir Ew. Durchl. gerade so  
 Mittheilen, Briefe. 6

geschildert, wie Graff in Dresden und jeder gute Bildnißmahler portraitiert. Er hat Ihnen keine fremde Züge geliehen, und dies allein nenne ich ein Gemählde schmeicheln; er hat bloß die Ihrigen idealisirt, und der Zeichnung, die er mir von Ihnen machte, durch den Ausdruck seiner Empfindungen ein erhöhteres Kolorit gegeben. Einen Karakter verschönern und einen Karakter idealisiren sind mir aber zwey ganz verschiedene Dinge. Dieses letzte kann nur der vortreffliche Künstler; jenes ist der gewöhnliche Behelf des mittelmäßigen. Jeder individuelle Menschenkarakter ist wieder seine eigene Gattung, und die augenblicklichen Erscheinungsweisen sind nur verschiedene Arten dieser Gattung. Diese augenblicklichen Erscheinungsweisen sind zum Theil zufällig, weil äußere vorübergehende Umstände darauf Einfluß haben, und weil sie nicht vom Karakter allein ausgehen, so können sie auch kein treues Bild desselben seyn. Um dieses treue Bild zu erhalten, muß man das Innere und Bleibende, was ihnen zum Grund liegt, von dem Zufälligen abzusondern wissen, man

muß die Gattung oder das Generische dieser Individualität auffuchen, und das nenne ich ein Portrait idealisieren. Die Eigenthümlichkeit eines Charakters verliert bey dieser Operation nicht nur gar nichts, sondern sie kann nur auf diesem einzigen Wege gefunden werden; denn weil man nur das Zufällige und was von außen kommt, davon abgezogen hat, so muß das Innere und Bleibende desto reiner zurückbleiben. Freilich wird ein, auf diese Art entworfenes Bild dem Original in keinem einzigen Momente vollkommen gleichen, aber es wird ihm im Ganzen desto treuer seyn.

Ein solches Bild hat mir Daggesen, vielleicht ohne es zu wissen oder zu wollen, von Em. Durchl. entworfen, und die treffende Uebereinstimmung dieses Bilds mit allem dem, worin Ihr Geist und Herz sich mir offenbaren konnte, verbürgt mir die Richtigkeit seiner Schilderung. Erlauben Sie mir also, mein Hochachtungswürdigster Prinz, daß ich Ihnen die Gerechtigkeit erzeige, die Sie Selbst Sich zu versagen scheinen.

Ich habe mich in einigen Stellen meines vorigen Briefes etwas unbestimmt ausgedrückt, und Eure Durchl. geben mir durch Ihre geistreiche Bemerkung Gelegenheit, meinen Fehler zu verbessern. Ich habe das Bedürfniß unserer Zeit auf die praktische Ausbildung eingeschränkt, und der theoretischen Kultur des Jahrhunderts ein günstigeres Zeugniß gegeben, als sie Ihnen, Gnädigster Prinz, bis jetzt zu verdienen scheint. Vielleicht kann ich durch eine bestimmtere Erklärung Ihren Zweifel auflösen.

Es ist vollkommen wahr, wie Ew. Durchlaucht behaupten, daß der größere Theil des Uebels, welches wir dem laufenden Jahrhundert zum Vorwurf machen, in nicht genug berichtigten Begriffen und Vorurtheilen seinen Grund hat, und von einer Verfinsternung der Köpfe zeugt, die dem Zeitalter der Aufklärung sehr wenig Ehre bringt. Mangel an theoretischer Kultur ist daher allerdings eine der nächsten Ursachen der Verwilderung, an der unsre Zeitgenossen krank liegen — eine der nächsten Ursachen, aber die letzte nicht. Denn ich frage wieder: woher

dieser Mangel theoretischer Kultur bey allen Riesenschritten der Philosophie, bey allem Licht, das eine gründlichere Kenntniß der Natur, ein tieferes Studium des Menschen und seiner Verhältnisse aufstreckte, bei allen Bemühungen denken der Köpfe, diese Kenntnisse zu verbreiten und allgemein zu machen? Das Magazin ist gefüllt und aller Welt geöffnet, aus dem der gemeinste Menschenverstand Licht und Wahrheit schöpfen kann — warum sind derer so wenige, welche daraus schöpfen? Das Zeitalter ist aufgeklärt, damit will ich sagen, die Kenntnisse sind wirklich gefunden und ausgestellt, welche unsre Begriffe berichtigen könnten. Eine gesündere Philosophie hat die Wahnbegriffe unterwühlt, worauf der Aberglaube seinen Schattenthron erbaute — warum steht dieser Thron noch jezt? Eine bessere Moral hat unsre Politik, unsre Legislation, unser Staatsrecht gemustert, und das Barbarische in unsern Gewohnheiten, das Mangelhafte in unsern Gesetzen, das Ungereimte in unsern Convenienzen und Sitten aufgedeckt —



woran liegt es, daß wir nichts desto weniger noch Barbaren sind?

Es muß also in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell strahlte, im Wege steht, und was sie hindert, sich in den Besitz des Bessern zu setzen, das ihnen zur Schau getragen wird. Die Alten haben es geahndet, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: Sapere aude.

Ermanne Dich, weise zu seyn. Kraft und Energie des Entschlusses gehört also dazu, die Hindernisse zu besiegen, welche theils die natürliche Trägheit des Geistes, theils die Feigheit des Herzens der Aufnahme der Wahrheit entgegen setzen. Nicht umsonst wird uns die Weisheitsgöttin in der Fabel als eine Kriegerin vorgestellt, die in voller Rüstung aus Jupiters Haupte stieg. Denn schon die erste Verrichtung der Weisheit in den Köpfen ist kriegerisch. Schon in ihrer Geburt muß sie den schweren Kampf mit der Sinnlichkeit bestehen, die sich unter fremder Vormundschaft viel zu wohl befindet,

als daß sie die Epoche der Mündigkeit nicht so weit als möglich zurücksetzen sollte.

Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfniß viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und innern Kampf mit Bahnbegriffen und Vorurtheilen aufraffen sollte. Das ganze Maas seiner Kraft erschöpft die Sorge für das Nothwendige, und hat er dieses mühsam errungen, so ist Ruhe und nicht neue Geistesarbeit sein Bedürfniß. Zufrieden, daß er selbst nur nicht denken darf, läßt er andre gern über seine Begriffe die Vor-mundtschaft führen, und erspart sich durch eine blinde Resignation in fremde Weisheit die saure Nothwendigkeit der eigenen Prüfung. Geschieht es, daß in seinem Kopf und Herzen sich höhere Bedürfnisse regen, so ergreift er mit hungrigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten, und womit es ihnen von jeher gelungen ist, das erwachte Freiheitsgefühl ihrer Mündel abzufinden.

Man wird daher immer finden, daß die ge-  
drücktesten Völker auch die borniertesten sind;  
daher muß man das Aufklärungswerk bey einer  
Nation mit Verbesserung ihres physischen Zu-  
standes beginnen. Erst muß der Geist vom  
Joch der Nothwendigkeit losgespannt werden,  
ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann.  
Und auch nur in diesem Sinn hat man Recht,  
die Sorge für das physische Wohl der Bürger  
als die erste Pflicht des Staats zu betrachten.  
Wäre das physische Wohl nicht die Bedingung,  
unter welcher allein der Mensch zur Mündigkeit  
seines Geistes erwachen kann; um seiner selbst  
willen würde es bey weitem nicht so viel Auf-  
merksamkeit und Achtung verdienen. Der Mensch  
ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und  
sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen  
und satt zu essen haben, wenn sich die bessere  
Natur in ihm regen soll.

Diese unglückliche Menschenklasse, welche ihre  
besten Kräfte im Ringen mit der physischen  
Noth verzehrt, verdient indessen mehr unser  
Mitleid als unsre Verachtung, wenn sie nicht

zum Licht der Vernunft erwacht. Aber diese Entschuldigung kommt denjenigen nicht zu statten, welche ein besseres Loos vom Joch der Nothwendigkeit entbindet, aber ihre eigene Wahl und Neigung zu Sklaven der Sinne macht. Was jenen der Zwang ihrer Lage verbietet, davon schreckt diese eine strafbare Weichlichkeit ab. Man muß sich ermannen zur Weisheit, und das mögen sie nicht. Der Entschluß zur Aufklärung ist ein Wagniß, welches Losreißung aus dem Schoße der Trägheit, Anspannung aller Geisteskräfte, Verleugnung vieler Vortheile und eine Beharrlichkeit des Muths erfordert, die dem verzärtelten Sohn der Lust viel zu schwer wird. Sie ziehen den Dämmerchein dunkler Begriffe, wobey man lebhaft empfindet, und die freiere Phantasie sich nach eigenem Belieben bequeme Gestalten bildet, dem Tageslicht deutlicher Erkenntnisse vor, die das beliebte Blendwerk ihrer Träume verjagen. Das unbestimmte ist ihnen gerade recht, weil sie dadurch überhoben werden, sich nach den Dingen zu richten, und sich ein-

bilden können, der Natur das Gesetz vorzuschreiben. Sie fliehen die Aufklärung nicht bloß um der Mühe willen, womit sie erworben werden muß; sie fürchten sie eben so sehr um der Resultate willen, zu denen sie führt. Sie sind bange, die Lieblingsideen aufgeben zu müssen, denen nur die Dunkelheit günstig ist, und mit ihren Wahnbegriffen zugleich die Grundsäulen einstürzen zu sehen, die das morsche Gebäude ihrer Glückseligkeit tragen. Wie viele Menschen giebt es, deren ganzes Lebensglück auf einem Vorurtheil ruhet, das bey dem ersten ernsthaften Angriff des Verstandes zusammenfallen muß! Wie viele giebt es, die ihren ganzen Werth in der Gesellschaft auf ihren Reichthum, auf ihre Ahnen, auf körperliche Vorzüge gründen! Wie viele andere, die mit zusammengerafften Gedächtnisschätzen, mit einem unschmackhaften Wize, mit einer Scheingröße des Talents prunken, und im Wahn einer Wichtigkeit glücklich sind, die keine Probe aushalten würde. Alle diese Menschen müßten die Aufklärung mit dem harten Opfer

ihres besten Reichthums erkaufen, sie mühten damit anfangen alles zu verlieren, worauf sie stolz gewesen sind, ehe sie die Vortheile der bessern Erkenntniß schmeckten. Um aber einen, dem ersten Anscheine nach so mißlichen Tausch zu treffen, müssen sie eine Verläugnungsgebe, eine Stärke des Geistes, eine Energie des Entschlusses besitzen, die man aus den Armen der Leppigkeit selten mitzubringen pflegt. Sie mühten sich Herz fassen zur Weisheit, weil es in der That Herzhaftigkeit erfordert, seine gegenwärtigen Besizungen für Güter der Erwartung aufzugeben.

Diese Männlichkeit des Geistes ist der Gegenstand praktischer Kultur, und in so fern also Energie des Entschlusses nöthig ist, um aus dem Zustand verworrener Begriffe zu deutlichen Erkenntnissen überzugehen, muß der Weg zu der theoretischen Kultur durch die praktische geöffnet werden. Aus diesem Grunde, Gnädigster Prinz, hielt ich mich für berechtigt, die letztere für das dringendere Bedürfniß unsrer Zeit zu erklären,

weil alle Erfahrungen mich überzeugen, daß nicht sowohl objektive Hindernisse (Unzulänglichkeit der Wissenschaft) als vielmehr subjektive Hindernisse (Fehler des Willens) sich der Aufklärung entgegensetzen, und daß es bloß an der Schlaffheit des Geistes liegt, wenn wir jetzt noch das Joch der Vorurtheile tragen.

Indem ich behaupte, daß die Kultur des Geschmacks diesem Uebel abhelfe, und das wirksamste Mittel sey, die Gebrechen des Zeitalters zu verbessern, so bin ich weit entfernt, sie für das Einzige zu halten, und den großen Antheil zu übersehen, den eine gründliche Forschung der Natur und eine pragmatische Philosophie an der Bildung des Menschengeschlechts haben. Nur, ist meine Meinung, werden sich Philosophie und Erfahrung so lange umsonst vereinigen, den Menschen über das Wesen der Dinge und über seine Pflichten aufzuklären, als die subjektiven Hindernisse nicht hinweggeräumt worden, welche seinen Sinn vor der Kenntniß der Wahrheit verschließen, und, wenn diese auch wirklich

den Zugang zu ihm gefunden, ihm das Vermögen rauben, sich seiner bessern Einsicht gemäß zu betragen. Diese schlimme Disposition zu verbessern, ist meiner Meinung nach das Werk der ästhetischen Kultur, welche also der wissenschaftlichen beständig zur Seite gehen muß. Der Geschmack allein vermehrt unser Wissen nicht, berichtigt unsre Begriffe nicht, lehrt uns nichts über die Objekte. Die Wissenschaft allein reicht ebenso wenig hin, unsre Grundsätze nach unserm bessern Wissen umzuformen, und unsre Kenntnisse zu praktischen Maximen zu erheben. Sie giebt uns nur die Materialien zur Weisheit; jener hingegen gewinnt unser Herz dafür, und verwandelt sie in unser Eigenthum.

Nach dieser vorläufigen Erklärung, Gnädigster Prinz, glaube ich Sie auf die Fortsetzung der angefangenen Betrachtungen verweisen zu dürfen, welche in dem Einschluß enthalten ist. Nichts kann zugleich schmeichelhafter und belehrender für mich seyn als Ihre Zweifel; sie überzeugen mich, daß Sie meine Ideen eines prüfenden Auges würdigen, und verschaffen mir



Gelegenheit, das Mangelhafte derselben zu ergänzen.

Mit den lebhaftesten Empfindungen der Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe ersterbe ich  
Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht verpflichtetster

J. Schiller.

Ludwigsburg in Schwaben, den 11. Nov. 1793.

## V.

### Durchlauchtigster Prinz!

Ehe ich die angefangene Materie verlasse, so verstaten Sie mir, was ich bisher blos theoretisch ausführte, auch historisch zu erweisen. Ich versetze mich in Gedanken in die Urwelt zurück, und folge der jugendlichen Menschheit auf ihren ersten Schritten zur Humanisierung.

Was war der Mensch, ehe die seelenbildende Kunst ihre Hand an ihn legte? Der trozigste Egoist unter allen Thiergattungen, und bey aller Anlage zur Freiheit der abhängigste Sinnen:slave. Er sorgte blos für sich selbst und schätzte

nichts, als was seine rohen Begierden stillte. Die schöne Natur breitete umsonst ihre Herrlichkeit vor ihm aus. Er sah nichts in ihr als eine Beute, über welche seine Begehrlichkeit herstürzen konnte. Er betrachtete sie bloß mit dem gierigen Blick eines Räubers, wenn sie ihm ihren Reichthum zur Schau ausstellte, und bloß mit dem knechtischen Blick eines Mißethäters, wenn sie in Gewittern, Erdbeben, Ueberschwemmungen ihre Größe und Macht bliden ließ. Ohne eine Wahl anzustellen, trachtete er bloß nach unmittelbarer Befriedigung. Der Geschlechtstrieb war das einzige Band, das ihn an seine Gattinn fesselte, und die Befriedigung dieses Triebes die einzige Forderung, die er an sie machte. Bey seiner Bekleidung, seinen Geräthschaften, seiner Wohnung sah er bloß auf das Nothwendige. Eine Höhle genügte ihm um ihn vor dem Grimm wilder Thiere und der Witterung zu schützen. Gebrach es an dieser, so machte er sich eine künstliche von Baumzweigen oder Steinen; so kümmerlich sie auch ausfallen mochte, der Noth war sie schön genug. So

tropig er sich gegen die Ohnmacht bewies, so verzagt war er gegen die Uebermacht. Alles, was er überwältigen konnte, nahm er als Eigenthum in Anspruch; alles, womit seine Stärke sich nicht zu messen wagte, war ihm ein feindliches Wesen, das gegen ihn bewaffnet war; so legte er in alles, was ihm vorkam, die mörderische Selbstsucht, die seine eigene Brust besetzte.

So elend erscheint uns die Menschheit auf ihrer untersten Stufe. So finden wir die alten Belagerer im Thucydides, und neuere Weltentdecker haben die Schilderung des Griechen bey vielen Völkern der Südsee und des nördlichen Asiens bestätigt gefunden.

Ich verlasse dieses niederschlagende Bild, um Ihnen, Gnädigster Prinz, ein fröhlicheres vorzuführen. Was war es für ein Phänomen, welches die anfangende Humanisierung bey diesen wilden Stämmen verkündigte? So viele historische Annalen wir auch zu Rath ziehen mögen, es ist bey allen Völkern dasselbe Phänomen: die Liebe zum Puz.

Der Wilde hört auf, sich mit dem Nothwendigen zu begnügen; er verlangt, daß es noch eine Eigenschaft mehr besitze, und zwar eine Eigenschaft, die nicht mehr seinen thierischen Trieb, sondern ein Bedürfniß von besserer Abkunft befriedigt. Diese Eigenschaft ist das Schöne. Freilich nur schön für seinen barbarischen Geschmack, aber hier kommt es ja nicht auf den Inhalt, sondern bloß auf die Form des Urtheilens an, und mit dieser ist eine Veränderung vorgegangen. Es gründet sich nicht mehr auf die unmittelbare und materielle Empfindung, sondern auf die Reflexion, auf die freie Betrachtung. Auch das Häßliche, als schön beurtheilt, beweist schon die Thätigkeit eines freieren Vermögens, ein Wohlgefallen ohne Sinneninteresse, einen anfangenden, wenn gleich noch so grotesken Geschmack.

Das Schöne des Wilden ist immer das Seltsame, das Schreiende, das Bunte. Er bildet groteske Figuren, liebt grelle Farben, und eine gellende Musik. Aber da diese Eigenschaften kein materielles Wohlseyn schlechterdings nicht

verbessern können, so muß man annehmen, daß er sie auf seine Denkkraft bezieht, und sie nicht darum schätzt, weil er unmittelbar etwas angenehmes dabey erleidet, sondern weil sie ihn mittelbar, als Anlässe zur Thätigkeit, rühren. Sie gehören also in subjektivem Sinn allerdings zur Familie des Schönen, wie sehr sie auch, in objektiver Rücksicht, davon ausgeschlossen sind. Sie gefallen seinem innern Sinn, weil sie ihm eine Thätigkeit des Verstandes zu empfinden geben.

Jetzt jängt auch der Wilde an, auf den Eindruck Acht zu haben, den er auf andere macht. Er will gefallen. Schon diese einzige Regung macht ihn zum Menschen. Dieses Bedürfniß könnte er nicht haben, wenn er nicht angefangen hätte, aus dem engen Kreis der Nothwendigkeit heraus zu treten, und für den Werth der Dinge einen andern Maasstab zu gebrauchen, als die Beziehung auf sinnlichen Genuß. Alles was er besitzt, muß jetzt neben dem Dienst, wozu es da ist, noch eine Forderung erfüllen. Es muß ausgezeichnet seyn und in die Augen fallen; denn so pflegt sich der erste Geschmack anzukündigen.

Er, der auf der ersten Stufe vorlieb nahm, fängt an zu wählen, und was ihn bey dieser Wahl leitet, ist mehr werth als seine ganze vorige Existenz. Jetzt sucht sich der alte Germanier schönere Thiersfelle, prächtigere Geweyhe, zierlichere Trinkgeschirre aus, und der Nordkaldonier läßt bey seinen Festen die buntesten Muscheln kreisen. Selbst die Waffen sollen jetzt nicht mehr bloße Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn. Das rauhe Feldgeschrey fängt an, dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen.

Nicht zufrieden, das Nothwendigere zu verschönern, macht sich der menschengewordene Wilde das Schöne, auch schon der bloßen Schönheit wegen, zum Zweck, und will gewisse Dinge, bloß um dieses Zwecks willen, haben. Er schmückt sich. Die Gegenstände seiner Begierde wachsen, die Zahl seiner Güter mehrt sich, bis die künstlichen Bedürfnisse die natürlichen übersteigen. Der bloße Nutzen ist schon eine zu enge Grenze für seine erweiterten Neigungen. Wie er seine Haare mit Federn, seinen Hals mit Korallen

ziert, wie er sogar an seinem eigenen Körper künstelt, und seine natürliche Gestalt, in der Absicht, sie zu verschönern, bis zum Abscheulichen entstellt, ebenso führt er in sein gesellschaftliches Betragen und in seine Sitten Schnörkel und Verzierungen ein, und gefällt sich über die bloße Zweckmäßigkeit hinauszugehen, um den erwachten Trieb nach freiem Vergnügen zu befriedigen. Wie sehr auch alle diese ersten Versuche, als Entfernungen von der Einsalt der Natur, ins Abentheuerliche, Abgeschmackte und Widersinnige fallen, so sind sie doch eben deswegen, weil es Entfernungen von der Natur sind, Wirkungen eines freieren Bildungsvermögens, und daher, als die erste Anmeldung der Vernunftfreyheit, eines Grades von Achtung werth. Sie beweisen uns, daß der einzelne Mensch und das Volk, bey denen wir sie antreffen, die Epoche der gänzlichen Unmündigkeit und des bloßen Naturregiments überstanden haben; daß sie nicht mehr Wilde, sondern Barbaren sind; denn Wildheit ist ganz unentwickelte, Barbarey falsch entwickelte Menschheit.

An dem Verhältniß zwischen beiden Ge-



schlechtern wird jetzt eine sehr vortheilhafte Veränderung sichtbar. Es ist nicht mehr der blinde Drang der Natur allein, was die Geschlechter einander näher bringt. Reize werden von dem Weibe, Verdienst von dem Manne gefordert, und die Schönheit ist der Tapferkeit Preis. Freiheit äußert sich bey dem Geschäft des Instinkts, und da der Instinkt sonst ganz ohne Wahl handelt, so dient diese Freiheitsäußerung zum untrüglichen Beweis, daß etwas höheres als die Natur dabey thätig war.

Auch der gesellschaftliche Umgang gewinnt ein ganz anderes Ansehen. Abhängiger von der guten Meinung anderer, weil er zu gefallen wünscht, muß der rohe Egoist den Ungefüg seiner Affekte bezähmen, und die Freiheit außer sich respektieren, weil er der Freiheit gefallen will. So lange er gegen andere nur in physischen Verhältnissen steht, kann er nur ein Objekt des selbstsüchtigen Erhaltungstriebes, nie eines freien ästhetischen Urtheils seyn. Er muß also heraustreten aus dem feindseligen kriegesrischen Stand der Natur, und sich in einen

Gegenstand der uneigennütigen und ruhigen Betrachtung verwandeln. Dies ist aber nur dadurch möglich, daß er selbst zur milden Erscheinung wird, daß er andern nicht als Feind gegenübersteht, daß er durch seine ungestüme Kraftäußerung ihre Selbstliebe aufschreckt, kurz, daß er andere nicht, gleich einem feindsüchtigen Gestirn, in den Wirbel seines Daseyns zieht, sondern sie, wie ein fernleuchtender Stern, als bloße liebliche Vorstellung beschäftigt.

Nirgends aber offenbart sich die wohlthätige Veränderung der Empfindungsart deutlicher, als in der heitern und lachenden Gestalt, welche, nach Erwachung des Schönheitstriebes, Religionen und Sitten annehmen. Furcht ist der Geist aller Gottesverehrung, ehe der Geschmack die Gemüther in Freiheit setzt. Es ist blos ihre Macht, wodurch sich Götter und Dämonen dem kindischen Alter der Menschheit verkündigen, und dem Sklaven der Bedürfnisse ist alles Mächtige zugleich schrecklich. Ein knechtisches Zagen ist seine Andacht, sein Gottesdienst ist finster und nicht selten fürchterlich. So wie aber der Sinn

für Schönheit erwacht, und der verzagte Erhaltungstrieb nicht mehr ausschließend und allein den Maasstab der Beurtheilung hergiebt, so verbessern sich auch die Vorstellungen von den Göttern, und der Mensch fängt an, in ein edleres Verhältniß zu denselben zu treten. Weil sie nicht mehr als bloße Naturkräfte auf ihn stürmen, so gewinnt er Raum, sie mit dem ruhigen Blick der Betrachtung zu fixieren. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit erschreckt hatten, und überraschen ihn mit einem veredelten Bilde seiner selbst. Das göttliche Ungeheuer des Morgenländers, das bloß mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltete, zieht sich in der griechischen Phantasie in die freundliche Form der Menschheit zusammen, und selbst der Vater der Götter muß seine plumpe Titanenkraft mit Schönheit vertauschen, um den Geschmack eines feinern Volks zu gewinnen, den nur die Form, nicht mehr die bloße Materie, befriedigen kann.

So unterwirft sich der Schönheit stille Macht nach und nach die rohe Natur, initiiert den

Bilden zum Menschen, und lehrt ihn, auch schon in seinem physischen Sklavenstande seine dämonische Freiheit versuchen. Aber ihre wohlthätigen Wirkungen schränken sich nicht darauf ein, die Empfindungen zu vergeistigen, und dadurch die reine Geistigkeit von ferne vorzubereiten. Ihr Einfluß auf die letztere ist noch näher und unmittelbarer, denn selbst in seiner absolut freien Thätigkeit, im Geschäft der Erkenntniß und der Wahl, leistet sie dem Geist gegen die widerstrebende Sinnlichkeit Beystand, ob ihr gleich an diesen Geschäften selbst kein positiver Antheil gestattet werden kann.

Die Erforschung der Wahrheit erfordert Abstraktion und strenge Gesetzmäßigkeit, wovon die Trägheit und Willkührlichkeit der Sinne zurückbeht. Anspannung der Denkkraft gehört dazu, um die Form, worin allein die Wahrheit enthalten ist, von der Materie zu scheiden. Um also die sinnlichen Vermögen, die sich immer nur an die Materie halten, für die reine Thätigkeit der Vernunft zu gewinnen und ihren Widerstand zu besiegen, ist es nöthig, Formen wieder

in Materie umzusetzen, Ideen in Anschauungen zu kleiden, und durch die Operationen der thätigen Kraft die leidende zu affizieren. Nur auf diese Art kann auch bey dem reinen Erkenntnißgeschäfte der Sinnlichkeit ein Gewinn abfallen, und die Arbeit mit Genuß, die Anstrengung mit Abspannung, die Thätigkeit mit Leiden abwechseln.

Dieses leistet der Geschmack im Vortrag der Wahrheit. Bey dem Schönen fängt die Vernunft an, in das willkührliche Spiel der Phantasie ihre Gesetzmäßigkeit zu mischen. Bey dem Schönen fangen Phantasie und Empfindungskraft an, einen edlern Stoff von der Vernunft zu empfangen, und bey der höhern Thätigkeit des Gemüths interessiert zu werden. Das Schöne dient also nicht blos dazu, die Sinne zur Denkkraft zu erheben, und Spiel in Ernst zu verwandeln, es hilft auch umgekehrt, die Denkkraft zu den Sinnen herabzuziehen und Ernst in Spiel zu verwandeln. Das erste dieser beiden Verdienste erwirbt sich der Geschmack um den em-

ypfindenden, das zweyte um den denkenden Theil der Welt.

Zum Denken wird der Mensch, wenn nicht starke Triebfedern seine natürliche Trägheit überwinden, bekanntlich nur durch den Reiz des Genusses eingeladen, und dieser Genuß muß unmittelbar aus seiner Thätigkeit selbst, nicht aus den Folgen derselben fließen. Diese erwarteten Folgen seiner Thätigkeit — sey es nun, daß sie wesentlich daraus fließen, wie die Einsicht aus dem Nachdenken, oder daß sie sich zufällig damit verbinden, wie etwa der Lohn mit der Arbeit oder der Ruhm mit der Geschicklichkeit — können niemals zu allgemein wirksamen Antrieben dienen, weil es ja noch stets problematisch bleibt, ob wir eine Vorstellung davon haben, ob wir uns Hoffnung dazu machen, und ob wir einen Werth darauf legen. Und dann kann uns ein noch so großes Gut in der Erwartung, wenn es auch anlockend genug ist, uns zur Arbeit anzuspornen, doch die gegenwärtige Mühe der Anstrengung nicht verbergen, noch das Gefühl eines Zwanges ersparen. Um dieses Gefühl

völlig aus dem Gemüth zu verbannen, muß der Genuß so schnell mit der Anspannung wechseln, daß das Bewußtseyn beyde Zustände kaum unterscheiden kann. Ein Meister in der guten Darstellung muß also die Geschicklichkeit besitzen, das Werk der Abstraktion augenblicklich in einen Stoff für die Phantasie zu verwandeln, Begriffe in Bilder umzusetzen, Schlüsse in Gefühle aufzulösen, und die strenge Gesetzmäßigkeit des Verstandes unter einem Schein von Willkühr zu verbergen.

In den wenigsten Fällen wirkt der Verstand logisch, nemlich mit deutlichem Bewußtseyn der Regeln und Principien, die ihn leiten; bei weitem in den mehesten Fällen wirkt er ästhetisch, und als eine Art von Takt, wie Ew. Durchl. schon aus dem Sprachgebrauch ersehen, der in allen Sprachen für diese Verstandesgattung den Ausdruck Gemeinsinn einführte.

Nicht als ob der Sinn jemals denken könnte; der Verstand wirkt hier ebenso gut, als bey dem schulgerechten Denker, nur daß die Regeln, nach denen er verfährt, nicht im Bewußtseyn festge-

halten werden, und daß wir in einem solchen Fall nicht die Verstandesoperation selbst, nur ihre Wirkung auf unsern Zustand durch ein Gefühl der Lust oder Unlust erfahren. Ehe das Gemüth sich Zeit nimmt, sein eigener Zuschauer zu seyn, und von seinem Verfahren sich Rechenschaft zu geben, wird der innere Sinn affiziert, die Handlung geht in Leiden, der Gedanke in eine Empfindung über.

Für diesen Takt nun muß der Redner und Schriftsteller von Geschmac sein Werk ausführen, wiewohl er sehr unrecht thun würde, es bloß vermittelt eines solchen Takts zu erzeugen. Führt er es hingegen auch für den logischen Verstand aus, wie er es durch denselben erdachte, so legt er jedem seiner Leser oder Zuhörer die Arbeit des Hervorbringens auf, die er doch allein hätte übernehmen sollen; er verweist sie länger, als es dem Sinn gefallen kann, bey dem zwangvollen Zustand der Abstraktion, indem er den weit beliebteren Zustand der Anschauung und Empfindung verzögert. Er übt also eine



Art von Gewalt gegen sie aus und mißfällt, weil er die Freiheit beleidigt.

Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, Geadigster Prinz, daß diesem Gesetz des Geschmacks nur Vorstellungen unterworfen sind, die auf Unterhaltung und Uebertreibung abzielen, nicht aber solche Werke, welche der strengen Prüfung ausdrücklich hingegeben werden, und Ueberzeugung bewirken sollen. Diese letztern sind von allen Anforderungen des Geschmacks nicht nur freigesprochen, sondern es streitet sogar mit ihrem Zwecke, daß sie in ästhetischer Rücksicht vortrefflich sind; weil der Zustand des Genusses der Prüfung nicht günstig ist, und eine geschmackvolle Behandlung das logische Maschinenwerk versteckt, auf welches doch alle philosophische Ueberzeugung sich gründet. So würde Kant's Kritik der Vernunft offenbar ein weniger vollkommenes Werk seyn, wenn sie mit mehr Geschmack geschrieben wäre. Ein solcher Schriftsteller wird aber auch vernünftigerweise nicht erwarten, daß er Leser interessire, die seinen Zweck nicht mit ihm theilen.

Wer hingegen allgemein gefallen will, den entschuldigt kein Stoff, er muß die Freiheit der Phantasie respektieren, er muß das logische Geräthe verbergen, wodurch er den Verstand seines Lesers lenkt. Wenn der dogmatische Vortrag in geraden Linien und harten Ecken mit mathematischer Steifigkeit fortschreitet, so windet sich der schöne Vortrag in einer freyen Wellenbewegung fort, ändert in jedem Punkt unmerklich seine Richtung, und kehrt ebenso unmerklich zu derselben zurück. Der dogmatische Lehrer, könnte man sagen, zwingt uns seine Begriffe auf, der sokratische lockt sie aus uns heraus, der Redner und Dichter giebt uns Gelegenheit, sie mit scheinbarer Freiheit aus uns selbst zu erzeugen.

So wie ein geschmackvoller Vortrag zum Denken einladet, und die Erkenntniß der Wahrheit befördern hilft, weil er selbst aus abstrakten Begriffen einen Stoff für die Sinnlichkeit bildet, so hilft der Geschmack auch selbst die Sittlichkeit des Handelns befördern, indem er die moralischen Vorschriften der Vernunft mit dem Interesse der Sinne in Uebereinstimmung bringt,

und das Ideal der Tugend in ein Object der Neigung verwandelt.

Aber hier, Gnädigster Prinz, betrete ich einen Boden, wo es ebenso gefährlich als leicht ist, einen Mißtritt zu thun, und wo ich mich also genöthigt sehe, einen langsameren Schritt zu nehmen. Es giebt der denkenden Köpfe sehr viele, welche von keinem Einfluß des Geschmacks auf die Sittlichkeit wissen wollen, und in diesem Gebiete weit mehr von ihm befürchten als hoffen. In den folgenden Briefen werde ich Gelegenheit haben, ihre Gründe zu prüfen.

Ich erlaube mir noch nur den Wunsch hinzuzusetzen, daß das Interesse Ew. Durchl. an diesen Unterhaltungen nicht in eben dem Grad sich vermindern möchte, als das meinige wächst, solche fortzusetzen.

Mit tiefster Devotion ersterbe ich  
 Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigster  
 Diener

F. Schiller.

Ludwigsburg in Schwaben, am 21. Nov. 1793.

---

## VI.

### Durchlauchtigster Prinz,

Mit einem gemischten Gefühl von Verlegenheit und Muth ergreife ich heute die Feder. Ich habe die Frage zu beantworten, wieviel die Tugend durch den Geschmack gewinnt, und fürchte daher in einen noch ernsthafteren, und für eine schriftliche Unterhaltung noch weniger schicklichen Ton, als bisher, zu verfallen. Doch ich erinnere mich zugleich, an wen ich schreibe, und wenn auch vielleicht die Wahl meines heutigen Gegenstandes den delikaten Geschmack des Weltmanns beleidigen sollte, so werde ich an

dem Herzen des Tugendfreundes und an der Wahrheitsliebe des philosophischen Denkers, dem kein Gegenstand der Untersuchung, am wenigsten ein solcher, gleichgültig ist, desto nachdrücklichere Vertheidiger finden.

Ich bekenne gleich vorläufig, daß ich im Hauptpunkt der Sittenlehre vollkommen kantisch denke. Ich glaube nemlich und bin überzeugt, daß nur diejenigen unsrer Handlungen sittlich heißen, zu denen uns blos die Achtung für das Gesetz der Vernunft und nicht Antriebe bestimmten, wie verfeinert diese auch seyen, und welch' imposante Rahmen sie auch führen. Ich nehme mit den rigidesten Moralisten an, daß die Tugend schlechterdings auf sich selbst ruhen müsse, und auf keinen von ihr verschiedenen Zweck zu beziehen sey. Gut ist (nach den Kantischen Grundsätzen, die ich in diesem Stück vollkommen unterschreibe) gut ist, was nur darum geschieht, weil es gut ist.

Wenn ich also dem Geschmack das Verdienst zuschreibe, zu Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn,

daß der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Brief zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Freiheit ganz derselbe Fall wie mit der äußern und physischen. Frey in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verschiedenen Grund zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einschränken können. Ebenso kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird,

die meine Gemüthsfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit selbst darin besteht, daß man überhoben ist, sich nach andern zu richten; ebenso gut kann man sagen, daß der Geschmack zur Tugend verhelpe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deswegen gar nicht auf, frey zu heißen, weil glücklicherweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald wir nur wissen, daß der Handelnde dabey bloß seinem eignen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Ebenso verliert eine innere Handlung deswegen das Prädikat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können; sobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabey bloß dem Ausspruch seiner Vernunft, mit Ausschließung fremder Triebfedern, folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung

beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Ursprung aus dem Willen der Person; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft.

Vergönnen mir Ew. Durchl., daß ich diese Analogie noch weiter ausführe. Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freie Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stoßen, die unserer Freiheit entgegenwirken, und bezwungen werden müssen. In so fern giebt es Grade der Freiheit. Unsere Freiheit ist größer, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bei noch so heftigem Widerstand feindseliger Kräfte behaupten, aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich in's Mittel schlägt, und diesen Widerstand ohne unser Zuthun vernichtet.

Ebenso mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften wider-



streiten, und die wir abweisen müssen. In so fern giebt es Grade der Moralität. Unsere Moralität ist größer, hervorragender wenigstens, wenn wir bey noch so großen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sich keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anderes als unsere Willenskraft diese Anreizungen entkräftet. Genug, wir handeln sittlich gut, sobald wir blos darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist — gesetzt auch, es wäre die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse blos deswegen, weil es böse ist, vorzuziehen, sondern daß jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschloße, oder das Unangenehme nach sich

zöge. Alle Namoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Kollision des Guten mit dem Angenehmen, oder was auf eines hinausläuft, der Begierden mit der Vernunft zu entspringen, und einer Seits die Stärke der sinnlichen Antriebe, andrer Seits die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben. Moralität kann also auf zweyerlei Weise befördert werden, wie sie auf zweyerlei Weise gehindert wird. Entweder man muß die Parthey der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchungen brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen sey.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabey vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Fall gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der

verändert werden müßte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Weg doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn starke Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden.

Ich trage also kein Bedenken, Gnädigster Prinz, den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördere, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der gefährlichste innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt, und sobald die Vernunft etwas ihm anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht, und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruche zu

befinden. Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz, und will sein Object durch den Willen realisiert haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite, und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat.

Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, giebt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln blos, wie ihren Sinnen gelüftet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, giebt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist blos der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchungen siegen. In ästhetisch verfeinerten Gemüthern ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist.

Diese Instanz ist der Geschmack. Der Ge-

schmack fordert Mäßigung und Anstand, er verabscheut alles, was eckigt, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturm der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dies fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anderes ist als ein ästhetisches Gesetz, von jedem civilisirten Menschen. Dieser Zwang, den sich der civilisirte Mensch bei Aeußerung seiner Affekte auflegt, verschafft ihm über diese Affekte selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den bloß leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen, und den raschen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk seyn), aber es macht dem Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden.

Der Geschnack ist also als der erste Kämpfer

anzusehen, der in einem ästhetisch verfeinerten Gemüth gegen die rohe Natur heraustritt, und, ehe die Vernunft noch nöthig hat, sich als Gesetzgeberin ins Mittel zu schlagen, und in Form zu sprechen, diesen Angriff zurücktreibt. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affect ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüth bloß darum von dem Joch des Instinkts, um es in seinen Fesseln zu führen, und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweyte noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack nemlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edleren Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität, da ist bloß ein Tausch der Ketten vorgegangen.

Etwas Großes ist aber doch bey dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materielle Reigungen und rohe Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnädig und sturmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Reigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Object mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitsinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr den lebhaften und feurigen Beyfall der Natur.

Wenn wir nemlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle ohne Mühe auf diese zwey zurückführen können. Entweder

macht die Sinnlichkeit (die Natur) die Motion im Gemüth, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetz; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bey den Sinnen.

Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konstantinopel zu eskortieren. Unterwegs, als beide zusammen ritten, bekommt Alexius Lust, unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen, und sich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andre, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schlafe lag, erblickte der letztere des Alexius Schwerdt, das an einem Baumzweige aufgehangen war, und geräth in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. Anna Komnena giebt zu verstehen, daß sie nicht wüßte, was geschehen



seyn würde, wenn Alerius nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier, Gnädigster Prinz, war nun ein moralischer Rechtsandel der ersten und heraufsteigenden Gattung, wo der sinnliche Trieb den ersten Antrag machte, und die Vernunft erst darüber als Richterin erkannte. Hätte jener nun die Versuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der reißenden Oker mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strom überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hilflos waren — und als er (ich setze diesen Fall) einzig aus Bewußtseyn dieser Pflicht in den Rachen sprang, den kein anderer besteigen wollte, so ist wohl niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Fall von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst

regte sich der Erhaltungstrieb, die Motion der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art: er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmack darauf Einfluß geben?

Gesetzt also der erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckte, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblick, als der Naturtrieb sein Anliegen vorbringt, schon der bloße Geschmack es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer früheren Instanz fallen. Nun regiert aber der Geschmack den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das

widrige Gefühl, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung und im Gebiet der leidenden Kraft verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent; eine bloße schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun der Andere, dem seine Vernunft vorschrieb, etwas zu thun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen so reißbaren Schönheitsinn, den alles, was groß und vollkommen ist, entzückt, so wird in demselben Augenblick, als die Vernunft ihren Ausspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das mit Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfänglichkeit für das Schöne gegen die Neigung hätte durchsetzen müssen. Werden Sie ihn aber, Gnädigster Prinz, deswegen im zweyten Fall für minder vollkommen, als im ersten halten? Gewiß nicht, denn er handelte ja im zweyten so gut als im ersten nach einer Vorschrift der Vernunft, und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgte, das kann

der sittlichen Kleinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also moralisch ebenso vollkommen, physisch hingegen ist er bey weitem vollkommener, denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subjekt für die Tugend.

Der Geschmack giebt also dem Gemüth eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Naturbewegungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen denen Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhl abthut, was sonst das Gewissen hätte ausmachen müssen, und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortreflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe moralischer Handlungen, sondern auf der größern Fertigkeit des Gemüths, solche Handlungen ausüben zu können; ja vielleicht wird man in der Epoche des er-

fällten sittlichen Ideals ebenso wenig von Moralität und moralischen Thaten als in dem goldenen Alter der Natur und der Kindheit hören, und höchstens nur bey außerordentlichen Fällen daran erinnert werden, daß die Vernunft und nicht die Neigung das Ruder führt. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen denen Fällen positiv nützen, wo die Vernunft die erste Anregung macht, und in Gefahr ist, von der stärkern Beredsamkeit der Natur überstimmt zu werden. In diesen Fällen nemlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vortheil der Pflicht, und macht also auch ein geringeres Maas moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack der wahren Moralität in keinem Falle schadet, in mehreren aber offenbar nützt, so muß der Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist.

Gelegt, daß die schöne Kultur ganz und gar nichts dazu beytragen könnte, uns besser gesinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt,

auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsere Handlungen an, als insofern sie ein Ausdruck unserer Gesinnungen sind; aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unsere Gesinnungen an, als insofern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck befördert wird.

Nun sind aber beide Weltordnungen, die physische, worin Kräfte, und die moralische, worin Gesetze regieren, so genau auf einander berechnet, und so innig in einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moralisch zweckmäßig sind, durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schließen; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu seyn scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu er-

halten. Die Ordnung der Natur ist also von der Sittlichkeit unserer Gefinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur — so lange sie menschliche Natur bleibt — nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne Unterbrechung und Rückschlag gleichförmig und beharrlich als reine Geisternatur handle, daß sie nie gegen die sittliche Ordnung verstoße, wie mit den Vorschriften der Vernunft sich im Widerspruch befinde — wenn wir, bey aller Ueberzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend, uns gestehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer besten Grundsätze bauen dürfen — wenn wir uns bey diesem Bewußtseyn unsrer Unzuverlässigkeit erinnern, daß das Gebände der Natur durch jeden unsrer moralischen Fehltritte leidet — wenn wir uns alles dieses ins Gedächtniß rufen, so würde es die frevel-

hasteste Verwegenheit sein, das Beste der Welt  
 auf dieses Ohngefähr unsrer Tugend ankommen  
 zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Ver-  
 bindlichkeit für uns, wenigstens der physischen  
 Weltordnung durch den Inhalt unsrer Hand-  
 lungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch  
 der moralischen durch die Form derselben nicht  
 recht machen sollten — wenigstens als voll-  
 kommenere Instrumente dem Naturzweck zu ent-  
 richten, was wir als unvollkommene Personen der  
 Vernunft schuldig bleiben, um nicht in beiden  
 Weltordnungen zugleich mit Schande zu bestehen.  
 Wenn wir deswegen, weil sie keinen moralischen  
 Werth hat, für die Legalität unsers Betragens  
 keine Anstalten treffen wollten, so könnten alle  
 Bande der Gesellschaft zerrissen seyn, ehe wir  
 mit unsern Grundsätzen fertig würden. Je zu-  
 fälliger aber unsre Moralität, um desto noth-  
 wendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität  
 zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Ver-  
 säumniß der letzteren würde uns moralisch zu-  
 gerechnet werden können. Ebenso wie der Wahn-  
 sinnige, der seinen nahen Paroxysmus ahndet,



alle Messer entfernt, und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines kranken Gehirnes nicht im gesunden Zustand verantwortlich zu seyn — ebenso sind auch wir verpflichtet, uns in den freien Intervallen durch Religion und durch ästhetische Tugend zu binden, damit unsre Leidenschaft nicht in den Perioden ihrer Herrschaft gegen die Weltordnung rase.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen, und die Gesetzmäßigkeit der Handlungen da zu sichern, wo die Pflichtmäßigkeit der Gesinnungen nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle verdiente, der weder die Reize der Schönheit noch den Glauben an eine Vorsehung und Unsterblichkeit nöthig hätte, um sich in allen Vorfällen des Lebens der Pflicht gemäß zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nach-

zulassen, wenn er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl der Welt, das durch unsre zufällige Tugend gar übel besorgt seyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Aukern, der Religion und dem Geschmack, zu befestigen.

Und zwar scheinen sich beide, wenn ich anders meinen Erfahrungen trauen darf, in den Menschen und in das Menschengeschlecht so zu theilen, daß die Religion demjenigen ihre Arme öffnet, an dem die Schönheit verloren ist. Da nemlich, wo keine ästhetische Kultur den innern Sinn aufgeschlossen, und den äußern beruhigt hat, und die edleren Empfindungen des Verstandes und Herzens die gemeinen Bedürfnisse der Sinne noch nicht eingeschränkt haben, oder in Lagen, wo auch die größte Verfeinerung des Geschmacks den sinnlichen Trieb nicht verhindern kann, auf eine materielle Befriedigung zu dringen — da ist es die Religion, die auch dem sinnlichen Trieb noch ein Objekt anweist, und ihm für die Opfer, die er der Tugend zu bringen hat, hier oder dort eine Entschädigung zusichert. In diesen

Fall aber kommen wir alle, nur mit dem Unterschied, daß der rohe Mensch sich unaufhörlich, der verfeinerte nur momentweise darin befindet.

Eine Seele nemlich, welche angefangen hat, das edlere Vergnügen an Formen zu kosten, und aus dem reinen Quell der Vernunft ihre Genüsse zu schöpfen, scheidet ohne Kampf von den gemeinen Freuden des Stoffs, und hält sich für die Entbehrungen des äußern Sinns durch die Vergnügungen des innern unendlich entschädigt. Aber Einen Fall giebt es doch, wo wir alle, verfeinert oder roh, unter die Gewalt des Instinkts zurückkehren, und wo die Natur, aller Kunst zum Trost, ihre Rechte geltend macht. Keine ästhetische Kultur geht so weit, daß sie den Naturtrieb auch da zurückweisen könnte, wo er sich für Leben und Daseyn wehrt. Alles was der Geschmack vermag, ist, das Object unsrer Begierden zu verändern, und gröbere Empfindungen gegen feinere auszutauschen. So lange also die Vernunft, bey ihrer moralischen Gesetzgebung, bloß das Opfer einzelner Empfindungen fordert, so kann der

Geschmack dem innern Sinn erstatten, was dem äußern entzogen wird; sobald aber die Vernunft das Opfer der Kraft selbst verlangt, und den letzten Grund aller, auch der geistigsten Empfindungen, antastet, so hat der Geschmack nichts mehr zu ersetzen, weil er — als ein zur Hälfte sinnliches Vermögen — in das Schicksal der Sinne sich selbst mit verwickelt sieht, und mit der Existenz auch seine Herrschaft sich endigt. Wo das Vermögen der Empfindungen aufhört, da ist kein Tausch der Empfindungen möglich, und den Trieb zu unterdrücken, den wir nicht mehr befriedigen können, ist alles was uns übrig bleibt. Dies ist aber nur durch die gewaltsamste aller Abstraktionen und durch eine Kraftäußerung möglich, deren die gemischte Natur des Menschen kaum fähig ist. Dazu würde ein Sprung vom Bedingten ins Unbedingte hinüber, und eine völlige Verzichtleistung auf alles, was an uns der Materie gehört und unter Naturbedingungen steht, also auf Daseyn und Bewußtseyn und Wirken erfordert werden. Bloss die reine Form der Vernunft, in ihre unwandelbare Identität

eingehüllt, würde, von allem Stoff abgesondert; zurückbleiben, und selbst diese Idee des Absoluten und Nothwendigen würde, weil sie nicht ohne Zeitbedingungen und Stoff gedacht werden kann, in den allgemeinen Verlust mit eingeschlossen werden. Da nun zu dieser Gemüthsoperation eine Kraft erfordert wird, deren nur die wenigsten Menschen, und diese Wenigen auch nur in ihren glücklichsten Momenten, fähig sind, so werden wir wohl thun, für diesen äußersten Fall Religionsideen in Bereitschaft zu halten, um dem unabweißbaren Lebenstrieb in einer andern Ordnung der Dinge eine Befriedigung versichern zu können. Soll ich es frei heraus sagen, Gnädigster Prinz? Die Religion ist dem sinnlichen Menschen, was der Geschmack dem verfeinerten, der Geschmack ist für das gewöhnliche Leben, was die Religion für die Extremität. An eine dieser beiden Stützen aber, wo nicht lieber an beide, müssen wir uns halten, so lange wir keine Götter sind.

Schon ein flüchtiger Blick in die gegenwärtige moralische Verfassung der Welt bestätigt mir

meine Bemerkung. Betrachten wir die Masse des Volks; seine Religion ist das Gegengewicht seiner Leidenschaften, wo kein äußerer Widerstand ihre Stärke bricht. Der gemeine Mann wird sich vieles nur als Christ verbieten, was er als Mensch sich erlaubt hätte. Betrachten wir die feineren Klassen, sie sind gesittet, aber nicht sittlich. Die Gesetze des Anstandes, des guten Tons und der Ehre können sie allein vermögen, Rechte ungekränkt zu lassen, die sie weit entfernt sind, zu respektieren. Wo das Interesse ein zu schwacher Zügel für sie seyn würde, da ist es blos der Geschmack, der uns die Gesetzmäßigkeit ihres Betragens verbürgt. Ich zweifle nicht, daß es unter beiden Klassen Beispiele wahrer Tugend giebt, aber ich fürchte sehr, daß sie zu den Ausnahmen und nicht zu der Regel gehören. In Frankreich hat jetzt eine Erschütterung zugleich die Religion umgestürzt und den Geschmack der Verwilderung preisgegeben, und es fehlt viel, daß der Karakter der Nation so weit aufgebaut wäre, um dieser Stützen

zu entbehren. Die Zeit wird lehren, was geschehen wird.

Darf ich, Vortrefflichster Prinz, wegen der freimüthigen Wendung, mit der ich diesen Brief beschloß, Ihre Verzeihung hoffen? Ich gestehe, daß mir daran gelegen war, mich auch in diesem Stück Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin, denn vor Personen, die ich in diesem Grad respektiere und liebe, möchte ich gern so vollständig und unverhüllt erscheinen, wie vor meinem eigenen Herzen.

In tiefster Devotion ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht  
unterthänigster Diener und dankbarster Verehrer

Friedrich Schiller.

Ludwigsburg am 3. Dec. 93.

## VII.

Durchlauchtigster Prinz,

Der Sinn für das Schöne, habe ich in dem vorhergehenden Briefe auszuführen gesucht, diene der wahren Tugend zur Stütze und ersetze sie, wo sie mangelt, durch die ästhetische. Diese ästhetische Tugend, obgleich sie dem Menschen keinen Werth in der moralischen Welt erwirbt, macht ihn doch für die physische brauchbar, weil sie ihn einer Gesetzmäßigkeit des Betragens fähig macht, ohne welche die Natur ihren großen Zweck, der auf Vereinigung der Menschen zu einem Ganzen gerichtet ist, nie erreichen könnte. Aber die Menschen sind darum noch lange nicht vereinigt, wenn sie nicht unter einander entzwey-



het sind, und die Legalität allein kann bloß verhindern, daß Ungerechtigkeit nicht das Band der Gesellschaft zerreiße. Die Menschen wahrhaft und innig zu vereinigen, dazu gehört noch ein eigenes positives Band, der gesellige Karakter, oder die Mittheilung der Empfindungen, und der Umtausch der Ideen.

Zur Gesellschaft konnte schon das bloße Bedürfniß den Menschen führen, aber nur der Geschmack zur Geselligkeit; denn schon die Noth konnte seine doppelte Natur entwickeln, aber nur die Schönheit sie vereinigen. Der Geschmack allein bringt eine harmonische Einheit in die Gesellschaft, weil er eine harmonische Einheit in dem Individuum stiftet.

Rücksicht auf die Mittheilbarkeit der Empfindungen und Ideen ist bekanntlich das erste Gesetz, welches der gute Ton allen Gliedern einer civilisirten Gesellschaft diktiert. Der gute Ton verbannet alles was ausschließt. Er verlangt, daß an dem, was Einer sagt, und was Einer empfindet, alle ohne Unterschied sollen Theil nehmen können.

Aber die Vergnügungen der Sinne, die sich auf unmittelbare Sensation und eine materielle Ursache gründen, und die entgegengesetzten des reinen Verstandes, die sich auf Abstraktion und logische Formen beziehen, haben beide mit einander gemein, daß sie nie einer allgemeinen Mittheilung fähig sind. Jene deswegen nicht, weil sie sich nach einer individuellen Empfänglichkeit und nach Privatbedürfnissen richten, welche zufällig sind; diese deswegen nicht, weil sie zwar aus der unveränderlichen und gemeinschaftlichen Anlage des Verstandes, aber aus einer besondern Anwendung und Entwicklung dieser Anlage fließen, welche gleichfalls zufällig ist, und nicht bey jedermann darf vorausgesetzt werden.

Man würde eine gemischte Gesellschaft aus der gesitteten Welt sehr schlecht unterhalten, wenn man bloß den Sinnen mit angenehmen Reizungen schmeichelte. Denn, auch die Geistesleerheit einer solchen Bewirthung abgerechnet, konnte man ja niemals sicher seyn, daß der Privatgeschmack eines Einzelnen aus der Gesell-

schaft dasjenige nicht abhorrierte, was den andern Vergnügen macht, und, gesetzt daß es auch durch Varietät gelänge, es jedem Einzelnen recht zu machen, so würde doch eigentlich nicht gesagt werden können, daß der Eine das Vergnügen des Andern theile, sondern jeder würde immer nur für sich besonders genießen, und seine Empfindungen in sich begraben.

Man würde aber die nämliche Societät nicht viel besser befriedigen, wenn man sie mit den profoundesten Wahrheiten der Mathematik, Metaphysik oder Diplomatie bewirthete, weil das Interesse an diesen Gegenständen auf Kenntnissen und einem besondern Verstandesgebrauche beruhet, der nicht von allen Menschen erwartet werden darf. Der bloß sensuelle Mensch und der bloße Fächergelehrte sind daher gleich unbrauchbare Subjekte der Konversation, weil beide gleich wenig Fähigkeit besitzen, ihr Privatgefühl zum allgemeinen zu erweitern, und das allgemeine Interesse zu dem ihrigen zu machen.

